



PRINTED
IN GERMANY

Türkei TL 14,50
Ungarn Ft. 1.790,-

Spanien € 5,60
Spanien / Kanaren € 5,70
Thailand Baht 430,-
Tschech. Republik Kč 175,-

Portugal (cont.) € 5,60
Schweden skr 64,-
Slowakei € 6,20
Slowenien € 5,60

Japan (inkl. tax) Yen 1.785,-
Malta € 5,90
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) Zł 31,-

Griechenland € 6,-
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 82,-
Italien € 5,60

Belgien € 4,90
Dänemark skr 45,-
Finnland € 7,-
Frankreich € 5,60

Österreich € 4,70
Schweiz sfr 7,30



Generation Stress
Wenn Schule krank macht

„ Das größte Risiko,
das ich kenne, ist
nicht zu investieren. “

DWS Qualitätsaktien-Fonds

Sichere Anlagen bringen meistens kaum Rendite. Mehr Rendite bedeutet oft mehr Risiko. Aber auch hier gibt es Unterschiede. Mit den sogenannten Qualitätsaktien-Fonds der DWS investieren Sie in global agierende Unternehmen mit sehr guter Bilanzqualität und attraktiven Wachstumschancen.

DWS Deutschland *****

Qualitätsaktien Deutschland

DWS Global Growth *****

Qualitätsaktien weltweit

DWS Invest Top Euroland *****

Qualitätsaktien Euroraum

DWS Top Dividende *****

Qualitätsaktien weltweit

» www.DWS.de

GELD GEHÖRT ZUR NR. 1.



*Die DWS/DB AWM Gruppe ist nach verwaltetem Fondsvermögen der größte deutsche Anbieter von Wertpapier-Publikumsfonds. Quelle: BVI, Stand: Ende Februar 2013. Die Verkaufsprospekte mit Risikohinweisen und die wesentlichen Anlegerinformationen sowie weitere Informationen erhalten Sie kostenfrei bei der DWS Investment GmbH, 60612 Frankfurt am Main. Laufende Kosten p.a.: DWS Deutschland (Stand 30.09.2012): 1,4% zzgl. 0,019% erfolgsbez. Vergütung aus Wertpapierleihe-Erträgen. DWS Invest Top Euroland (Stand 31.12.2012): 1,67% zzgl. 0,136% erfolgsbez. Vergütung aus Wertpapierleihe-Erträgen. DWS Global Growth (Stand: 30.09.2012): 1,44% zzgl. 0,028% erfolgsbez. Vergütung aus Wertpapierleihe-Erträgen. DWS Top Dividende (Stand: 30.09.2012): 1,45% zzgl. 0,079% erfolgsbez. Vergütung aus Wertpapierleihe-Erträgen. Die Sondervermögen weisen aufgrund ihrer Zusammensetzung/der vom Fondsmanagement verwendeten Techniken eine erhöhte Volatilität auf, d.h., die Anteilspreise können auch innerhalb kurzer Zeiträume stärkeren Schwankungen nach unten oder nach oben unterworfen sein. © (2013) Morningstar Inc. Stand: Ende März 2013. Alle Rechte vorbehalten. Die hierin enthaltenen Informationen 1. sind für Morningstar und/oder ihre Inhalte-Anbieter urheberrechtlich geschützt; 2. dürfen nicht vervielfältigt oder verbreitet werden; und 3. deren Richtigkeit, Vollständigkeit oder Aktualität wird nicht garantiert. Weder Morningstar noch deren Inhalte-Anbieter sind verantwortlich für etwaige Schäden oder Verluste, die aus der Verwendung dieser Informationen entstehen. Die Wertentwicklungen in der Vergangenheit sind keine Garantie für zukünftige Ergebnisse.

Hausmitteilung

22. April 2013

Betr.: Titel, Syrien, Sheryl Sandberg, Euthanasie

Wer sich als Erwachsener an die eigene Schulzeit erinnert, verbindet das kaum mit dem Wort „Stress“. So ging es auch den Autoren unserer Titelgeschichte. Doch bei ihren Recherchen trafen die SPIEGEL-Redakteure auf viele Menschen unter Druck – Schüler, Eltern, Lehrer. Waren die Anforderungen früher tatsächlich geringer? Und: Wie schlimm ist es heute wirklich? Die Journalisten sahen sich in Schulen und Nachhilfe-Instituten um, sie suchten Beratungspraxen und Familien auf, und sie hörten viele Klagen über Stress. „Am Anfang hatte ich alle im Verdacht, Jammerlappen zu sein“, sagt Titelauteur Markus Verbeet. Doch er lernte hinzu: Die Belastung etwa durch die Verkürzung der Gymnasialzeit ist offenbar für viele Schüler tatsächlich ein weitaus größeres Problem, als sich vorstellen kann, wer die Schulzeit längst hinter sich hat (Seite 32).



Reuter in Syrien

Ganz Syrien scheine mittlerweile auf der Flucht zu sein, sagt SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter, der seit Ausbruch des Konflikts bereits zehnmals im Land unterwegs war. Waren früher, vor einem Jahr, die Menschen vor einrückenden Truppen geflohen, treibt die Bewohner der Vorstädte von Damaskus heute um, was zu tun sei im Falle eines Gasangriffs. In den Keller flüchten? Oder gerade nicht, weil das Gas zu Boden sinkt und es in den oberen Stockwerken sicherer ist? Dort wiederum sind die Menschen dem normalen Beschuss der Panzer und Hubschrauber ausgesetzt. „Es sind Fragen zur besten Überlebensstrategie, sie stellen sich jeden Tag neu“, sagt Reuter (Seite 80).

reuter ist? Dort wiederum sind die Menschen dem normalen Beschuss der Panzer und Hubschrauber ausgesetzt. „Es sind Fragen zur besten Überlebensstrategie, sie stellen sich jeden Tag neu“, sagt Reuter (Seite 80).

Dass Facebook-Vizechefin Sheryl Sandberg die Frauenförderung ernst nimmt, merkten die SPIEGEL-Redakteure Susanne Amann, Klaus Brinkbäumer und Marcel Rosenbach schnell: Zum Gespräch in der Hamburger Deutschland-Zentrale brachte Sandberg gleich drei leitende Kolleginnen mit. Damit waren mehr als zwei Drittel der Anwesenden weiblich – was für deutsche Wirtschaftsjournalisten zumindest ungewohnt ist. „Bei Gesprächen in deutschen Chefetagen“, so Amann, „sitzt man in der Regel ausschließlich Männern gegenüber“ (Seite 134).



Beyer, Aly in Berlin

Götz Aly ist einer der exponierten deutschen Zeithistoriker. Eines seiner Themen ist die Euthanasie, die systematische Ermordung von Behinderten im Nationalsozialismus. Aly, Vater einer schwerbehinderten Tochter, gibt im Gespräch mit SPIEGEL-Redakteurin Susanne Beyer auch Auskunft über den Alltag mit Tochter Karline. Aly freut sich auf den Sommer mit ihr, sie liebe das Baden im Stechlinsee. Und er plant eine große Fahrradtour. Die Tochter, die trotz ihrer

34 Jahre zart und klein ist, sitzt dann in einem Anhänger und genießt das Schaukeln. „Ihr Körper ist durch die Spasmen verkrampft“, schildert Aly, „durch das Ruckeln lockern sich ihre Muskeln. Es tut ihr gut“ (Seite 110).

Vertrauen ist die beste Basis für Entscheidungen. Mein Vertrauen gehört meiner Steuerberaterin.

Als Unternehmer tragen Sie viel Verantwortung. Gut, wenn man da einen Partner hat, auf den man sich in jeder Situation verlassen kann: Ihren steuerlichen Berater. Er unterstützt Sie bei allen betriebswirtschaftlichen Fragen und in der Personalwirtschaft. Mehr Infos bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/vertrauen



Film ansehen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.

In diesem Heft

Titel

Druck im Klassenzimmer – Schüler, Eltern und Lehrer klagen über Stress 32
 Was drei Jugendliche vom Turbo-Abitur halten 36
 Wie sich Grundschüler in Berlin-Hellersdorf mit Massagen entspannen 38

Deutschland

Panorama: Schärfere Gesetze gegen Zwangsprostitution / Mehr Jugendliche wegen Alkoholexzessen im Krankenhaus / Bundeswehr-Sparprojekt gefloppt 13
CDU: Im Streit um die Frauenquote positioniert sich Arbeitsministerin Ursula von der Leyen als Alternative zur Kanzlerin 18
Grüne: Wachsendes Unbehagen über den Wunschregierungspartner SPD 22
NSU-Prozess: Im Zentrum der Kritik – Manfred Götzl, der Vorsitzende Richter im bevorstehenden Gerichtsverfahren 26
Affären: Generalstaatsanwalt Frank Lüttig verteidigt seine Ermittler im Fall Wulff 27
EU: Parlament kritisiert die Amtsführung von Chefdiplomatin Catherine Ashton 28
Proteste: Eine Arbeitsvermittlerin kämpft gegen Hartz IV 30
Zeitgeschichte: Die Irrtümer des westdeutschen Geheimdienstes beim DDR-Aufstand 1953 41
Verkehr: Motorradfahrer – die Schrecken der Straße 42
Wohnungsmarkt: In Berlin rufen Aktivisten zum Widerstand gegen Zwangsräumungen auf 44
Abgeordnete: Deutschen Parlamentariern wurden von saudischen Herrschern Luxusuhren geschenkt 46
Gleichberechtigung: Die Regierung stellt sich der schwierigen Aufgabe, geschlechtergerechte Gesetzestexte zu verfassen 48

Gesellschaft

Szene: Bank-Besetzung in Spanien / Kinderwagenklau in Prenzlauer Berg 50
 Eine Meldung und ihre Geschichte – ein Zahnarzt in Brandenburg soll sich selbst verstümmelt haben 51
Karrieren: Warum der frühere Tennisstar Claudia Kohde-Kilsch bei der Linkspartei eine neue berufliche Zukunft sucht 52
Homestory: Wie sich eine Hausdurchsuchung anfühlt 56

Wirtschaft

Trends: Altmaier lädt Energiebosse zum Geheimtreffen / Warnsystem gegen Ärztepusch / Berlin verärgert Rüstungsindustrie 58
Verbände: Wie Lobbyisten der Gesundheitsindustrie die Politik manipulieren 60
Wettbewerb: Verteidigt die Post ihr Monopol mit illegalen Machenschaften? 70
Euro: Gefährliche Pläne für einen schleichenden Ausstieg aus der Währungsunion 72
Finanzkrise: Die Entsorgung der Altlasten könnte für die europäischen Steuerzahler sehr teuer werden 74
Welthandel: Chinesische Eltern lassen massenhaft Milchpulver in deutschen Geschäften aufkaufen 75
Verbraucherschutz: Die EU will mit den Werbelügen der Kosmetikindustrie aufräumen 76
Wissenschaft: Ein Student blamiert die Ökonomen Rogoff und Reinhart 77

Ausland

Panorama: Ägyptens Starkomiker Jussuf über Präsident Mursi / Mandelas Kinder wollen ans Erbe 78



Taktieren vs. Leidenschaft

Seite 18

Die Frauenquote ist gescheitert, die Koalition vorerst gerettet, doch Blessuren bleiben. Selten ging es in der Regierung härter zu als zwischen Angela Merkel und Ursula von der Leyen. Rekonstruktion des Quotentheaters.

Die Macht der Pharmalobby

Seite 60

Das Gesundheitswesen hat sich zu einem 300-Milliarden-Euro-Markt entwickelt, in dem längst die Profite und nicht die Patienten im Mittelpunkt stehen. Ein Heer von Interessenvertretern arbeitet daran, die Politik zu beeinflussen.

Wenn der Steuerfahnder klingelt

Seite 56

Acht Fahnder vor der Tür, mit Durchsuchungsbeschluss: SPIEGEL-Reporter Alexander Osang erlebte, was passiert, wenn das Finanzamt morgens klingelt – und sich mit aller Macht für eine Steuererklärung interessiert.



Lionel Messi (r.)

Zeit der Leiden

Seite 128

Tito Vilanova, der Nachfolger Pep Guardiolas als Coach des FC Barcelona, erkrankte nach seiner Amtsübernahme zum zweiten Mal an Krebs. Der Club hielt zu ihm: Monatlang spielte die derzeit weltbeste Mannschaft – im Halbfinale der Champions League Gegner des FC Bayern München – ohne ihren Chef. Das hat sie verwundbar gemacht.



Die Nervanstalt

Seiten 32, 36, 38

Schule soll – auch – Spaß machen. Aber viele Schüler fühlen sich unter großem Druck, sie klagen wie ihre Eltern über Stress. Vor allem die Verkürzung der Gymnasialzeit von neun auf acht Jahre sorgt für Unmut und Unruhe.

Die Bomben von Boston

Seiten 84, 86

In einer dramatischen Jagd, per Twitter minütlich übertragen, wurden die Attentäter des Anschlags verfolgt. Auch erste Hinweise auf mögliche Motive gab es im Internet. Boston markiert eine Zäsur im Umgang mit dem Terror.

Das geheime Leben der Zahlen

Seite 118

Cédric Villani sieht gut aus, er ist ein Genie – und ein brillanter Mathematiker. In seinen Memoiren erzählt er nicht nur von der Jagd nach Ruhm und Erkenntnis, sondern auch von seiner Liebe zu Manga und Musik.

Facebook macht mobil

Seite 134

Sie ist Bestsellerautorin, vielfache Millionärin, Frauenförderin – und Vizechefin von Facebook. Im SPIEGEL-Gespräch verrät Sheryl Sandberg, warum ihre Hollywood-Freunde Facebook kritisch sehen, das neue Mobilangebot „Home“ so wichtig ist – und was ihr einen „tollen Tag“ beschert. Überraschen wird viele, was sie als größte Gefahr für das Netzwerk sieht.



Sandberg

KATRIN BINKNER / DER SPIEGEL

ARNE WEYCHARDT / DER SPIEGEL

Syrien: Der grausame und doch skurrile Alltag im umzingelten Sabadani 80
 Präsident Assad soll schon Giftgas einsetzen ... 82
USA: Der Boston-Anschlag und die möglichen Motive der tschetschenischstämmigen Täter 84
Essay: Über den Umgang mit Terrorismus 86
China: Der Menschenrechtsaktivist Chen Guangcheng über sein neues Leben in New York 88
Großbritannien: Prinz Harry ist bei jungen Engländern so beliebt wie kein anderes Mitglied der Königsfamilie 90
Russland: Das Schicksal des Oligarchen Michail Chodorkowski 92
Global Village: Wie eine Bank in Den Haag ein alternatives Wirtschaftssystem etabliert 94

Wissenschaft · Technik

Prisma: Weißes Weltwunder der Antike rekonstruiert / Zeppelin analysiert die Duftwolken finnischer Nadelwälder 96
Computer: Vor 20 Jahren begann der Aufstieg des Internets zum globalen Massenmedium – ein Rückblick 98
Evolution: Das Erbgut des Quastenflossers – wie Genforscher die Geschichte des Lebens entschlüsseln 104
Waffen: Vorstoß zur weltweiten Ächtung von Kampfroobotern 106

Kultur

Szene: Picasso-Werke wandern nach Arabien / Der neue Hit des „Gangnam“-Stars Psy 108
Zeitgeschichte: SPIEGEL-Gespräch mit dem Berliner Historiker Götz Aly über Euthanasie bei den Nazis und das Leben mit seiner behinderten Tochter 110
Kommentar: Brief einer Enttäuschten an die Quotenkämpferin Ursula von der Leyen 114
Banden: Der Fall Bushido und die deutsche Popkultur 116
Autobiografien: Das französische Mathematikgenie Cédric Villani schreibt über den Zauber der Zahlen 118
Pop: DJ Westbam, ein Pate des Techno, überrascht mit einem brillanten Album 120
Musik: Das britische Schwesstertrio The Staves erfindet den Folk neu 124
Bestseller 125
Literaturkritik: Der Monsterroman „Europe Central“ von William T. Vollmann ... 126

Sport

Szene: Der Millionen-Poker um den deutschen Football-Spieler Björn Werner in den USA / Neuester Renner auf dem Dopingmarkt: das Krebsmittel Tamoxifen 127
Fußball: Stiller Kämpfer – Tito Vilanova, der Trainer des FC Barcelona 128
Extrembergsteigen: Erbitterter Zank um alpinistische Rekorde 130

Medien

Trends: Kerner vor ZDF-Comeback / Kahlschlag bei der „Berliner Zeitung“ 133
Internet: Facebook-Vizechefin Sheryl Sandberg verteidigt im SPIEGEL-Gespräch das Geschäftsmodell des sozialen Netzwerks 134

Briefe 6
Impressum, Leserservice 140
Register 142
Personalien 144
Hohlspiegel/Rückspiegel 146

Titelbild: Axel Martens für den SPIEGEL, Rainer Weisflog



SPIEGEL-Titel 16/2013

„Der Titel stellt pauschalisierend jeden Krisenland-Bürger als wohlhabenden Lügner dar. Dabei geht es doch nicht um die Steuerhinterziehung des Kioskbesitzers, sondern um die der sehr Reichen.“

STEFAN KRÄMER, BOCHUM

Nord und Süd sind in kultureller Hinsicht sehr verschieden. Dies betrifft ganz besonders das Werteverständnis von Wohlstand, Arbeit, Geld und Recht. Die gierigen Politiker des Südens haben sich auf das süße Subventionsgift einer machtversessenen politischen Kaste aus Brüssel eingelassen. Spanien wurde so zum perfekten Eldorado für Baufirmen, welche ganze Landstriche zerstörten und einen wasserfressenden Golfplatz nach dem anderen bauten. Die meisten Bürger dort haben keineswegs profitiert, sondern sind einfache Leute, die immer gespart haben. Sie haben im Zweifel die Kraft zu erkennen, dass die europäische Idee samt Euro von einer Reihe korrupter Versager geleitet wurde und den Niedergang ihrer bisherigen Existenz und Kultur zur Folge hat.

BERND CIERPIOL, DÜSSELDORF

Nr. 15/2013, SPIEGEL-Gespräch mit dem britischen Historiker Brendan Simms über Gründe des Deutschenhasses in Europa

Welch ein Rabulist!

Wie arrogant. Nicht nur möchte Simms den Deutschen vorschreiben, wie viel und wie wenig Führung sie in Europa ausüben sollen; darüber hinaus will er mit seinen Landsleuten nicht Teil einer Europäischen Union sein und meint, das „größte Geschenk“ Britanniens an den Rest Europas sei neben dem Vorbild der politischen Struktur des Vereinigten Königreichs die englische Sprache.

PROF. DR. KLEMENS DÖPP, FREUDENBERG (NRW)

Oh je, wer schützt uns vor Historikern, die sich einbilden, auch Politiker zu sein. Wer lediglich Historie als Heilmittel der Gegenwart sieht, lebt immer noch in der Vergangenheit. Gnade uns vor einem britischen Europa, das Simms uns in seiner England-Verliebtheit aufschwätzen will. Wir Deutschen werden auch weiter damit leben müssen, dass man unsere Unterstützung gern sieht, uns selbst aber eher weniger; da stehen wir auf der Welt nicht allein, unsere amerikanischen Freunde kennen das schon lange.

ANTON MARX, MÜNCHEN

Welch ein Rabulist, der den wahren Sachverhalt verdreht. Großbritanniens nationale Selbstbehauptung als Naturkonstante hinzustellen und gleichzeitig eine souveräne Politik Deutschlands zu verurteilen ist absurd. Das jahrhundertlange Niederkalten Deutschlands durch die europäischen Großmächte einzugestehen und im gleichen Atemzug Deutschlands Schwäche als Versündigung an der europäischen Sache anzuprangern ist zynisch. Das ist nicht Geschichtswissenschaft, das ist Geschichtspolitik – Germanophobie in Reinform.

DR. ANDRÉ FISCHER, VORBACH (BAYERN)

Nr. 16/2013, Die Armutslüge – Wie Europas Krisenländer ihre Vermögen verstecken

Wohlstand neu verdienen

Gratulation zu Ihrem Titelbild! Eine perfekte Kombination aus Originalität und Symbolkraft.

JOACHIM DÜSCHER, LAATZEN (NIEDERS.)

Nicht die Krisenländer verstecken ihr Vermögen – die haben gar keins, genauso wenig wie der finanzschwache deutsche Staat. Vielmehr nutzen die Superreichen in allen Ländern, auch in Deutschland, sämtliche Möglichkeiten, ihr Geld dem Zugriff des Fiskus zu entziehen. Leider haben die EU-Staaten nicht den Mut, gemeinsam dagegen vorzugehen.

WERNER HAERTEL, HAMBURG

Müssen Sie Südländer-Hass und drohendes Auseinanderbrechen Europas auch noch anfachen?

RICHARD HINKEL JR., LISSABON

Unabhängig vom verallgemeinernden Artikel ist das Titelblatt eine Katastrophe.

MICHAEL GUTACKER-MÜLLER, FRANKFURT A. M.

Es wird Zeit, einmal darauf hinzuweisen, wie arm wir Deutschen sind. Ich denke dabei an unsere Jugend, die Berufsanfänger, die Leute, die von ihren Eltern kein Haus oder Geld erben. In Frankreich nennt man uns Deutsche die Chinesen Europas, damit ist alles gesagt.

JÜRGEN LANDSBERGER, ILSEDE (NIEDERS.)

Woran Europa krankt, ist die selbstge-rechte Grundeinstellung vieler Europäer, einen Anspruch auf Vermögensmehrung oder Wohlstandserhalt zu haben. Dabei muss dieser Wohlstand täglich neu verdient werden. Dazu fehlt es aber viel zu oft an Leistungsbereitschaft, Begeisterungsfähigkeit und dem Verständnis, dass jeder Einzelne seinen Beitrag leisten muss, sei es durch Steuern, mit innovativen Geschäftsideen oder einfach nur Fleiß.

ULRIKE HOHENSOHN, HANNOVER

Endlich werden Schattenwirtschaft und Steuerhinterziehung der Südländer mal thematisiert. Die Steuerhinterzieher setzen ihre Millionen für Spekulationen ein. Wenn es schief läuft, muss der kleine Mann der scheinbar reichen Nordländer dafür aufkommen. Da wächst ein Riesenspotential an sozialem Sprengstoff, und alle Regierungen täten gut daran, diese Bombe schleunigst zu entschärfen!

SIGRID BEYER, OSTEN (NIEDERS.)

Es ist an der Zeit, dass der Mythos vom reichen Deutschland korrigiert wird. Hierzulande nimmt die Einkommensarmut zu, die Perspektivlosigkeit wächst, und die Leistungen der Sozialversicherungssysteme werden weniger. Ein wohlhabendes Land stelle ich mir wirklich anders vor.

JULIA ENGELS, ELSDORF (NRW)

Wie sollen die Häusle-Besitzer in Griechenland und anderswo denn ihr Land aus der Krise retten? Sie schreiben doch selbst, dass das Vermögen zum größten Teil aus Immobilien besteht. Wer soll die kaufen? Der Nachbar, der sein Häusle auch gerade verkaufen muss?

KOLJA MENDLER, KREFELD

Das an sich vernünftige Konzept einer europäischen Einigung wird durch derartige Auswüchse sowie durch demokratische Defizite konterkariert. Eine grundlegende Reform der Europäischen Verträge ist daher notwendiger denn je.

REIMER THIESEN, BELM (NIEDERS.)



Luxusyachten in Portofino bei Genua

HANS WADEL/GRUPPE28

MÄNNER



REGELN

GEHE NIE INS SOLARIUM.

DEINE JEANS IST NATÜRLICH GEBLEICHT.






Männer leben nach ihren eigenen Regeln. Und sie lieben es eher weniger künstlich. Auch bei ihrer Jeans: Mit reinem Sauerstoff und ohne Chemikalien nach strengsten Umweltauflagen in Deutschland gebleicht. Ein strahlendes Beispiel!
Joker – ein Mann, eine Jeans.



www.Joker-Jeans.de

UNSER ZUHAUSE: OPTIMAL FINANZIERT.

-  Persönliche Beratung
-  300 Banken im Vergleich
-  Beste Konditionen



Bester Baufinanzierer
Testieger
Ausgabe 8/2012
euro

interhyp

DIE BAUFINANZIERUNG

www.interhyp.de
0800 200 15 15 23



Briefe

Nr. 15/2013, Angela Merkels Kampf gegen unvoreilhaftige Fotos

Künstliches Interesse

Ich mag auch keine Pool-Fotos von mir, der Unterschied zu George Clooney ist mir zu groß. Einen vergleichbaren Unterschied zu Jennifer Lopez wird nach eingehender naturwissenschaftlicher Analyse auch die Bundeskanzlerin – vielleicht nicht ganz zu Unrecht – für sich konstatiert haben. Deswegen möchte sie keine Badeanzugfotos von sich in der Presse. Gott sei Dank.

MATTHIAS POIT, HEMMOOR (NIEDERS.)



Kanzlerin Merkel, Fotografen

Wie kann man über drei Seiten so herumlamentieren über die Kanzlerin, nur weil sie die Erwartungen der Presse in Sachen privater Fotos nicht erfüllt.

DR. HUBERT HOFMANN, IMMENSTAAD (BAD.-WÜRTT.)

Was private Fotos betrifft, wird von Seiten der Medien allzu oft ein Recht der Öffentlichkeit angeführt, eine Öffentlichkeit, die es in der Form gar nicht gibt. Das Interesse an solchen Bildern wird doch von den Medien künstlich hochgejazzt.

REINEKE SCHMOLL-EISENWERTH, NIEDERKASSEL

Nr. 15/2013, Schon Kinder leiden unter Bluthochdruck und verkalkten Gefäßen

Reha für Jugendliche

Anstelle eines gesunden Mittagessens in einer Ganztagschule und entsprechender gesundheitlicher Aktivitäten gibt es lieber Kinder- und Betreuungsgeld. Wo sind die Sozialpolitiker, Krankenkassen oder Vertreter der Rentenversicherung, die sich gegen diese Entwicklung stellen und eine gesündere Ernährung, mehr Prävention und Rehabilitation fordern und die entsprechenden Mittel zur Verfügung stellen? Ein Umdenken ist angesagt.

DIETMAR RENN, STUTTGART

Die Kindheit ist in der Tat die Wiege vieler Erkrankungen. Bluthochdruck ist oft eine Folge von Bewegungsmangel und Übergewicht. Von den rund 11 Millionen aller in Deutschland lebenden Kinder und

Jugendlichen sind rund 1,8 Millionen als übergewichtig einzustufen. Für Reha-Maßnahmen bezahlt allein die Deutsche Rentenversicherung Baden-Württemberg jährlich rund 15 Millionen Euro. Wie wichtig eine rechtzeitige Rehabilitation ist, macht Ihr Artikel sehr deutlich. Dass die gesetzliche Rentenversicherung auch kranken Kindern und Jugendlichen eine Prävention oder Rehabilitation ermöglicht und bezahlt, wissen indes viele nicht. Wir gehen offensiv auf Kinderärzte, Kinder- und Jugendpsychologen, auf Jugendämter und so weiter zu und werben dafür.

GERD MARKOWETZ, KARLSRUHE
DEUTSCHE RENTENVERSICHERUNG BAD.-WÜRTT.

Statt die Hauptursache dieser Leiden, die Kinder-Mästung, zu beseitigen, erfolgt eine Behandlung der Symptome mit Arzneimitteln. Um aus kranken Kindern ausbildungs- und arbeitsfähige Arzneimittelkonsumenten zu machen, die man in Disease-Management-Programmen verwalten kann. An jedem betroffenen Kind lässt sich so über Jahrzehnte hinweg viel Geld verdienen.

FRANK GALLING, DÜREN

Nr. 15/2013, Die Grünen wollen massive Steuererhöhungen – zu Lasten ihrer Wählerklientel


Sheriff von Nottingham

Das Vorhaben, das Ehegattensplitting schon bei einem Einkommen über 60 000 Euro für Paare zu deckeln und es mittelfristig abzuschaffen, hat nichts mit Robin Hoods lobenswerten Aktivitäten zu tun, eher mit den Umtrieben des Sheriffs von Nottingham. Ehepaare müssten auf erhebliche Summen verzichten, was einer unerhörten Steuererhöhung gleichkäme. Außerdem ist das Splitting ein Vorteil der Lebensform Ehe – die immer noch verfassungsrechtlich geschützt ist. Was die Partei womöglich nicht weiß, weil sie sich im Sherwood Forest verborgen hatte.

WOLFGANG WÜNSCH, HANNOVER

Die Grünen wollen Hartz-IV-Bezüge deutlich anheben und zur Gegenfinanzierung die Arbeitseinkommen höher belasten – da ist doch wohl ein Knick in der Optik. Durch höhere Transferleistungen sinkt die Differenz zu den anstößig niedrigen unteren Arbeitseinkommen. Wir benötigen aber zur Motivation arbeitsferner Milieus dringend einen größeren Unterschied zwischen staatlichen Unterhaltszahlungen und Arbeitseinkommen. Nicht Förderung von Hartz-IV-Existenzen, sondern Förderung von Ausbildung und Druck zur Arbeitsaufnahme sorgen hier für größere soziale Gerechtigkeit.

HORST HOFMANN, THURNAU (BAYERN)



GOTT
HIMMEL
ERDE
WASSER
FERTIG

Und jetzt Du.



HORNBACH 
Es gibt immer was zu tun.

Der digitale SPIEGEL

Jetzt auch für

Windows 8



In dieser Ausgabe:

Tennisplatz und Bundestag – Video über Claudia Kohde-Kilschs neue Karriere

Oligarch und Häftling – Video zum Prozess gegen Michail Chodorkowski

Techno und Pop – DJ Westbams Comeback im Video

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

www.spiegel.de/digital



Einfach scannen und Testangebot sichern – nutzen Sie dafür unsere App **DER SPIEGEL** mit integriertem QR-Code-Scanner

DER SPIEGEL

Briefe

Nr. 14/2013, Rassismus im Altersheim – wie ausländische Pfleger beschimpft werden

Starre Nazi-Omas

Im täglichen Leben stelle ich fest, dass bei Rentnern Antisemitismus, Muslim- und Ausländerfeindlichkeit besonders verbreitet sind. Ob an Bushaltestellen, Bankschaltern oder auf Bürgersteigen, häufig lassen diese aggressives Verhalten gegenüber Migranten erkennen. Ich bin 70 Jahre alt und schäme mich oft für meine Altersgruppe. Zum Schutz der Pfleger, vor denen ich höchsten Respekt habe, plädiere ich für eine Disziplinierung der Hochbetagten. Für Beleidigungen und Verweise auf die Gaskammer sollten Bestrafungen ausgesprochen werden: Weg von der Tischgemeinschaft bis hin zu ein-tägigem Essensentzug in schweren Fällen. Internate könnten als Vorbild dienen.

HELMUT MÜLLER, BONN

Ich widerspreche dem Seniorenexperten Claus Füsseck: Wer eine russische Altenpflegerin in die Gaskammer wünscht, der kann sich nicht mit Demenz entschuldigen und hat keinerlei Anspruch auf irgendwelches Verständnis.

HEINRICH MAUL, MÜNCHEN

Zivildienstleistende haben oft ähnliche Aggressivität erleben müssen. 1986 habe ich während meines ersten Einsatzes in Essen einem Herrn – Ex-Leutnant der Wehrmacht – die Windeln wechseln müssen. Seine Begrüßung lautete: „Deserteure wie dich haben wir damals gleich erschossen.“ Dies blieb kein Einzelfall.

HEINZ-JÜRGEN BAUMANN, BERLIN

Hohes Alter oder traumatische Kriegserlebnisse sind kein Freibrief für rassistische Beschimpfungen.

TABEA KUNZ, BERLIN

Wer sich mit dem Grauen beschäftigt hat, das sich nach 1945 hier abgespielt hat, wird verstehen, was alte Menschen heute empfinden, wenn sie ausländischen Pflegern gegenüberstehen. Viele leiden an fortschreitender Demenz. Fremde Gesichter bereiten Angst und Schrecken. Da von Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung der Pfleger zu sprechen ist Hohn und Verachtung dieser armen Alten!

RITA ALLIGER, SCHILDOW (BRANDENB.)

Dieser Bericht hat in mir, Baujahr 1932, alte Traumata und Wut geweckt. Die beschriebenen Leute haben sich nach 1945 nicht verändert, sondern nur ein Weilchen geschwiegen. Solange noch starre Nazi-Omas und -Opas leben und andere mit üblen Kraftausdrücken zutiefst verletzen, sollte man sie in ihre Schranken weisen.

WERNER HAAGE, VILLINGEN-SCHWENNINGEN



NACHLASS GUNTER SACHS

Gleitschirmflieger Sachs 2011

Nr. 15/2013, Wie sich die Sachs-Familie den Selbstmord des ehemaligen Playboys erklärt

„A“ wie Alter

Nach der Lektüre wundere ich mich, warum Sie Gunter Sachs nicht schon längst in Rom zur Heiligsprechung vorgeschlagen haben. Man hätte sich von einem Nachrichten-Magazin eine kritischere Betrachtung dieses reich geborenen Playboys gewünscht.

MIA HERBER, WADGASSEN (SAARLAND)

Im Gegensatz zu vielen abschreckenden Beispielen von degenerierten Nutznießern großer Erbschaften nutzte Sachs seine geerbte gemünzte Freiheit in einem hohen Maße für ein selbstbestimmtes, kultiviertes und angenehmes Leben. Dem gebührt Respekt und Bewunderung.

ASTRID KHALIL, HAMBURG

Hat Gunter Sachs je an die gedacht, die ihm dieses Leben ermöglicht haben? An die gedacht, die für ihn geschuftet haben?

VEIT HENNEMANN, KÖLN

Mit der „Krankheit A.“ hat Sachs bestimmt nicht Alzheimer gemeint. Aber für viele wäre der Schritt, sich wegen dieser Krankheit das Leben zu nehmen, eher nachvollziehbar, als aus Angst, als alter Mann nur noch auf dem Sofa zu sitzen und mit den Enkelkindern zu spielen. Gunter Sachs konnte wohl den Gedanken nicht ertragen, dass alle Welt ihn irgendwann einmalig hinfällig und geistig retardiert sähe.

ANGELIKA SCHNORR, KREFELD

Bei der „Krankheit A.“, an der Sachs litt, handelte es sich um die Krankheit Alter, der er durch rechtzeitiges selbstbestimmtes Ausscheiden aus einem prallen, noch gesunden Leben vorbeugen wollte.

DR. HANS-MARTIN ZÖLLNER, ST. MARGRETHENBERG (SCHWEIZ)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

In einer Teilaufgabe dieser SPIEGEL-Ausgabe befindet sich im Mittelband ein zwölfseitiger Beihefter der Firma Peek & Cloppenburg (P & C).



80 HOURS ON YOUR SIDE



TISSOT LUXURY AUTOMATIC

Eine außergewöhnliche, zeitlose Uhr, die mit einer **Gangreserve von 80 Stunden** durch das COSC zertifizierte Powermatic 80 Werk aufwartet, in einem 316L Edelstahlgehäuse mit Sichtboden und Wasserdichtigkeit bis zu einem Druck von 5bar (50m / 165ft). 790€*

IN TOUCH WITH YOUR TIME

T+
TISSOT
SWISS WATCHES SINCE 1853
INNOVATORS BY TRADITION

160th
ANNIVERSARY
1853 - 2013

Get in touch at www.tissot.ch

*Unverbindliche Preisempfehlung



Treten Sie ein und kommen Sie Ihren Wünschen ein Stück näher

Mit Fonds von Union Investment

- Unsere Investmentfonds helfen Ihnen, langfristig mehr aus Ihrem Geld zu machen
- Ihre Geldanlage wird professionell gemanagt und ist börsentäglich verfügbar
- Welche Wünsche Sie auch haben: Bei uns finden Sie schon ab 50,- Euro monatlich die passende Fondslösung

Informieren Sie sich jetzt unter www.union-investment.de und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken



Puff auf der Hamburger Reeperbahn

MENSCHENHANDEL

Bordelle mit Genehmigung

Nach jahrelangem Streit wollen Union und FDP nun doch mit schärferen Gesetzen gegen Menschenhandel und Zwangsprostitution vorgehen. Die Einigung über ein entsprechendes Regelungspaket stehe kurz bevor, heißt es in der Koalition. Konkret geht es bei dem Vorhaben darum, die strafrechtlichen Vorschriften gegen Menschenhandel zu verschärfen. Darüber hinaus sollen über das Gewerberecht Bordelle strenger reguliert werden. Demnach brauchen

Betreiber künftig eine spezielle Genehmigung, um diese zu eröffnen. Außerdem sollen die Behörden Auflagen zur Hygiene erlassen und die Betreiber der Puffs auf Vorstrafen prüfen dürfen. Allerdings gibt es noch Widerstände von Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP), die sich gegen ein schärferes Strafrecht sperrt. Einzelne Abgeordnete von Union und FDP drängen seit Jahren auf eine Novelle des Prostitutionsgesetzes, das die

rot-grüne Bundesregierung im Jahr 2001 eingeführt hatte. Damals befreite sie die Prostitution vom Makel der Sittenwidrigkeit. Dies führte nach Ansicht von Experten zu einem sprunghaften Anstieg der sexuellen Ausbeutung von Frauen – vor allem deshalb, weil den Behörden die Handhabe zur Kontrolle der Etablissements fehlte. Zuletzt zeigte ein Bericht der EU-Innenkommissarin Cecilia Malmström, dass der Menschenhandel in Europa stark gestiegen ist.

PARTEIEN

Kettenbrief von den Euro-Gegnern

Zur Finanzierung ihres Wahlkampfs hat die neue Anti-Euro-Partei „Alternative für Deutschland“ (AfD) einen „Arbeitskreis Fundraising“ eingerichtet. Schatzmeister Norbert Stenzel, Geschäftsführer eines Bad Nauheimer Betonherstellers, plant für diese Wo-

che Mailing-Aktionen mit Spendenaufrufen. Dabei will der Arbeitskreis frühere CDU-Parteifreunde anbetteln. „Als Mitglied im CDU-Wirtschaftsrat habe ich ein dickes Verzeichnis mit Mitgliederadressen“, sagte AfD-Schatzmeister Stenzel. Im CDU-Wirtschaftsrat ist die Empörung über diesen „Datendiebstahl“ groß. „Kein Mitglied darf Daten für private Zwecke nutzen, schon gar nicht für eine andere Partei“, sagt Präsidiumsmitglied und Unionsfraktionsvize Michael Fuchs. Die AfD-Geldsammler wollen

zudem ihre Kontakte in Arbeitgeberverbänden und Industrie- und Handelskammern (IHK) nutzen. Nach Angaben Stenzels will man interne Wahllisten für die Vollversammlungen der IHK auswerten. Ein Sprecher des Industrie- und Handelskammertages warnte, man werde konkreten Hinweisen auf Datenmissbrauch nachgehen. Bisher hat die AfD 600 000 Euro vor allem aus Beiträgen ihrer 8500 Mitglieder eingenommen. Die größte Einzelspende einer Privatperson bezifferte Stenzel auf 5000 Euro.

ENERGIE

Strompreise steigen und steigen

Das Bundesumweltministerium rechnet mit deutlich steigenden Strompreisen in diesem Herbst. Statt um rund 10 Prozent, wie bislang prognostiziert, kommt das Amt von Minister Peter Altmaier (CDU) auf eine Preissteigerung von bis zu 15 Prozent. Schuld daran ist die EEG-Umlage, mit der die Kosten für den Ausbau erneuerbarer Energien finanziert werden. Diese führt bislang zu einem Zuschlag auf den Strompreis von 5,3 Cent pro Kilowattstunde. Im Umweltministerium geht man davon aus, dass wegen des zunehmenden Ausbaus der Windenergie und auch der Photovoltaik mit einer Umlage von bis zu acht Cent zu rechnen ist. „Die dramatische Entwicklung muss allen politischen Fraktionen klarmachen, dass wir dringend gegensteuern müssen“, sagt Altmaier. Danach sieht es derzeit nicht aus. Die SPD-regierten Bundesländer blockieren seinen Gesetzentwurf für eine Strompreisbremse. Ende voriger Woche fiel ihm das Bundeskanzleramt in den Rücken und sagte ein Vermittlungstreffen mit den Staatskanzleichefs der Länder ab. Im Umweltministerium hofft man nun auf eine gemeinsame Initiative mit der SPD-Bundestagsfraktion, um die Strompreisbremse doch noch vor den Wahlen zu beschließen.

RASSISMUS

„Entschiedener handeln“



Régis de Gouttes, 72, französischer Jurist und Mitglied des Uno-Anti-Rassismus-Ausschusses, über die Rüge für Deutschland im Fall Thilo Sarrazin

SPIEGEL: Ihr Ausschuss hat Deutschland vorgeworfen, nicht wirksam gegen angeblich rassistische Äußerungen des ehemaligen Berliner Finanzsenators Thilo Sarrazin vorgegangen zu sein. Schützt die deutsche Justiz Rassisten?

De Gouttes: Aber nein! Deutschland verfügt schon über Gesetze gegen Rassismus. Im Fall Sarrazin hat die Justiz aber nicht effektiv genug reagiert. Unsere Aufgabe besteht darin, jeden



Bundeswehr-Hubschrauber „Tiger“

BUNDESWEHR

Verschenkte Sparmaßnahme

Ein wichtiges Sparprojekt der Bundeswehrreform wird zum Flop. Das Verteidigungsministerium hat zwar bei zwei Großaufträgen die Zahl bereits geordneter Hubschrauber massiv reduziert, spart dadurch aber nur einen Bruchteil der Auftragssumme ein. Gegenüber dem Bundestag räumte das Ministerium ein, dass die Gesamtkosten von 10,5 Milliarden Euro nur um einen Betrag „im unteren dreistelligen Millionenbereich“ sinken, obwohl nun statt 202 Maschinen nur 157 angeschafft werden. Im Mini-

terium geht man von einer Einsparung von 200 Millionen Euro aus. Verteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU) hatte mit den Herstellern lange verhandelt und nach der Einigung im März die Einsparung „erheblicher Haushaltsmittel“ verkündet. Von der Opposition kommt Spott. „Bei der Bundeswehr wird gespart, koste es, was es wolle“, sagt der SPD-Politiker Hans-Peter Bartels. Er vermute, „dass sich der Minister von der Industrie über den Tisch ziehen ließ“.

einzelnen Fall nach seinen spezifischen Gesichtspunkten zu bewerten, und wir hielten die Beschwerde des Türkischen Bundes Berlin-Brandenburg (TBB) vor dem Ausschuss für zulässig: Türken sind eindeutig Opfer rassistischer Attacken Sarrazins.

SPIEGEL: Auf seiner jüngsten Tagung hat sich der Ausschuss beispielsweise mit der Diskriminierung von Roma in Osteuropa beschäftigt. Hat die Frage, ob die deutsche Justiz Herrn Sarrazin verfolgt oder nicht, wirklich einen ähnlich schwerwiegenden Rang?

De Gouttes: Zu den Aufgaben des Ausschusses zählt nun einmal der Schutz von verletzlichen Bevölkerungsgruppen. Auch in diesem Fall heißt es, wachsam zu sein. Sarrazin warf Türken in Deutschland vor, dass sie sich nicht integrieren wollen. Zudem stellte er die Intelligenz einer Volksgruppe über eine andere.

SPIEGEL: Was genau werfen Sie Deutschland vor?

De Gouttes: Deutschland hat den Artikel vier der Anti-Rassismus-Konvention unterzeichnet. Damit hat sich das Land verpflichtet, die Verbreitung rassistischer Ideen strafrechtlich zu verfolgen.

SPIEGEL: Die deutsche Justiz hält Sarrazins Ansichten für geschützt durch die Meinungs- und Redefreiheit.

De Gouttes: Das ist eine schwierige Abwägung. Dennoch, die Rüge des Ausschusses ist konform mit der Deklaration der Menschenrechte. Deutsche Gerichte müssen entschiedener handeln.

SPIEGEL: Deutschland soll binnen 90 Tagen auf die Rüge reagieren. Was erwarten Sie von der deutschen Justiz?

De Gouttes: Der Anti-Rassismus-Ausschuss hat keine Möglichkeit zu Sanktionen. Dennoch gehen wir davon aus, dass Deutschland etwas tut. Es sollte überprüft werden, ob die bestehende Gesetzeslage ausreicht, um rassistische Aussagen zu verurteilen. Damit es künftig keine neuen Sarrazins mehr gibt.

CSU

„Spätabsolutistische Zustände“

17 CSU-Landtagsabgeordnete haben in ihren Büros ihre eigenen Familienmitglieder beschäftigt – auf Kosten der Steuerzahler. Diese bayerische Affäre setzt die CSU nun auch in Berlin unter Druck. „Dass sich die CSU als Staatspartei gebärdet, ist ja nicht neu. Aber dass jetzt auch noch Ehefrauen und Kinder von CSU-Ministern auf Steuerzahlerkosten be-



Nahles

BRITTA PEDERSEN / DPA

schäftigt wurden, erinnert doch arg an spätabsolutistische Zustände“, kritisiert SPD-Generalsekretärin Andrea Nahles. Zu den Abgeordneten, die Kinder oder Ehefrauen beschäftigen, gehören Kultusminister Ludwig Spaenle, Innenstaatssekretär Gerhard Eck und Fraktionschef Georg Schmid. CSU-Chef Horst Seehofer hatte am Freitag zwar aufgefordert, die Beschäftigung von Familienmitgliedern, die nur wegen einer Übergangsregel erlaubt ist, zu beenden. Doch in der Partei wird inzwischen befürchtet, dass die seit Jahren praktizierte Vetternwirtschaft die Chancen bei der Landtagswahl mindern könnte.

PLAGIATE

Kontrolle für Doktorväter

Als erstes Bundesland will Baden-Württemberg mit einer Reform der Promotionsverfahren gegen Plagiate vorgehen. „Wir können nicht hinnehmen, dass Verstöße gegen die gute wissenschaftliche Praxis das Ansehen der Wissenschaft weiter beschädigen“, sagt Wissenschaftsministerin Theresia Bauer (Grüne). Laut einem Papier aus ihrem Ministerium wird die Stuttgarter

Landesregierung die Hochschulen anhalten, künftig alle Doktorarbeiten statistisch zu erfassen. Über die Annahme eines Kandidaten zur Promotion soll nicht mehr der betreuende Professor allein entscheiden, sondern ein „kollegial besetztes Hochschulorgan“. Nach der Zusage sollen Doktorvater und Doktorand eine „Betreuungsvereinbarung“ abschließen, die etwa die Frequenz der Betreuungsgespräche und die Dauer der Korrektur fixiert. Professoren sollen zudem bei der sogenannten leistungsorientierten Mittelvergabe nicht mehr dafür belohnt werden, dass sie viele Doktoranden betreuen.

VERKEHR

Trübe Elbe

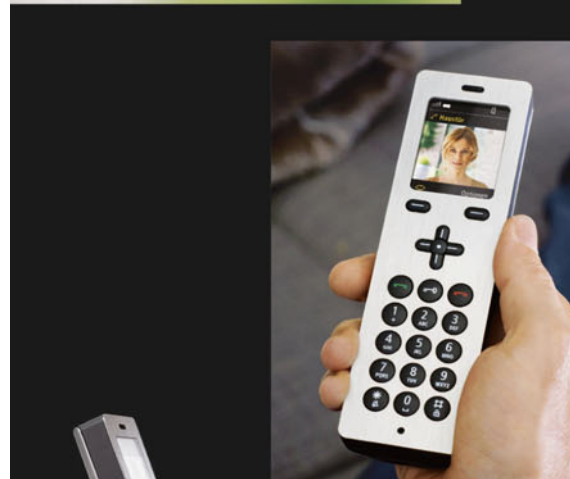
Eine im Auftrag des niederländischen Umweltministeriums erstellte Studie bringt die Befürworter der geplanten Elbvertiefung weiter in Bedrängnis. Seit Oktober 2012 ist die Fahrrinnenanpassung für Schiffe mit einem Tief-

gang von 14,5 Metern vorerst gestoppt. Die Umweltverbände BUND und Nabu hatten mit Unterstützung des WWF beim Bundesverwaltungsgericht in Leipzig eine einstweilige Anordnung erwirkt. Die Richter verhindern damit den Beginn der Baggerarbeiten – unter anderem, weil „ein Umkippen des Ökosystems“ in der Elbmündung nicht auszuschließen sei. In der Studie „Die Reaktion von tidebeeinflussten Flussmündungen auf Vertiefungen und Einengungen“ wird festgestellt, „dass ein kritischer Punkt existiert, bei dessen Überschreiten die Flussmündung in einen Zustand extremer Trübung wechselt“. Das ist bedeutsam, weil dies Fisch- und Kleintierpopulationen nachhaltig schädigt. Der Studie zufolge lassen die Werte der Elbe den Schluss zu, dass sie kurz vor einem solchen „Umschlagpunkt“ steht und „auch auf kleine Änderungen“ wie Vertiefung oder Verengung „empfindlich reagiert“.



Containerschiff auf der Elbe

PHILIPP GUELAND / DAPD



Die Zukunft läutet.
Siedle Scope.

Sehen, wer vor der Tür steht – ganz gleich, wo im Haus Sie gerade sind. Siedle Scope ist mobile Video-Sprechstelle, schnurloses Festnetztelefon und Fernbedienung für Ihr Haus.

www.siedle.de/scope

TERRORISMUS

Versteckte Kamera gegen Islamisten

Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat seit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 insgesamt 962 Personen aus dem islamistischen Milieu per Video überwacht. Aktuell spürt das Amt 20 mutmaßliche Islamisten, aber auch Rechtsextremisten mittels Kamera-Equipment aus. So steht es in einer Antwort des Innenministeriums auf eine Kleine Anfrage der Linksfraktion im Bundestag. Das Bundeskrimi-

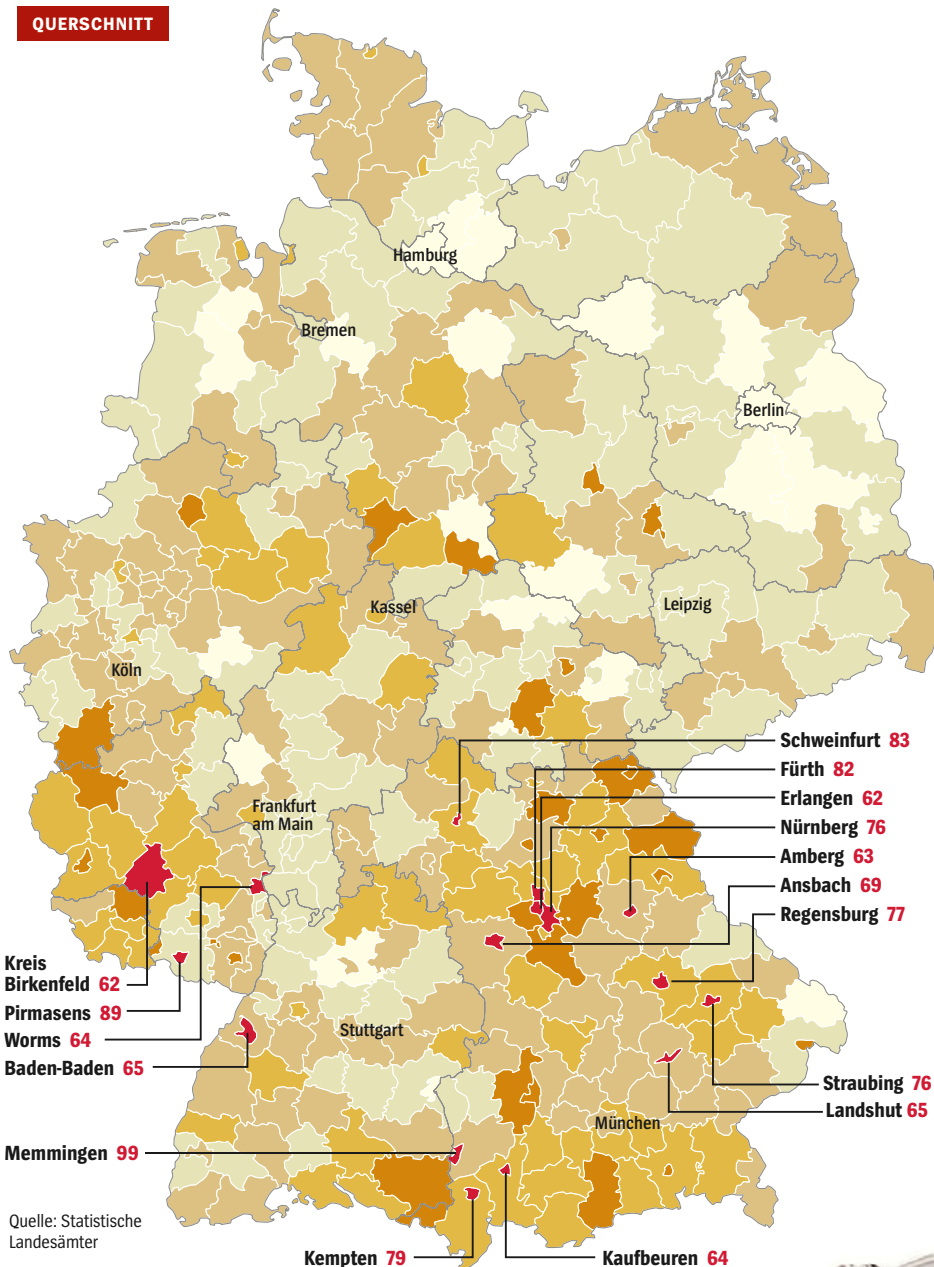


Salafisten-Kundgebung in Koblenz

nalamt (BKA) ließ in den vergangenen zwölf Jahren 84 Personen per Video überwachen, um terroristische Straftaten zu verhindern oder aufzudecken. Derzeit laufen laut BKA drei Videomaßnahmen. Das Innenministerium bestreitet, dass in seinem Zuständig-

keitsbereich Verdächtige mit Anlagen überwacht werden, die biometrische Merkmale oder Verhaltensmuster von Menschen erfassen können. Doch der Antwort auf die Anfrage ist eine Liste beigefügt, aus der hervorgeht, dass Behörden, Unternehmen und Wissenschaftler an mindestens sechs Projekten zu Biometrie und Verhaltensmustererkennung forschen, die mit mehr als 13 Millionen Euro staatlich gefördert werden. Angesichts dessen spottet der Linkspartei-Abgeordnete Jan Korte: „Ich bin gespannt, wann Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich erklärt: Niemand hat die Absicht, derartige Videoüberwachungsanlagen zu errichten.“

QUERSCHNITT



Bis der Arzt kommt

In Süddeutschland werden überdurchschnittlich viele Jugendliche nach Alkoholexzessen ins Krankenhaus eingeliefert. Den Negativrekord hält Memmingen in Bayern mit hochgerechnet 99 Fällen pro 10 000 Kinder und Jugendliche unter 20 Jahren, gefolgt von Pirmasens in Rheinland-Pfalz mit 89 und Schweinfurt in Bayern mit 83 Fällen. Laut Krankenhausdaten verzeichneten Großstädte wie Hamburg mit 13 und Berlin mit 14 Fällen auf 10 000 Altersgenossen eher niedrige Quoten. Wie das Statistische Bundesamt mitteilt, wurden 2011 rund 26 400 Mädchen und Jungen zwischen 10 und 19 Jahren wegen akuter Alkoholvergiftung behandelt. Gegenüber dem Jahr 2000 hat sich die Zahl der Trinkexzesse, die im Krankenhaus endeten, fast verdreifacht. Der Anstieg ist auch darauf zurückzuführen, dass heutzutage schneller der Notarzt gerufen wird, wenn ein Jugendlicher zu viel getrunken hat.

Krankenhausaufenthalte von 10- bis unter 20-Jährigen wegen **akuter Alkoholvergiftung**, Fälle je 10 000 Einwohner in der betroffenen Altersgruppe, 2011, Kreise und kreisfreie Städte



Grün fahren. Schwarze Zahlen schreiben. Die Schiene ist der Weg.



Ab sofort reisen Sie mit jeder BahnCard Business und BahnCard mit 100% Ökostrom in allen Fernverkehrszügen in Deutschland. Kunden des bahn.corporate-Programms sind übrigens auch ohne BahnCard immer grün unterwegs. Informieren und mitmachen unter: www.bahn.de/bahncorporate.

Die Bahn macht mobil.



CDU

Die Solistin

Ursula von der Leyen hat mit ihrem Kampf für die Frauenquote die CDU in Aufruhr versetzt. Aber mit ihrer Unerschrockenheit empfiehlt sie sich auch als Gegenmodell zum zögerlichen Politikstil der Kanzlerin.



Ministerin von der Leyen*

HENNING SCHACHT

Ursula von der Leyen weiß, was sie will. In diesem Augenblick ist es ein Foto mit Angela Merkel.

Es ist am vergangenen Dienstag kurz nach 15 Uhr, die Bundesarbeitsministerin hat gerade in der ersten Reihe des Fraktionssaals Platz genommen. Gleich sollen die Abgeordneten der Union den Kurschwenk bei der Frauenquote unterstützen, in den Zeitungen steht, dass von der Leyen die Kanzlerin vorgeführt habe. Die Ministerin will dazu ein Dementi liefern, ein Dementi in Bildern.

* Bei einer Schweigeminute für den verstorbenen SPD-Politiker Ottmar Schreiner am 18. April im Bundestag.

Es ist ein ziemliches Getümmel, von der Leyen plaudert mit Journalisten, doch ihre Augen ruhen nicht auf ihren Gesprächspartnern, sie fliegen durch den Saal. Wo ist die Kanzlerin?

Da sieht sie Merkel. Gewöhnlich kommt die Kanzlerin durch die rechte Tür, so muss sie nicht an den wartenden Kameras vorbei. Heute betritt Merkel gemeinsam mit Kristina Schröder den Raum von der anderen Seite. Alle im Saal, auch von der Leyen, verstehen diesen Auftritt so, wie er gemeint ist – als Unterstützung für die strauchelnde Schröder und als versteckte Rüge für die Arbeitsministerin.

Von der Leyen springt auf, sie müsse noch etwas regeln, murmelt sie, dann bahnt sie sich den Weg durch die Menge. Merkel hat Schröder mittlerweile hinter sich gelassen, von der Leyen schlängelt sich heran. Sie legt ihre Hand auf den Arm der Kanzlerin, sie lächelt und tut so, als hätte sie ein dringendes Anliegen zu besprechen.

Merkel spielt mit in dem kleinen Theaterstück. Was nützt es ihr, wenn am nächsten Tag Bilder einer griesgrämigen Kanzlerin in der Zeitung zu sehen sind? Also lächeln sie sich an, die beiden plaudern freundlich, während um sie herum die Kameras klicken und surren.

Es ist ein Lehrstück in der Kunst der politischen Inszenierung. Von der Leyen ist nicht mehr die abhängig Beschäftigte der Kanzlerin, das ist seit vergangener Woche klar. Für einen kurzen Moment hat von der Leyen der Regierungschefin die Richtlinienkompetenz entrisen. Sie war es, die der Partei den Stempel aufdrückte und die Quote durchsetzte: gegen den Willen des Wirtschaftsflügels, gegen den Willen der grummelnden Ministerpräsidenten, gegen den Willen der CSU.

Königsmörderin von der Leyen? So weit ist es nicht. Von der Leyen hat einen Sieg errungen, aber auch sie kam nicht ohne Blessuren aus der Schlacht. In der Partei schlägt ihr jetzt Hass entgegen, viele Abgeordnete zischten in den vergangenen Tagen das Wort Erpressung. Und sie hat Enttäuschung produziert bei all jenen Frauen, die sich der Illusion hingaben, die Ministerin würde sich am Ende selbst für die Quote opfern.

Doch die Arbeitsministerin hat es geschafft, die Phantasie zu beflügeln. Das ist ihre Leistung. 68 Prozent der Deutschen sind mit Merkel zufrieden, die Kanzlerin ist das Versprechen der CDU auf die Macht, das macht sie im Moment unangreifbar. Aber von der Leyen hat gezeigt, dass man Politik auch anders ma-

chen kann als die Kanzlerin, die so gern das Wort alternativlos im Munde führt.

Wenig ist das nicht. Es gibt nun eine Vorstellung davon, wie es in der CDU ohne Merkel weitergehen könnte. Da ist die ungestüme von der Leyen, die zwar die CDU und ihre Funktionäre verstört, dafür aber Wähler faszinieren kann. Und da ist der solide Thomas de Maizière, der auf der einen Seite die Seele der Partei beruhigt, der aber auch die Gabe hat, Wähler zu narkotisieren.

Vor allem hat der Streit um die Quote offenbart, dass Merkels Machtsystem verletzlich ist; dass Merkel, deren Erfolg auf Risikominimierung und Entdramatisierung beruht, von einer Frau unter Zwang gesetzt werden kann, die vor Risiken nicht zurückschreckt und die es versteht, Politik als Drama zu inszenieren.

Das Verhältnis von Merkel und von der Leyen ist kompliziert, sie sind Rivalinnen, die sich ergänzen. Von der Leyen hat Dinge ausgesprochen, die die Kanzlerin nicht zu sagen wagte, beim Ausbau der Kita war das so, zuletzt auch bei der Frauenquote. So gleicht der Streit um das Thema auch der Geschichte des Zauberlehrlings. Merkel und von der Leyen haben mit der Frauenquote gespielt, und am Ende wurden sie die Geister, die sie riefen, nicht mehr los.



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

Kanzlerin Merkel

Zu feiern gibt es nichts

Das Drama nimmt Mitte September 2012 seinen Lauf, als Viviane Reding,

die EU-Kommissarin für Justiz, eine Richtlinie auf den Weg bringt, mit der allen Ländern in der Gemeinschaft eine verbindliche Frauenquote für Aufsichtsräte vorgeschrieben werden soll. Reding ist eine Frau, die sich mit von der Leyen versteht, aber Merkel lässt ihre Arbeitsministerin wissen, dass sie den Brüsseler Vorstoß nicht unterstützen will.

Merkel will keinen Streit bei diesem Thema. Ihre Koalition ist schon zänkisch genug, und Merkel weiß, dass die FDP die Quote für bürokratisches Teufelszeug hält. Dabei hat sie Verständnis für von der Leyen, die sich öffentlich als Quotenbefürworterin geoutet hat. Merkel kann ihre Ministerin zwar nicht offen unterstützen, aber sie hat nichts dagegen, wenn der Eindruck entsteht, die CDU sei auch ein bisschen für die Quote. Im Zweifel bringt das ein paar Frauenstimmen mehr ein.

Die Ministerin gewinnt irgendwann in ihren Gesprächen mit Merkel den Eindruck, dass sie bei künftigen Abstimmungen über die Quote nicht mehr gegen ihre Überzeugung stimmen muss. So erzählen es jedenfalls ihre Vertrauten. Allerdings gehen beide Frauen davon aus, dass sich beim Thema Quote bis

zur Bundestagswahl nichts mehr tun wird.

Es ist eine Fehleinschätzung.

Am Abend des 20. September trifft sich Merkel in der Landesvertretung Hessen mit den Ministerpräsidenten der Union. Am folgenden Morgen tagt der Bundsrat, auf der Tagesordnung steht ein Antrag des Hamburger SPD-Senats für eine Frauenquote. Die Kanzlerin geht die saarländische Ministerpräsidentin Annegret Kramp-Karrenbauer an, die für den Gesetzentwurf stimmen will. Das könne noch gefährlich werden, zischt Merkel, aber Kramp-Karrenbauer lässt sich nicht mehr umstimmen. Der Hamburger Antrag wird im Bundsrat angenommen.

Merkel spielt nun auf Zeit, die Quote soll verschleppt werden. Im Bundestag haben Union und FDP die Mehrheit und verfügen so über genügend Möglichkeiten, ungeliebte Vorhaben mit endlosen Anhörungen und Beratungen zu verzögern.

Doch am 15. März 2013 passiert eine gravierende Panne. Der Hamburger Antrag liegt im Rechtsausschuss des Bundestags. Anscheinend hatte niemand die Fachpolitiker in die Verzögerungstaktik Merkels eingeweiht, und so taten die CDU-Abgeordneten, was sie immer tun – im Ausschuss eine Mehrheit gegen den Antrag der SPD organisieren.

Doch damit war laut den Statuten der Weg für eine Abstimmung im Bundestag frei. Um die Sache zu verzögern, hätte gar kein Beschluss gefasst werden dürfen. Noch vor der Osterpause ist klar, dass am 18. April die Quote auf der Tagesordnung des Parlaments steht.

Nun bringen sich die Quotenfreunde in der Union in Position, allen voran von der Leyen. Sie lässt ihre Leute streuen, dass sie sich vorstellen könne, mit der Opposition zu votieren. Die nordrhein-westfälische CDU-Abgeordnete Elisabeth Winkelmeier-Becker hängt sich ans Telefon und versucht, Fraktionskolleginnen zu einem Ja für den Hamburger Antrag zu gewinnen.

Merkel ist noch im Osterurlaub auf Ischia, aber sie wird gehäut haben, welches Problem da auf sie zukommt. Wenn von der Leyen öffentlich für die Quote wirbt, dann könnte am Ende die ganze Koalition zusammenbrechen.

Am 10. April nimmt ihr Vertrauter Volker Kauder die Arbeitsministerin ins Gebet. Beim Frühstück der Unionsminister vor der Kabinettsitzung zieht der Fraktionschef von der Leyen zur Seite und redet ihr ins Gewissen. „Das kannst du nicht machen“, raunzt er sie an. „Ein Kabinettsmitglied kann nicht mit der Opposition stimmen.“ Von der Leyen lässt sich nicht einschüchtern. „Ich habe meine Überzeugungen“, antwortete sie. Als Merkel den Raum betritt, sieht sie die beiden und weiß sofort, worum es geht. „Wir haben

ja heute Mittag noch ein Gespräch“, sagt sie in Richtung von der Leyen.

Die beiden treffen sich, Merkel versucht, von der Leyen klarzumachen, wie sehr sich die Lage verändert hat seit dem letzten Gespräch über die Quote. Damals gingen beide davon aus, dass es nie zum Schwur kommen würde. Jetzt hängt am Votum von der Leyens das Schicksal der Koalition. Merkel ist in einer schwierigen Lage. Sie könnte von der Leyen einfach feuern. Die nötige Kaltblütigkeit hat die Kanzlerin, zuletzt hat das Norbert Röttgen erfahren.

Aber Merkel will nicht auf von der Leyen verzichten. Die Ministerin füllt Säle und bindet junge, moderne Frauen an die CDU, Wähler, die früher nicht im Traum

de sich nicht in dieser einen Abstimmung erschöpfen“, warnt er Merkel.

Am Samstag und Sonntag steht Merkels Telefon nicht still. Kompromisse werden erwogen und wieder verworfen. Am Ende sieht die Lösung so aus: Im Bundestag wird gegen die Quote gestimmt, aber dafür wird die Forderung ins gemeinsame Wahlprogramm von CDU und CSU aufgenommen. Merkels und Seehofers Kalkül: die Abstimmung am Donnerstag ist entschärft und die Quotendebatte in der Union auf absehbare Zeit beendet. Beide machen aus der Not eine Tugend. Seehofer berät sich mit der CSU-Spitze. Schließlich sagt er Merkel: „Wir tragen die Lösung mit.“



„Das ist ein guter Tag für die Frauen in unserem Land.“

Volker Kauder am 18. April im Deutschen Bundestag

daran dachten, das Kreuz bei den Konservativen zu machen. Was hätte Merkel davon, von der Leyen rauszuwerfen?

Beide vertagen sich ohne Ergebnis, doch die Lage wird immer dramatischer. Vertraulich stellen die Unionsfrauen mit der Opposition einen gemeinsamen Antrag fertig. Von der Leyen ist eingeweiht. Danach sollen künftig 30 Prozent der Aufsichtsräte Frauen sein. Die grüne Fraktionschefin Renate Künast lässt das Papier von ihren Rechtsberatern prüfen, so bekommt die Unionsfraktionsspitze nichts davon mit. Sie geht davon aus, dass der Deal mit den Abweichlern steht.

Am 12. April, es ist der Freitag vor einer Woche, ruft Merkel bei CSU-Chef Horst Seehofer an. Alle Appelle an von der Leyen seien erfolglos geblieben, seufzt die Kanzlerin. Seehofer ist alarmiert. Er hat seine Partei auf ein Nein zur Quote festgelegt, doch nun bewegt er sich. Ein Sieg der Opposition bedeute Chaos, sagt Seehofer. „Der Schaden wür-

Nun muss noch von der Leyen überzeugt werden. Die sitzt am Sonntag in der Katholischen Akademie in Berlin, wo die niedersächsische CDU-Landesgruppe in Klausur tagt. Merkel nimmt Kontakt zu ihr auf, von der Leyen sagt ihren Kollegen: „Es deutet sich eine Lösung an.“

Doch überzeugt ist sie noch nicht, von der Leyen befürchtet, dass die CSU von dem Kompromiss abrücken könnte. Merkel fordert von der Leyen auf, mit Seehofer zu reden. Spät am Sonntagabend schickt die Ministerin dem CSU-Chef eine SMS, doch der hat sein Handy schon ausgeschaltet. Am folgenden Morgen antwortet er: „Sehe die SMS erst jetzt. Stehe für ein Gespräch zur Verfügung.“ Schnell hat er von der Leyen in der Leitung. Seehofer sagt: „Ich stehe zu meiner Zusage.“

Für von der Leyen ist die Schlacht noch nicht geschlagen. Sie will, dass die Führung öffentlich zu ihrem Wort steht. Erst als Volker Kauder in der Fraktionssitzung am Dienstag den Kompromiss

verteidigt, ist die Arbeitsministerin zufrieden.

Es ist ein Sieg, aber zu feiern gibt es nichts; das merkt sie spätestens, als sie in der Fraktionssitzung spricht. Es ist gespannt still, kaum eine Hand rührt sich zum Applaus, und einigen entfährt ein zynisches Lachen, als von der Leyen sagt: „Ich tue mich schwer.“ Schließlich ist es von der Leyen, die der ganzen Fraktion die Linie aufzwingt. „Politik ist keine Ich-AG“, schmettert ihr Familienministerin Schröder entgegen. Es ist ein Satz, den Merkel passend findet.

Die Geschichte der beiden Frauen ist auch die Geschichte einer politischen Entfremdung. Als Merkel von der Leyen vor

Und doch fängt sie an, sich von Merkel abzugrenzen. Von der Leyens Stärke besteht auch darin, Politik mit ihrer Biografie zu begründen. Als sie am vergangenen Mittwoch in Berlin eine Ausstellung über das Einwanderungsland Deutschland eröffnet, erzählt sie von ihren Erfahrungen als junge Wissenschaftlerin an der US-Universität Stanford. „Da hieß es: Wir freuen uns, dass ihr da seid“, sagt sie. Junge Frauen im Publikum bekommen da leuchtende Augen. Von der Leyen hat erreicht, was sie auch schaffen wollen – sich in der Männerwelt durchzusetzen.

Aber die Methode stößt an ihre Grenzen, seit von der Leyen Arbeitsministerin

ner Hütte auf Rügen spricht. Doch Merkel sitzt wortkarg in ihrem Sessel, flüssig wird ihr Vortrag erst wieder, als die Rede auf die Schuldenkrise in Japan kommt.

Für Merkel ist Politik kein Abenteuer-spielplatz, das unterscheidet sie von ihrer Arbeitsministerin. Sie ist einmal ein Wagnis eingegangen, im Jahr 2005, als sie den Deutschen im Wahlkampf ein strammes Reformprogramm versprach, Steuererhöhung inklusive. Am Ende hatte sie den Wahlsieg fast verspielt. Seither hütet sie sich vor derartigen Experimenten.

Von der Leyen dagegen sieht Politik auch als Spiel, so wie Gerhard Schröder oder Seehofer. Sie liebt es, einen großen Stein ins Wasser zu werfen. Kann sein, dass sie am Ende dasteht wie ein begossener Pudel. Kann sein, dass sie eine schöne Welle auslöst.

Noch ist nicht klar, wie der Streit um die Quote für sie ausgeht. Natürlich, Seehofer hat versprochen, dass auch die CSU für die Quote stimmen wird. „Die Kanzlerin kann sich darauf verlassen, dass die CSU zu ihrer Zusage steht“, sagt er. Aber schon melden sich kritische Stimmen. „Bei uns ist die Frage nicht entschieden. Ich erwarte lebhaft Debatten im Parteivorstand“, sagt der CSU-Bundestagsabgeordnete Max Straubinger. „Die Frage, wie viele Frauen in einem Unternehmen arbeiten, gehört in die Verantwortung der Unternehmen.“ Der ehemalige Parteichef Erwin Huber sagt: „Zum Grundprinzip der Unionsparteien gehört, dass wir die Eigenverantwortung der Wirtschaft stärken und Unternehmen nicht gängeln. Das gilt bei der Lohnfindung, und das sollte auch bei der Quote gelten.“

Am vergangenen Donnerstag sitzt von der Leyen in ihrem Büro, auf dem Tisch steht ein Strauß Tulpen. Sie ist erschöpft, der Kampf hat Kraft gekostet. Auch sie ist sich nicht sicher, wie die Sache für sie am Ende ausgehen wird.

Ist sie Gewinnerin oder Verliererin? Von der Leyen macht sich keine Illusionen, sie hat sich keine Freunde gemacht in der Partei. Andererseits hofft sie darauf, dass das Bekenntnis zur Quote der Partei bei der Bundestagswahl Stimmen bringt. Außerdem stapeln sich bei ihr die Anfragen für Wahlkampftermine. Dieselben Leute, die sich jetzt über sie beklagen, wollen sich auch mit ihr schmücken. So furchtbar unpopulär kann sie also nicht sein.

Sie will jetzt nach vorne blicken. Das Wochenende hat sie sich frei genommen. Da steht nicht Politik auf dem Programm, sondern die Konfirmation ihrer Tochter.

MARKUS DETTMER, PETER MÜLLER,
RENÉ PFISTER

Lesen Sie auf Seite 114:

Brief einer enttäuschten Frau an Ursula von der Leyen

„Politik ist keine Ich-AG.“

Kristina Schröder am 16. April in der Unions-Bundestagsfraktion



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES

acht Jahren in die Berliner Politik holte, verstanden sie sich prächtig. Es war gerade die funktionierende Arbeitsteilung, die das Team so erfolgreich machte. Als Familienministerin stieß von der Leyen Türen auf, die Merkel nicht anrühren mochte, weil sie sonst Ärger mit den Traditionalisten in ihrer Partei riskiert hätte.

Aber mit der Bundestagswahl 2009 verändert sich das Verhältnis zwischen den Frauen. Merkel macht von der Leyen nicht wie von ihr gewünscht zur Gesundheitsministerin, und als 2010 Bundespräsidentin Horst Köhler zurücktritt, lässt sie von der Leyen im Glauben, diese werde ins Schloss Bellevue einziehen, entscheidet sich dann aber für Christian Wulff.

Von der Leyen spricht zum ersten Mal davon, dass sie sich von Merkel emanzipieren wolle. Sie leistete sich keine Illoyalitäten, nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, halböffentlich über die Defizite und Unzulänglichkeiten Merkels zu sinnieren, wie es Norbert Röttgen gern tat.

ist. Geringverdiener-Rente, Hartz-IV-Reform, das hat nichts mit dem Leben von der Leyens zu tun, den sieben Kindern, dem Aufwachsen im Hause des CDU-Patriarchen Ernst Albrecht.

Von der Leyen macht mit großem Einsatz Politik, das hat beim Ausbau der KITAS funktioniert, als sie die ganze Republik überrumpelte. Aber es kann auch schiefgehen, im vergangenen Sommer zum Beispiel, als sie die große Angst vor der Altersarmut schürt und mit der Lebensleistungsrente nur eine unzulängliche Lösung vorschlägt.

Die Kanzlerin formt ihre Biografie nicht zu einer großen politischen Erzählung. Als sie am vergangenen Donnerstagabend bei einem Talkabend des „Handelsblatts“ im Deutschen Historischen Museum in Berlin sitzt, soll sie vor den Gästen Bilder aus den letzten 20 Jahren ihrer Karriere kommentieren. Es könnte jetzt heiter werden, da ist das legendäre Foto, das zeigt, wie sie mit Fischern in ei-



GRÜNE

Aufstand gegen Rot

Die Schwäche des SPD-Kanzlerkandidaten Steinbrück lässt bei der Öko-Partei die Zweifel an der Bindung zur SPD wachsen. Spitzenkandidat Trittin keilt gegen die Rebellen.

Kontrahenten Trittin, Kretschmann
Giftige Atmosphäre

der Grünen in die Bundesregierung zuzunehmen.

Die Parteiführung ärgert vor allem ein Antrag, das Bekenntnis zu Rot-Grün aus der Präambel des Wahlprogramms zu streichen. Einige Grüne bezweifeln offenbar, dass der Pakt mit den Sozialdemokraten die Grünen zum Erfolg führen wird. „Wir dürfen nicht Gefahr laufen, als Anhängsel der SPD wahrgenommen zu werden“, sagt etwa die Hamburger Grünen-Chefin Katharina Fegebank. „Unsere Stärke ist die Eigenständigkeit.“

Trittin reagiert vergrätzt. „Wenn Leute die eigene Beschlusslage schlechtreden“, sagt er, würden die Grünen „im politischen Meinungskampf geschwächt“. In den Gremiensitzungen der Partei erlebten Teilnehmer vergangene Woche einen aggressiven Fraktionschef. Trittin wurde laut und drohte. Er redete und redete, im Parteirat, bei der Versammlung der Landesvorstände und in der Bundestagsfraktion. So wütend habe sie Trittin noch nie gesehen, sagt eine, die ihn lange kennt.

In den Berliner Gremien lästerte der Spitzenkandidat über den abwesenden Ministerpräsidenten Kretschmann. Er habe ihm auch keinen Protestbrief geschrieben, als der Schwabe im Streit um das inzwischen gescheiterte Steuerabkommen mit der Schweiz in der Bredouille steckte. Dass der Stuttgarter Regierungschef jetzt seiner eigenen Partei so in die Parade fahre, sei ein „Affront“. Auch die anderen Aufständischen nahm sich Trittin der Reihe nach vor, es wurde gebrüllt, man fiel sich ins Wort, die Atmosphäre war giftig. Schließlich bekam Kretschmann am Telefon den Zorn des Spitzenkandidaten auch persönlich zu spüren.

Trittins größtes Problem heißt jedoch nicht Kretschmann, sondern Peer Steinbrück. Als Trittin seine Partei in den vergangenen Jahren auf einen bedingungslosen Rot-Grün-Kurs festlegte, rechnete er damit, dass die SPD ihren Ex-Kandidaten Frank-Walter Steinmeier reaktivieren würde. Steinbrück, so seine Analyse, würde zwar den Grünen mehr Raum zur Entfaltung geben, mit dem soliden Steinmeier aber konnte Trittin sich am ehesten einen reibungslosen Regierungsalltag vorstellen.

Doch auch ein Großstrategie wie Trittin kann sich irren. Die Nominierung Steinbrücks hat ihn kalt erwischt. Außer ihrer norddeutschen Schnoddrigkeit verbindet die beiden Alphas wenig. Als Ministerpräsident von NRW suchte Steinbrück immer wieder den Streit mit dem grünen Koalitionspartner, die Koalition in Düsseldorf stand kurz vor dem Scheitern. Trittin zählt sich zu jenen Grünen, die damals hinter den Kulissen versuchten,

Jürgen Trittin müsste nun wissen, wie man einen Aufstand niederschlägt. Der Grünen-Fraktionschef reiste in der vergangenen Woche nach Paris und Mali. Französische Militärs erklärten ihm, wie sie in Afrika Terroristen bekämpfen, malische Rekruten führten ihm Manöver im Gelände vor. Trittin hörte aufmerksam zu. In seiner Heimat hat er es zurzeit selbst mit einer Art Rebellen zu tun.

Den Grünen drohen politische Tumulte. Fünf Monate vor der Bundestagswahl ist der Kurs der Parteiführung umstritten. Zum Wahlprogramm, das dieses Wochenende auf dem Parteitag in Berlin beschlossen werden soll, sind im Internet bereits 2600 Änderungsanträge gelistet, die Geschäftsstelle meldet täglich mehr Fragen, die zu offenen Kontroversen auf dem Konvent führen könnten. Mitte ver-

gangener Woche waren es schon 91 mögliche Streitpunkte.

Für Aufruhr sorgte vor allem die Kritik mancher Vertreter des Wirtschaftsflügels, die etwas mehr Vorsicht bei den grünen Plänen für Steuererhöhungen gefordert hatten. Einige hatten Interviews gegeben und Anträge für den Parteitag gestellt. Der baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann schickte sogar einen Protestbrief an die Parteivorsitzenden.

Im Kern der Scharmützel geht es jedoch um mehr als um die grünen Steuerpläne. In Frage steht die Strategie der Partei für die Bundestagswahl. Trittin hat die Grünen dazu vergattert, sich nahezu ausschließlich auf den Koalitionspartner SPD zu beschränken. Doch die Schwäche des SPD-Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück droht die Hoffnung auf eine Rückkehr

PH. PLUMBECK

Wir haben für jeden Transport die passende Lösung.

Auf Wunsch auch mit Bingo und
Showprogramm.



Das Land der Pferdestärken.

In Niedersachsen entsteht alles, was die Welt bewegt: innovative Autos in Wolfsburg, wichtige Flugzeugteile in Stade, gewaltige Schiffe in Papenburg. Egal, wo Sie hinwollen, starten Sie auf:

www.innovatives.niedersachsen.de

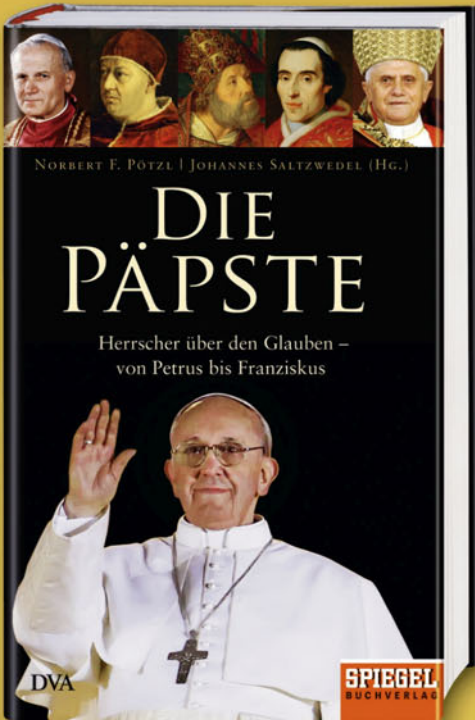


Niedersachsen

Sie kennen unsere Pferde. Erleben Sie unsere Stärken.

VON PETRUS BIS FRANZISKUS

Die Geschichte der Päpste



Gebunden | 336 Seiten
€ 19,99 [D] | ISBN 978-3-421-04598-0
Auch als eBook erhältlich

Franziskus ist der erste Papst, der aus Südamerika stammt. Wie wird seine Wahl die katholische Kirche verändern, die derzeit in einer ihrer größten Krisen steckt? SPIEGEL-Autoren und Kirchenhistoriker porträtieren die großen Persönlichkeiten unter den Stellvertretern Christi und zeigen, dass die Geschichte der Päpste neben der Verkündung der Glaubenslehren oft auch von Intrigen, Prunksucht und eiskalter Machtpolitik geprägt war.

Erhältlich im
Buchhandel und bei
www.spiegel.de/shop

SPIEGEL
BUCHVERLAG

DVA
www.dva.de

das von Steinbrück zerdepperte Porzellan zusammenzukleben.

Kein Wunder, dass die beiden nie miteinander warm wurden. Anders als in der rot-grünen Koalition, als Joschka und Gerhard, Oskar und Jürgen sich selbstverständlich duzten, bleiben die beiden Spitzenkandidaten von heute beim Sie. Man trifft sich, wenn es nötig ist, aber nicht, weil man über alte Zeiten plaudern will. Im vergangenen Dezember zogen die beiden vor die Bundespressekonferenz, doch die „Jürgen und Peer“-Show wollte nicht recht fliegen, Neuauflagen sind bisher nicht geplant.

Anfangs versuchten Trittin und seine Leute noch, die Nominierung Steinbrücks als Gewinn zu verkaufen. Geschäftsführerin Steffi Lemke jubelte in einem Artikel, der konservative Sozialdemokrat lasse den Grünen viel Raum, ihre Stimmen im rot-grünen Milieu zu maximieren. Er sei „der beste Kandidat, den die SPD hat“, schrieb sie, „und ich glaube, ein ziemlich Guter“.

Doch mit jeder Panne Steinbrücks wurde den Grünen deutlicher, dass der Nutzen für die eigenen Umfragen mehr als aufgehoben wurde durch den Schaden, den der Polit-Tollpatsch für die gemeinsame Regierungsperspektive anrichtete. Offen kritisieren mag Steinbrück zurzeit niemand, aber vielen Grünen missfällt, dass Parteichefin Claudia Roth mit ihrem Auftritt beim SPD-Parteitag in Augsburg den Schulterschluss mit Steinbrück demonstrierte.

Dass grüne Spitzenleute bei solchen Veranstaltungen auftauchten, sei ja ein Novum, konstatiert der hessische Landtagsabgeordnete Daniel Mack. „Das gibt es sonst nur bei CDU und CSU“, sagt er. Im Gegensatz dazu seien Grüne und SPD aber keine Schwesterparteien. „Ich finde es richtig, dass die Grünen eigenständige Politik machen.“

Seiner eigenen Steinbrück-Skepsis zum Trotz scheint Trittin jedoch fest entschlossen, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Bei einer Versammlung des linken Parteiflügels in Berlin sitzt er an einem Samstag im April auf dem Podium vor über hundert Leuten, der SPD-Spitzenkandidat ist beim Publikum nicht gerade beliebt. Ist es richtig, fragt die Moderatorin, mit einem Loser wie Steinbrück in den Wahlkampf zu ziehen?

Trittin windet sich. Er wolle den Sozialdemokraten keine Ratschläge geben: „Als Nanny für die SPD taue ich nicht“, sagt er kühl. Egal was bei der SPD passiere, die Grünen müssten ihren Kurs „ganz stur beibehalten. Wir maximieren die Stimmanteile für die Grünen“.

Aus Trittins Sicht ist Ruhe jetzt erste Bürgerpflicht bei den Grünen, und deshalb behandelt er die Steuerrebellin um Kretschmann, als hintertrieben in Wahrheit sie die Wahlchancen von Rot-Grün – und nicht Steinbrück.

Dass die Aufständischen nicht gerade als überzeugte Rot-Grüne gelten, passt da gut ins Bild. Ein Blick auf die Rebellen legt in der Tat den Eindruck nahe, dass es nicht ausschließlich um Spitzensteuersätze, Bemessungsgrenzen und andere Eckpunkte des Finanzwesens geht. Kretschmann regiert in Stuttgart zwar mit der SPD, der selbsternannte Konservative hat aber nie einen Hehl daraus gemacht, dass ihm ein Bündnis mit den Schwarzen auch kulturell deutlich näher wäre als eines mit den Roten. Und der bayerische Grünen-Chef Dieter Janecek, der den Parteitagstrag gegen die Festlegung auf Rot-Grün unterstützt, gilt ebenfalls als Anhänger von Schwarz-Grün.

Um Verständigung mit den Rebellen bemühte sich Parteichef Cem Özdemir, der zum Realo-Lager zählt. „Es ist im Vorfeld eines Grünen-Parteitags normal, dass Positionen diskutiert werden“, sagt er. Özdemir wirkte darauf hin, dass der Antwortbrief der Grünen-Führung an



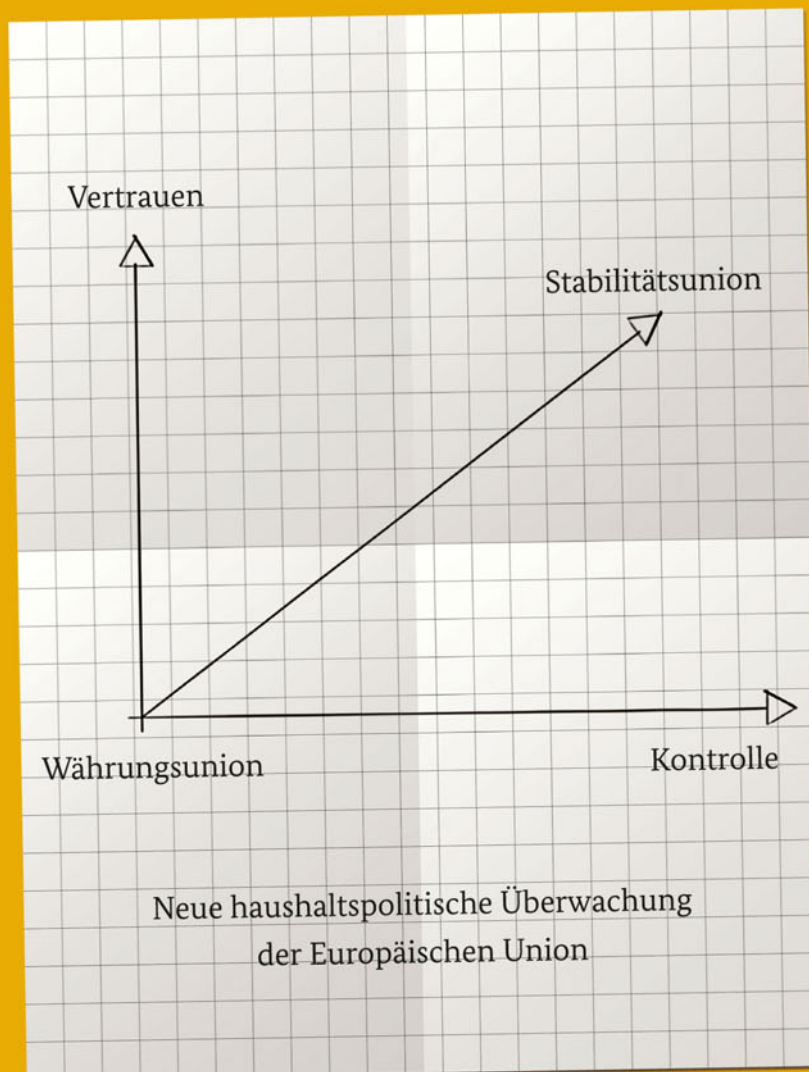
Sozialdemokrat Steinbrück: Porzellan zerdeppert

Kretschmann weniger harsch ausfiel als ursprünglich vorgesehen. Nach einigem Hin und Her besteht der Brief nun eher aus Klarstellungen als aus Beschimpfungen.

Özdemirs Werben um Versöhnung deckt sich auch mit den Erkenntnissen des französischen Generalstabs. Trittin fand auf seiner Reise nach Frankreich und Mali eine Antwort auf die Frage, wie einem Aufstand im afrikanischen Wüstenstaat am besten begegnet werden sollte. Der Oberkommandierende in Paris befand, man müsse mit den Konfliktparteien eine „politische Lösung“ finden. Seine Botschaft: Reden statt Schießen. RALF BESTE,

MERLIND THEILE

Vertrauen ist gut. Kontrolle auch.



Kriegskamerad

Kritisiert und geschätzt: Manfred Götzl, Vorsitzender Richter im NSU-Prozess

Von Gisela Friedrichsen

Stur und störrisch, besser: eigenwillig und unabhängig – wahrscheinlich ja. Schroff und spröde, unsensibel, phantasielos? Überfordert? Letzteres sicherlich nicht. Er hat den NSU-Prozess vor sich, das schwierigste Verfahren seiner Laufbahn, und wenn einer diese Aufgabe bewältigen könnte, dann Manfred Götzl, 59. Doch wer traut es ihm noch zu? Ist er nicht trotz seiner juristischen Kompetenz genau der Falsche? Ein Autist in der Richterrobe. Ein Mann wie ein Paragraph, unbelehrbar und weltfremd. Die Prädikate, die dem Vorsitzenden des 6. Strafsenats am Münchner Oberlandesgericht zurzeit angehängt werden, gehen zwar größtenteils, aber doch nicht in allem fehl.

Er ist angeschlagen, seitdem ihm vom Bundesverfassungsgericht „aufgegeben“ wurde, eine „angemessene Zahl von Sitzplätzen an Vertreter ausländischer Medien mit besonderem Bezug zu den Opfern der angeklagten Straftaten“ zu vergeben. Er musste sich belehren lassen und hat nun Karlsruhe zu folgen. War denn falsch, dass er eine Gleichbehandlung aller Medien beim Zugangsrecht zum Verhandlungsort nach dem üblichen und bewährten Prioritätsprinzip für den besten, rechtmäßigen und also nicht angreifbaren Weg hielt?

„Dabei war zu erwarten“, schrieb er, vermutlich mit unterdrücktem Grimm, ans Verfassungsgericht, „dass sich die besonders interessierten Medienvertreter auch besonders rechtzeitig anmelden würden.“ Das taten aber ausgerechnet jene Zeitungen nicht, die von Türken oder türkischstämmigem Publikum gelesen werden. Da sie keinen reservierten Sitzplatz mehr bekamen, fühlten sie sich benachteiligt. Dieses spezielle Empörungspotential, das seiner ersten Akkreditierungsverfügung innewohnte, hat Götzl nicht bemerkt. Das war sein Fehler.

Denn er denkt stringent, tut sich aber schwer, die Wirkung seiner Entscheidungen zu erspüren. Er ist weder Diplomat noch Moderierer. Er ist auch kein väterlicher Richter, der die Unwägbarkeiten des Lebens und die Eigentümlichkeiten mancher Mitmen-

schen stoisch hinnimmt wie Ralph Alt, der das Demjanjuk-Verfahren mit großzügigem Langmut über die Bühne gebracht hat.

Ein Begriff wie Akzeptanz ist Götzl fremd. Oder Empathie. Nicht, dass er sie nicht hätte, doch er zeigt sie nicht. Dazu ist er zu sehr Staatsanwalt geblieben, der lange Kapitaldelikte verfolgt hat. Fehler zuzugeben ist auch nicht seine Stärke, da ist er ganz Jurist. Andererseits gibt es wenige Richter, die ähnlich konzentriert und zielori-

entiert die zu klärenden Fragen abarbeiten.

Dieser Eigenschaft entspricht wohl auch Götzls Entscheidung, unter die erste, umstrittene Platzvergabe einen Strich zu ziehen, um neuen Anlauf zu nehmen. Heraus kam eine komplizierte neue Verfügung. Kaum bekannt, wurde sie sogleich als „Tombola“ kritisiert. Denn nun werden 50 reservierte Plätze ausgelost. Daran werden wieder Medien Anstoß nehmen. Der nächste Ärger steht also ins Haus.

Der leidige Nebenkriegsschauplatz spielt den Angeklagten in die Hände. Wer spricht noch von den zehn Opfern, die von Rechtsterroristen umgebracht wurden? Im Mittelpunkt: immer nur die Kritik am Vorsitzenden. Götzl diskriminiere die Verteidiger, beschwerten sich diese, weil sie sich anders als Richter, Staatsanwälte, Polizei und Justizpersonal auf seine Anordnung hin zu Sitzungsbeginn jeweils werden durchsuchen lassen müssen. Er weigere sich, die Verhandlung in einen weiteren Saal übertragen zu lassen, kritisieren Nebenkläger. Doch dazu hat sich Klaus Tolkdorf, Präsident des Bundesgerichtshofs, schon skeptisch geäußert. Wo liegt der Stein der Weisen?

Für Götzl wird es schwierig genug werden, mit der Fülle traumatisierter Opfer aus einem anderen Kulturkreis samt Anwälten, mittlerweile sind es schon um die 130 Personen, so umzugehen, dass es nicht zu weiteren Verstimmungen kommt. Er sei dünnhäutiger geworden, heißt es, er werde öfter laut oder scharf, vor allem, wenn er sich unter Druck fühle.

Er hat in der Vergangenheit langwierige Verfahren akribisch geführt und souverän, wie etwa im Fall Niznansky, freigesprochen, wenn die Tat nicht ausreichend nachzuweisen war. Er hat aber auch unbeirrt verurteilt, wenn die Indizien überzeugten.

Götzl wird bei den Kollegen geschätzt und hat dort viel Rückhalt. Wer ihn lange kennt, nennt ihn einen „Kriegskameraden“. Diese Beschreibung kommt dem Manfred Götzl, der auf seine Art um das Recht kämpft, wohl am nächsten.



TOBIAS HASE / PICTURE ALLIANCE / DPA

Senatsvorsitzender Götzl
Unbelehrbar und weltfremd?



Saal im Schloss Bellevue

„Das greift die Berufsehre an“

Wir mussten die Dinge so abarbeiten, dass am Ende keiner fragen kann: Warum habt ihr dieses nicht gemacht oder jenes nicht ermittelt? Und der Personaleinsatz war nötig, um das Verfahren möglichst schnell zu Ende zu bringen. Mit der Hälfte an Beamten hätte es wahrscheinlich doppelt so lange gedauert.

SPIEGEL: Die Medien, auch der SPIEGEL, haben immer wieder aus vertraulichen Ermittlungsunterlagen berichtet. Daraus resultierte der Vorhalt, die Staatsanwaltschaft inszeniere sich angesichts der Prominenz der Beschuldigten.

Lüttig: Der Leiter der Ermittlungen, Oberstaatsanwalt Clemens Eimterbäumer, inszeniert sich nicht. Der ist fachlich ausgezeichnet, und er ist medienscheu. Die Indiskretionen waren höchst ärgerlich. Es gibt aber keinen Hinweis, dass Informationen von den Ermittlungsbehörden durchgesteckt wurden. Zum Kreis möglicher Informanten gehören im Übrigen auch die Verteidiger, die über alle Unterlagen der Staatsanwaltschaft verfügen.

SPIEGEL: Und die Staatsanwaltschaft schweigt und schaut zu?

Lüttig: Sie hat sich jedenfalls bemüht, keine Informationen nach außen dringen zu lassen. Die Computer zur Auswertung der Akten hatten keine Verbindung zum Internet, um Hackern keine Chance zu bieten. Unterlagen an die Verteidiger wurden verschlüsselt verschickt. Die Durchsuchungsbeschlüsse waren möglichst knapp gehalten, damit wenig an die Medien durchsickern konnte.

SPIEGEL: Wenn die Anklage so gut begründet ist: Warum haben Sie Wulff eine Einstellung des Verfahrens gegen eine Zahlung von 20 000 Euro angeboten?

Lüttig: Mit der Einstellung nach Paragraph 153a der Strafprozessordnung lässt der Gesetzgeber ein Schlupfloch aus dem strengen Legalitätsprinzip. Da können Dinge berücksichtigt werden wie die Schwere der Schuld oder die Belastungen, die der Beschuldigte durch das Verfahren ertragen muss. Wir haben gesehen, dass rein materiell die Summe von ein paar hundert Euro nicht sehr hoch war und Wulff durch das Verfahren ja erhebliche Nachteile erlitten hat. Also wollten wir ihm die Weiterungen einer Hauptverhandlung ersparen.

SPIEGEL: Sie haben Wulff mit dem Angebot einen Gefallen tun wollen?

Lüttig: Natürlich war es eine Wohltat für Wulff. Und zwar eine, wie sie in vergleichbaren Fällen jeden Tag anderswo auch passiert und wie sie der Gesetzgeber genau für diese Fälle vorgesehen hat.

SPIEGEL: Eine andere Deutung war: Die Staatsanwaltschaft hat nicht genug für eine Verurteilung, also bietet sie einen gesichtswahrenden Kompromiss an.

AFFÄREN

„Eine Wohltat für Wulff“

Generalstaatsanwalt Frank Lüttig wehrt sich gegen den Vorwurf, die Ermittler seien zu weit in das Privatleben des ehemaligen Bundespräsidenten eingedrungen.



Lüttig, 53, beaufsichtigt als Chef der Generalstaatsanwaltschaft Celle auch die Staatsanwaltschaft Hannover. Bis April 2012 war das CDU-Mitglied Abteilungsleiter Strafrecht im niedersächsischen Justizministerium.

SPIEGEL: Spätestens seit der Anklageerhebung gegen den ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff steht die Staatsanwaltschaft Hannover in der Kritik – ihr wird Jagdfieber und Selbstgerechtigkeit vorgeworfen. Können Sie den Unmut nachvollziehen?

Lüttig: Weder die Ermittler noch ich sind von Jagdeifer getrieben. Wir haben einen gesetzlichen Auftrag zu erfüllen. Über so eine Berichterstattung ärgere ich mich maßlos, sie ist unredlich. Wenn behauptet wird, die Anklage sei das Papier nicht wert, auf dem sie stehe, nenne ich das bösartig.

SPIEGEL: Aber in der Anklage geht es nur noch um einen vergleichsweise lächerlichen Betrag von gut 750 Euro.

Lüttig: Dass jemand schreibt, ihr hättet Wulff nicht anklagen dürfen, sondern das Verfahren einstellen müssen, damit kann ich leben. Das kann man so sehen, wenn man die Akten und die Anklage dieses umfangreichen Verfahrens nicht kennt und sich nur auf bestimmte, zielgerichtet

herausgegebene Informationen verlässt. Aber einfach falsch ist der Vorwurf, die Staatsanwaltschaft wolle sich mit ihrem Angebot, das Verfahren gegen Zahlung einer Geldauflage zu beenden, aus der Affäre ziehen, weil sie sich verrannt habe. Das greift unsere Berufsehre an und unterstellt Rechtsbruch. Wenn die Ermittlungen ergeben hätten, dass kein Tatnachweis zu führen ist, dann hätte die Staatsanwaltschaft das Verfahren auch eingestellt. So ist es aber nicht.

SPIEGEL: Der Hauptvorwurf, etwa der „Süddeutschen Zeitung“, lautet, man habe mit beispielloser Intensität ermittelt. Soll heißen: das Privatleben eines Politikers bis ins intimste Detail ausgeleuchtet.

Lüttig: Bei so einem Vorwurf stellen sich meine Nackenhaare hoch. Natürlich war ein großes Ermittlungsteam des Landeskriminalamts im Einsatz; es mussten ja unzählige Spuren ausgewertet werden. Ermittler haben manchmal auch eigene Ideen, was ermittelt werden sollte. Aber gerade hier hat die Staatsanwaltschaft ihre Leitungsaufgabe exzellent wahrgenommen. Abstrusen Vorwürfen ist nicht nachgegangen worden.

SPIEGEL: Sie waren mit zwei Dutzend Beamten im Einsatz. Im Vergleich zu anderen Verfahren ist kein höherer Aufwand getrieben worden?

Lüttig: Natürlich ist ein höherer Aufwand betrieben worden, aber kein exzessiver.

Lüttig: Wir begehen keinen Rechtsbruch. Wird das Angebot nicht angenommen, dann ist die Anklage die zwingende Folge. Wenn eine Zeitung Wulff sogar riet, er solle sich nicht auf einen „schmutzigen Deal“ einlassen, dann wird entweder bewusst falsch berichtet, oder derjenige, der das schreibt, hat es nicht verstanden.

SPIEGEL: Aus Ihrem Angebot einer, so wörtlich, „Übernahme strafrechtlicher Verantwortung“ lasen Wulffs Anwälte heraus, die Staatsanwaltschaft erwarte ein Schuldeingeständnis.

Lüttig: Nein, der 153a lässt die Unschuldsvermutung unberührt. Aber der Beschuldigte muss anerkennen, dass ein hinreichender Tatverdacht besteht. Er kann nicht den 153a akzeptieren und dann sagen: Ich habe mit der ganzen Sache nichts zu tun. Er muss schon eine strafrechtliche Verantwortung übernehmen. Das wissen auch die Anwälte.

SPIEGEL: Die Öffentlichkeit bekam einen anderen Eindruck.

Lüttig: Es ist die Aufgabe der Anwälte, das Beste für ihre Mandanten herauszuholen. Deswegen habe ich ein gewisses Verständnis, wenn sie auch mal etwas unter der Gürtellinie arbeiten; oder sich dümmert stellen, als sie sind.

SPIEGEL: Warum hat die Staatsanwaltschaft kurz vor dem Angebot, den Paragraphen 153a anzuwenden, den Verdacht wegen Vorteilsannahme auf Bestechlichkeit hochgestuft?

Lüttig: Die Staatsanwaltschaft hat nichts hochgestuft. Jedem, der von Strafrecht etwas versteht, war im Spätsommer 2012 klar, um was es ging. Bei den Vorwürfen wegen der Hotelkosten im Bayerischen Hof konnte es wegen des konkreten Zusammenhangs zwischen Feier und Brief an Siemens nur um Bestechlichkeit gehen. Die Vorwürfe zu den Sylt-Urlaube waren dagegen rechtlich betrachtet Vorteilsannahme. Wir können nicht nach Belieben oder Geschmack rechtliche Bewertungen ändern. Man kann aus einem Totschlag keine Körperverletzung machen und aus einem Diebstahl keine Untreue, wenn die Fakten entsprechend sind.

SPIEGEL: Wie lange wird es bis zum Prozess gegen Wulff dauern?

Lüttig: Die Verteidigung kann jetzt erst einmal Stellung nehmen. Ich halte die Anklage für überzeugend. Die Behauptung, es gebe keinen klaren Beweis, ist falsch. Die Anklage zeigt eine lückenlose und sehr plausible Kette von Beweisen. Es gehört zu unserem Geschäft, dass in den wenigsten Fällen die Täter auf frischer Tat gestellt werden. Es sind schon Mörder verurteilt worden, obwohl keine Leiche gefunden wurde. Wenn das Gericht die Anklage annimmt, hoffe ich, dass das Verfahren noch in diesem Jahr beginnen kann. Anders darf es eigentlich gar nicht sein.

INTERVIEW:

MICHAEL FRÖHLINGSDORF, ALFRED WEINZIERL



REUTERS

EU

Kopflastige Strukturen

Europas Chefdiplomatin Ashton schaffe es nicht, ihrem Amt Gewicht zu verleihen, heißt es in einem internen Parlamentsbericht. Die Nachfolger bringen sich schon in Stellung.

Um die wichtigen Fragen ihres Amtes kümmert sich Catherine Ashton höchstpersönlich. Neulich fuhr die Hohe Vertreterin für Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union mit dem Fahrstuhl hinab ins Erdgeschoss der Brüsseler Zentrale des Auswärtigen Diensts und marschierte schnurstracks in den Innenhof ihrer Behörde.

Dort steht ein Pavillon, in dem Raucher auch an Regentagen im Trockenen qualmen können. Doch ausnahmsweise regnete es mal nicht in Brüssel, und so standen einige Beamte etwas abseits des Gebäudes. Sie staunten nicht schlecht, als plötzlich Ashton aufkreuzte und sie anwies, doch bitte in den Pavillon zu

treten, weil der Rauch ansonsten in die Büros der oberen Stockwerke ziehe.

Es war einer der seltenen Momente, in denen die Diplomaten des Europäischen Auswärtigen Dienstes (EAD) ihre Chefin persönlich zu Gesicht bekamen. Die Britin ist meist sehr beschäftigt, so sehr, dass selbst ihre Sprecherin einmal auf die Frage, wo Ashton gerade sei, antwortete: „Wir wissen es nicht, aber sie arbeitet jedenfalls.“

Als die Labour-Politikerin vor dreieinhalb Jahren ihr Amt antrat, sollte sie der europäischen Außenpolitik mehr Gewicht verleihen. Stattdessen ringt die Union noch immer um diplomatischen Einfluss. Die Beamten ihrer eigenen Behörde klagen, Ashton könne nicht delegieren und habe keine politische Agenda,



Französische Soldaten beim Einsatz in Mali
Zu spät reagiert

Parlamentsbericht, der eine lange Mängelliste aufführt. Wo auch immer in den vergangenen zwei Jahren Krisen zu verzeichnen waren, reagierte die EU zu spät. Als der Arabische Frühling ausbrach, ließ die Britin sich mehrmals bitten, bevor sie schließlich zum ersten Mal nach Kairo flog. In Mali bahnte sich die Krise lange im Voraus an, trotzdem mussten am Ende die Franzosen eingreifen, damit das Land nicht vollständig an die Islamisten fiel.

„Die operative Entscheidungsfindung und Umsetzung in der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik dauern zu lange“, kritisiert der Bericht. Die Union sei „unfähig gewesen“, kurzfristig „Ressourcen umzuverteilen und sich damit neuen politischen Prioritäten anzupassen“.

Das Parlament bemängelt auch, dass entscheidende Bereiche der Außenpolitik Ashtons Zugriff entzogen sind, der Klimawandel ebenso wie die Handels- und Energiepolitik. Die Britin gibt sich mit diesen Einschränkungen klaglos zufrieden. Ashton ist zugleich Vizepräsidentin der EU-Kommission; entsprechend könnte sie zu allen Fragen Stellung nehmen, doch selbst zur alles dominierenden Euro-Schuldenkrise sind von ihr keine Sätze in Erinnerung. Wenn sie von Mitarbeitern daran erinnert wird, dass Chinesen und Japaner sich derzeit hauptsächlich dafür interessieren, wie stabil Europas Währung ist, entgegnet sie, das sei nicht ihr Thema. Einzig ihr Verhandlungsgeschick loben alle Seiten einmütig: Ashton ist es zu verdanken, dass sich Serbien und das Kosovo am vergangenen Freitag auf ein Abkommen über die Normalisierung ihrer Beziehungen einigten.

Allerdings machen es die Hauptstädte der Baronin auch nicht leicht. Vor allem die großen Länder treffen Entscheidungen gern im Alleingang. Die Mitgliedstaaten mischen sich auch nach Kräften in die Personalentscheidungen der Brüsseler Behörde ein. Vor allem wenn es um die Posten der EU-Botschafter im Ausland geht, entsenden die Hauptstädte bevorzugt ihre eigenen Leute, 40 Prozent wurden mit Kandidaten aus den Mitgliedsländern be-

setzt – sehr zum Verdruss altgedienter Brüsseler Diplomaten, manch einer spricht von einer „feindlichen Übernahme“.

Ashton erhob keine Einwände. Zu allem Übel entpuppten sich manche der neuen EU-Vertreter schnell als Fehlbesetzung. In Libyen gab bereits der zweite Botschafter innerhalb weniger Monate auf, er war überfordert. Dabei hatte Ashton bei seiner Ernennung noch versichert: „Die Gelegenheit, die EU in der Welt zu repräsentieren, zieht die besten Diplomaten an.“

Inge Gräßle, Mitglied im Haushaltskontrollausschuss des EU-Parlaments, moniert zudem, dass in keiner anderen EU-Institution so viele hohe Beamte für so wenig Personal zuständig seien. Es gebe Direktorate, in denen ganze 22 Mitarbeiter beschäftigt seien, sowie Generaldirektoren, die nur 44 Beamte unter sich hätten.

Nicht weniger fragwürdig ist die wachsende Zahl sogenannter Sonderbeauftragter. Als sie ihr Amt antrat, wollte Ashton die mit üppigen Reisebudgets ausgestatteten Posten eigentlich abschaffen. Stattdessen hat sie mehr berufen als je zuvor. Dabei sind die Zuständigkeiten der Jobs unklar, nach Auffassung der Haushaltsexpertin Gräßle dienen sie vor allem dazu, „außenpolitischen Aktionismus“ zu verbreiten.

Ashtons Amtsmüdigkeit ist mittlerweile unübersehbar. Neulich kündigte sie an, 2014 in jedem Fall aufzuhören. Sie weiß, dass sie keine Chance auf eine zweite Amtszeit hat. 2009 wurde sie von der britischen Labour Party nach Brüssel geschickt, der jetzige konservative Premier David Cameron würde wohl kaum eine Kandidatin der politischen Konkurrenz unterstützen.

So ist das Rennen um die Nachfolge eröffnet. Viel hängt vom Ausgang der Europawahlen im Mai kommenden Jahres und der Frage ab, wer die beiden anderen Brüsseler Top-Jobs bekommt: die Leitung der EU-Kommission und den Vorsitz des Europäischen Rats. Trotzdem laufen sich schon jetzt zwei Kandidaten mit langjähriger außenpolitischer Erfahrung warm: Polens Außenminister Radoslaw Sikorski und Schwedens Chefdiplomat Carl Bildt.

Beiden wird eine große Portion Selbstbewusstsein attestiert. Anders als Ashton würden sie sich wohl kaum damit begnügen, die Meinungen der nationalen Außenminister zusammenzufassen.

Immerhin, die blasse Baronin gibt ihre Schwäche mittlerweile zu. Sie habe die Grundlage für den Europäischen Dienst gelegt, aber jetzt solle ein anderer die Behörde übernehmen, sagte sie auf einer Konferenz des German Marshall Fund in Brüssel. „Es gibt Menschen, die damit Dinge machen können, die ich wahrscheinlich nicht machen könnte.“

CHRISTOPH SCHULT

und der zuständige Ausschuss des EU-Parlaments kritisiert die Führungskultur im neugeschaffenen EAD.

In einem Papier, das der Ausschussvorsitzende Elmar Brok in dieser Woche vorlegt, ist von einer „kopflastigen Struktur“ und „zu vielen Entscheidungsebenen“ die Rede, Ashton reagiere oft zu spät und lasse sich ihre Personalpolitik von den Mitgliedstaaten diktieren. Im Zuge einer „Generalrevision“ der Behörde, so der Bericht, solle Ashton einen oder mehrere Stellvertreter bekommen.

Der Unmut unter den Europaabgeordneten ist groß. Nach dem Lissabonner Vertrag sollte der neue Diplomatendienst dafür sorgen, eine gemeinsame europäische Außenpolitik zu formulieren. Doch nicht einmal die Ressortchefin glaubt daran, dass das möglich ist. „Der EAD ist kein europäisches Außenministerium, das die Ministerien der Mitgliedstaaten ersetzen soll“, schreibt Ashton in einem internen Positionspapier ihres Amtes. Stattdessen sei der Dienst „etwas Neues und Einzigartiges“.

Er sei vor allem einzigartig schlecht geführt, heißt es in dem

„Der Europäische Auswärtige Dienst ist kein europäisches Außenministerium.“

Hohe Vertreterin
Ashton



VIKTOR DABKOWSKI / PICTURE ALLIANCE / DPA



JOHANNES ART / DER SPIEGEL

Bloggerin Hannemann in ihrer Wohnung: „Wie viele Tote wollen Sie noch auf Ihr Konto laden?“

PROTESTE

Widerstand aus Zimmer 105

Im Jobcenter Hamburg-Altona kämpft ausgerechnet eine Arbeitsvermittlerin gegen Hartz IV: Inge Hannemann weigert sich, Arbeitslosen das Geld zu kürzen, wenn sie nicht erscheinen.

Es gibt bestimmt jede Menge Gründe, warum sich das Arbeitsverhältnis von Inge Hannemann in einem Zustand zwischen Krise und Krieg befindet, jeden Tag ein Stück weniger Krise, jeden Tag ein Stück mehr Krieg.

Aber ein Grund lautet: 142.

Vor fünf Jahren hat Inge Hannemann einen IQ-Test gemacht, nur so aus Spaß, sie hatte einen „sauguten Tag“, 142 Punkte, wie sie sagt, genial also. Das müsste natürlich auch ihren Arbeitgeber freuen.

Wenn Hannemann in Quantenphysik forschen oder Computer-Chips entwickeln würde. Tut sie aber nicht. Stattdessen sitzt Hannemann im Jobcenter Hamburg-Altona, in einer Behörde, als Arbeitsvermittlerin für Jugendliche ohne Stelle. Und genau das ist das Problem. Nicht für Hannemann. Aber für ihren Arbeitgeber. Denn Hannemann hat einen Plan.

Gerichtet gegen ihren Arbeitgeber.
Gegen Hartz IV.
Gegen das System.

In den vergangenen Monaten hat Hannemann aufgehört, das zu tun, was von ihr erwartet wird: sich ans Routineverfahren zu halten. Die Routineregeln lauten: Wer einen Termin bei ihr schwänzt, bekommt zehn Prozent weniger Geld, beim nächsten Mal 20 Prozent und so weiter. Wer einen möglichen Arbeitgeber versetzt oder nicht zur Fortbildung geht, verliert 30 Prozent, dann 60, dann alles. „Sanktionieren“ nennt sich das im Behördendeutsch, so sieht es das Sozialgesetzbuch II vor, Paragraph 31 und 32 in Verbindung mit den fachlichen Hinweisen für Mitarbeiter der Agentur für Arbeit.

Aber Hannemann sanktioniert nicht. Mehr noch: Weil sie die besonders schwierigen Fälle bekommt, die Jugendlichen, die von Kollegen schon abgestraft worden sind, hebt sie Sanktionen auch wieder auf. Und weil Hannemann dafür immer einen guten Grund braucht – und auch findet, etwa eine Erkrankung, um den ausgefallenen Termin erklären zu kön-

nen –, weiß das Jobcenter offenbar nicht so recht, was es mit ihr tun soll. Mit dieser Widerborstigen in Zimmer 105. Dieser, ja was? Querdenkerin? Quertreiberin? Querulantin? Die außerdem ein Internetblog betreibt über die Härten von Hartz IV. Darüber, dass angeblich alles in die falsche Richtung läuft, mit zu viel Fördern, zu wenig Fördern. Und über all die -losigkeiten eines Apparats, in dem sie selbst arbeitet: Herz-losigkeit, Gnadenlosigkeit, Skrupel-losigkeit. So lesen das zumindest ihre Vorgesetzten, und dafür braucht man auch keinen IQ von 142.

Vor ein paar Tagen wollte Hannemann mal wieder an ihren Arbeitsplatz, sie hatte noch Urlaub und wollte sich ein paar Bücher aus dem Büro holen, die ihr gehören. Sie schildert es so, dass sie durch die Eingangstür ging und ein Mann vom Sicherheitsdienst sich ihr in den Weg stellte, obwohl es schon nach Mittag war und der Sicherheitsdienst dann normalerweise gar nicht mehr im Haus sei.

Er fragte: „Wer sind Sie?“ Dann sagte er: „Hm“, mehr nicht, Hannemann ließ es nicht darauf ankommen und ging, angeblich weil sie keine Scherereien machen wollte. Am vergangenen Mittwoch, beim zweiten Versuch, tauchte beim Rausgehen wieder ein Sicherheitsmann auf, der sonst nicht im Eingang steht, fragte, was sie im Haus gemacht habe. Alles höflich, aber nicht ganz geheuer.

Seitdem ist die Lage unübersichtlich: Hausverbot hat sie nicht, aber wie es weitergeht, dazu will die Leitung des Jobcenters ebenso wenig sagen wie die Sozialbehörde Hamburg, ihr eigentlicher Arbeitgeber, der das Jobcenter mit der Bundesagentur für Arbeit betreibt.

An diesem Montag endet nun ihr Urlaub, aber Hannemann ist nicht die Frau, die einfach nicht wiederkommt, was ihren Chefs wohl am liebsten wäre. Oder sich wenigstens versetzen ließe, was ihnen vermutlich das Zweitliebste wäre. Eine Stelle im Bezirksamt Eimsbüttel, wo sie viel mit Akten und wenig mit Menschen in Berührung gekommen wäre, hat sie schon abgelehnt.

Hannemann, 45, will diesen Kampf, das hat auch mit ihrer Erziehung zu tun. Ihr Vater war bei Greenpeace aktiv, ihre Mutter in der Frauenbewegung, zu Hause lag immer die „Emma“ auf dem Tisch, und ein Zimmer war meist mit Frauen belegt, die mit ihren Kindern vor prügeln den Ehemännern weggelaufen waren. Mit zehn oder elf ging Hannemann zu ihrer ersten Demo, „irgendwas gegen Springer“, und danach zu ziemlich vielen: Friedensbewegung, 1. Mai, Ostermärsche. Den Rest der Prägung besorgten die Platten von Herman van Veen und Konstantin Wecker, die Bücher von Günter Wallraff und Bertolt Brecht.

Mit der Schule kam sie nicht klar. Damals der erste IQ-Test, „der ergab 139“,

es sei das typische Scheitern einer Hochbegabten, findet sie. Und so landete sie über einen Versuch in der Altenpflege und einer Lehre zur Speditionskauffrau 2005 in der Sozialverwaltung. Erst in Süddeutschland, dann in Hamburg, ihrer Geburtsstadt, aus Heimweh.

Damit war sie zwar daheim, dafür wurde aber ein anderes Weh immer größer, das zwischen ihr und ihrer Behörde. Denn 2005 war auch das Jahr, in dem Arbeitslosen- und Sozialhilfe zusammengelegt wurden, Hartz IV in Kraft trat. Und je länger sie mitmachte, mit immer mehr Zweifeln, umso klarer wurde für sie: Das System ist falsch. Aber gerade weil es aus ihrer Sicht so falsch war, saß sie darin genau richtig. Um es anzugreifen.

Ganz zu Beginn, erzählt sie, im Jobcenter im badischen Müllheim, hatte sie einen Chef, der aus dem Sozialamt kam. „Der sagte, macht, was ihr wollt, solange

Sie will eine Stimme sein, die gehört wird – selbstverständlich auch im Bundestagswahlkampf.

es den Menschen hilft und noch im Rahmen der Vorschriften ist.“ Also machte Hannemann. Mit einer Familie spielte sie monatelang immer wieder „Mensch ärgere dich nicht“, damit die Eltern begannen, sich um ihre Kinder zu kümmern, statt den ganzen Tag vor der Glotze zu sitzen. Dass sie dem Vater schließlich eine Stelle als Lagerist besorgen konnte, war für Hannemann zwar wichtig, aber nicht entscheidend.

In Hamburg sei so etwas zunächst auch noch möglich gewesen, doch schon 2006 habe es begonnen – immer mehr Vorschriften aus Nürnberg, immer klarer die Ansage: in Arbeit vermitteln, Hauptsache, raus aus der Statistik. Und dafür hinein in Ein-Euro-Jobs, Zeitarbeit. Und wer sich querstellte: Sanktionen.

Das Jobcenter Hamburg sagt dagegen, in der Stadt hielten sich gerade mal vier Prozent der Geldempfänger nicht an die Regeln, rund 5000. Nur die müsse man sanktionieren, und das tue man „mit Augenmaß“. Warum also dieser Widerstand, soll das wohl im Subtext heißen. Aber Hannemann sind schon vier Prozent zu viel, und bei denen auch schon die ersten zehn Prozent Kürzung. „Das sind bei Jugendlichen, die allein wohnen, 38,20 Euro“, und wenn Hannemann schon 382 Euro im Monat für zu wenig hält, dann 382, gekürzt um 38,20 Euro, erst recht.

Sie las Gerichtsurteile, mit denen Sanktionen gekippt worden waren, sie wühlte sich durch Teile der Sozialgesetzbücher, die für ihre Arbeit eigentlich keine Rolle spielten, sie lieferte Jugendliche bei der

Drogenberatung ab und bereitete Termine bei der Schuldnerberatung vor. Angeblich sagte ihr Teamleiter, sie solle sich auf das beschränken, was ihre Aufgabe sei, in Arbeit vermitteln, notfalls mit Sanktionen. Ob das so stimmt oder nicht – sicher ist: Hannemann machte einfach weiter. Druck erzeuge bei ihrer Klientel doch nur Gegendruck, meint sie, und von den 800 Kunden, die sie bisher betreut habe, seien höchstens 50 bis 60 „ausgestiegen“ – ihr Begriff dafür, wenn einer gar nicht mehr arbeiten will. Das müsse das Land aushalten.

Daran glaubt sie, deshalb kämpft sie. Schon 2007 schrieb sie Mails an die Bundesregierung, eine Antwort bekam sie nie. Vergangenen Dienstag hatte sie in Berlin einen Drei-Stunden-Termin bei Katja Kipping, der Parteichefin der Linken, es ging um eine mögliche Zusammenarbeit. Und wenn einer von der Bundesagentur für Arbeit mit ihr über das ganze Thema reden wolle, dann doch bitte mindestens der Vorstand Heinrich Alt, zuständig für Hartz IV, oder gleich der oberste Chef, Frank-Jürgen Weise.

Nur da, ganz oben, glaubt sie etwas erreichen zu können, damit alles eine andere Richtung nimmt. Dass man an den Ursachen für Arbeitslosigkeit arbeitet, statt irgendeine Arbeit für Erwerbslose zu finden.

Und so überzeugt sie davon ist, dass dieser Wechsel unbedingt nötig sei, so überzeugt auch, dass nur sie, die Insiderin, das dafür Nötige tun könne. Ihr Mann, ihre erwachsene Tochter unterstützen sie; auch deshalb fühlt Hannemann sich offenbar frei in dem, was sie tut. Und doch hat dieser Kampf sie im vergangenen halben Jahr vier Kilo Gewicht gekostet. Jetzt sind noch 47 übrig, und man kann den Eindruck haben, dass ihr Eifer sie ganz verzehren könnte.

Sie steht ständig in Kontakt mit einem Unterstützerteam – Anwälten, Freunden, Erwerbslosen. Sie will eine Stimme sein, die gehört wird, selbstverständlich im Bundestagswahlkampf.

Der Ton in ihrem Blog ist darum so scharf geworden, dass sie die Bundesagentur dort im Februar in einem Brandbrief fragte, „wie viele Tote, Geschädigte und geschändete Hartz-IV-Bezieher Sie noch auf Ihr Konto laden wollen?“ Für den 8. Mai hat sie auch noch zu einer Demo in Hamburg gegen Hartz IV aufgerufen. Motto: „Wir wollen leben!“ Et was kleiner geht es wohl nicht mehr.

Aber während sich ihre Kritik in Widerstand und ihr Widerstand in Provokation gewandelt hat, so dass man nicht sagen kann, wo das alles enden wird für Inge Hannemann, möglicherweise nicht allzu gut, ist sie sich ihrer Sache sicher: „Seit über einem Jahr schlafe ich zum ersten Mal wieder gut“, sagt sie, „ich bin jetzt endlich ausgelastet.“

JÜRGEN DAHLKAMP

Titel

Plattgepaukt

Wer Kinder oder Eltern nach dem Schulalltag fragt, hört dramatische Klagen über Schufferei und Strapazen. Üben die Lehrer tatsächlich zu großen Leistungsdruck aus?



Gymnasiast Felix Strasser

Rainer Schmidt kennt sie alle: die Verzweifelten, die Verbissenen, die Verlorenen.

Vor 20 Jahren eröffnete er seinen Reparaturbetrieb mitten im Ruhrgebiet, in der Innenstadt von Gelsenkirchen. Der Diplompädagoge hilft seitdem Schülern mit Problemen, sein „eLZet Lernförderzentrum“ ist ein Angebot für all diejenigen Kinder und Jugendlichen, die in der Schule nicht klarkommen. Die in Mathe versagen oder in Deutsch nicht weiterwissen, die Nachhilfe benötigen oder eine Therapie. „Bevor der Schulstress zum Dauerzustand wird, ist es wichtig gegenzusteuern“, so wirbt Schmidt für sein Förderzentrum.

Da kann einen wie Schmidt, nach zwei Jahrzehnten, nicht mehr viel schockieren. Aber dann, Mitte März, an einem Dienstagnachmittag: Eine 13-jährige Schülerin erhält Nachhilfe in Mathematik, plötzlich weint sie, ist kaum noch zu beruhigen. Schließlich, so berichtet es Schmidt, sagt das Mädchen: „Ich will nicht mehr nach Hause.“ Seit Jahren stehe sie seitens ihrer Mutter unter großem Druck. Einmal pro Monat werde sie verprügelt, sagt die Schülerin. Jetzt will sie zum Jugendamt gehen, dem Druck entkommen. Raus aus dem Elternhaus, raus aus dem Stress.

Ein Extremfall? Ganz sicher. Und doch ist das Schicksal der Schülerin aus Gelsenkirchen weniger Zufall als Symptom: für ein Schulsystem, das Kinder wie Eltern an den Rand der Überforderung bringen kann – und manchmal darüber hinaus. Wer Kinder oder Eltern nach dem Schulalltag fragt, hört die immer gleichen Klagen über Stress im Klassenzimmer. Der Unterricht an deutschen Schulen, so kann man die Ergebnisse jüngerer Umfragen verstehen, ist zum Überlebenstraining geworden – und ein Schulabschluss nur unter Gefahr für Leib und Leben zu erwerben. So

- ▶ kommt die Kindergesundheitsstudie von „Elefanten Kinderschuhe“ zum Ergebnis, dass ein Viertel der befragten Zweit- und Drittklässler sich oft oder sehr oft gestresst fühlt. Wichtigster Stressfaktor: die Schule;
- ▶ verkünden Unicef und das Deutsche Kinderhilfswerk nach einer Online-Umfrage, dass 13-Jährige im Schnitt fast 44 Wochenstunden in oder für die Schule arbeiten und ältere Schüler mehr als 45 Stunden;
- ▶ leidet nach einer Erhebung im Auftrag der Krankenkasse DAK mehr als jeder fünfte Schüler und mehr als jede dritte Schülerin ab zehn Jahren regelmäßig unter psychosomatischen Beschwerden wie Einschlafproblemen, Gereiztheit, Kopf- oder Rückenschmerzen;
- ▶ klagten 80 Prozent der befragten Gymnasiasten in München laut einer Studie

der dortigen Ludwig-Maximilians-Universität über Kopfschmerzen, viele außerdem über Schmerzen im Rücken und im Bauch.

Der Stress scheint so groß zu sein, dass an manchen Schulen schon Stressbewältigung auf dem engen Stundenplan steht: Die Techniker Krankenkasse hat mit der Universität Marburg ein Anti-Stress-Programm für die Klassen 9 und 10 entwickelt, mehrere hundert Klassen haben schon mitgemacht. Die Aktion heißt Snake: Stress nicht als Katastrophe erleben.

Und die Eltern? Stehen, wie könnte es anders sein, ebenfalls unter Stress. Sie „sehen sich beträchtlichem Druck ausgesetzt, ihren Kindern die bestmöglichen Lernvoraussetzungen zu schaffen: 91 Prozent von ihnen fühlen sich verpflichtet, sich eingehend um die schulischen Leis-



„Aus der Schule komme ich manchmal erst gegen 17 Uhr, das ist schon heftig.“

Demonstrant Felix Strasser (rote Jacke)

tungen ihrer Kinder zu kümmern“. So ist es in einer Studie zu lesen, die der Versandhändler Jako-O in Auftrag gab. Weiter heißt es dort: „60 Prozent beklagen, dass sie vieles von dem leisten müssen, was sie eigentlich als Aufgabe der Schule ansehen.“

So gesehen ist das deutsche Schulsystem ein Notfall. Und genauso sehen es Thomas Wilckens aus München, promovierter Mediziner, Vater zweier Töchter, und mit ihm mehr als 7000 weitere Menschen. Sie haben eine Petition unterschrieben, um das bayerische Schulsystem zu verändern („Abschaffung des G8 und Entrümpelung/Modernisierung der Lehrpläne“). Wilckens hat zudem die Kinderkommission des Bayerischen Landtags angeschrieben sowie den Ausschuss für Umwelt und Gesundheit.

Er überlegt, die Uno einzuschalten, genauer: den Ausschuss für die Rechte des Kindes, beheimatet in Genf und damit beauftragt, die Umsetzung der Uno-Kinderrechtskonvention zu überwachen. In der Konvention stehe es doch, in Artikel

31: „Die Vertragsstaaten erkennen das Recht des Kindes auf Ruhe und Freizeit an, auf Spiel und altersgemäße Erholung.“ All dies sieht Wilckens verletzt, die Gesundheit der Schüler gefährdet, weil wir „unsere Kinder in den Schraubstock drehen, während wir Kinderarbeit im Ausland immer anprangern“.

Insbesondere eine Reform ist es, die Eltern wie ihn gegen das Schulsystem aufbringt: die Verkürzung der Gymnasialzeit von neun auf acht Jahre, vollzogen in allen westlichen Bundesländern außer Rheinland-Pfalz, bekannt und, man muss wohl sagen, berüchtigt unter dem Kürzel G8. Nur im Osten herrscht Ruhe, in den neuen Ländern machen Gymnasiasten schon seit langem nach acht Jahren ihr Abitur, dort gibt es keine Reform und kaum Widerstand.

Das Kürzel G8 stand früher vor allem für den Club der mächtigsten Industriationen, deren Treffen regelmäßig von großem Protest begleitet wurden, in Genua 2001 oder Heiligendamm 2007 beispielsweise. Heute dürfte den meisten Menschen in Deutschland zu „G8“ zuerst die Bildungspolitik einfallen. Und der Protest dagegen ist in den alten Bundesländern ebenfalls vehement, nur nicht so militant.

Der Unmut äußert sich bei Demonstrationen auf Straßen oder Schulhöfen und auch im Internet. Dort haben etwa Wilckens' Mitstreiter ihre Kommentare hinterlassen, sie zeichnen ein Bild des Grauens vom deutschen Gymnasium.

„G8 macht die Kinderköpfe kaputt“, heißt es. Oder: „Das G8, wie es derzeit durchgeführt wird, ist eine Paukanstalt, die keine gefestigten Persönlichkeiten heranzubildet, sondern unreife Menschen mit ein bisschen Wissen zum Ausspucken.“

Es klagen Schüler, „weil ich es nicht weiter einsehe, in einem dermaßen schlechten und veralteten Bildungssystem leben zu müssen“.

Es klagen Lehrer: „Ich wünsche mir ein ‚menschengerechteres‘ Schulsystem. Das bayerische Schulsystem, so wie es derzeit funktioniert, ist für die Gesundheit unserer Kinder meines Erachtens nicht förderlich und bewirkt schon in jungen Jahren bei vielen Menschen Stress und Motivationslosigkeit.“

Es klagen Eltern: „G8, dieser Irrsinn, überschattet seit nunmehr neun Jahren das gesamte Leben in unserer Familie. Geprägt aus Stress und kaum einer Möglichkeit, diesen abzubauen. Schäden am Bewegungsapparat bereits im kindlichen Alter – durch Tragen bleischwerer Schultaschen, keinen Ausgleichssport, und nicht zuletzt trägt auch die Seele eine schwere Last.“

Es klagen Ärzte: „Ich bin Kinderarzt, Neuropädiater, habe zwei Kinder. Der



OLIVER TADEN / DER SPIEGEL

in diesem Sommer. Die Schulleiterin aber ist vom Konzept nicht mehr überzeugt. „Es war ein Fehler, ausgerechnet in der Mittelstufe ein komplettes Schuljahr herauszustreichen“, sagt Hechler. Also in den Klassen fünf bis neun unterrichten zu wollen, was vorher in den Klassen fünf bis zehn Platz hatte.

Obwohl nun zusätzlicher Unterricht am Nachmittag abgehalten werde, kämen die Schüler bis zum Abitur auf rund 500 Unterrichtsstunden weniger als vorher, rechnete Hechler aus. Das habe zu einer „enormen Verdichtung des Lernstoffs“ vor allem in den Klassen fünf bis sieben geführt. Gerade in diesen Jahren hätten die Schüler aber viel Neues aufzunehmen: die zweite Fremdsprache, Grundlagen in Mathematik und die wissenschaftliche Methodik in den Naturwissenschaften.

„Die Schüler werden dadurch regelrecht dazu erzogen, stur ihren Lernstoff zu pauken und alles beiseitezulassen, was vielleicht interessant ist, aber sich im Stundenplan nicht mehr unterbringen lässt“, sagt Hechler. „Wir haben einen erheblichen Rückgang bei den freiwilligen Arbeitsgemeinschaften erlebt.“

Wenn sie mit Bildungspolitikern darüber spreche, werde ihr oft entgegnet, dass der Lehrplan eben „entschlackt und entrümpelt“ werden müsse. „Da werde ich richtig sauer“, schimpft die Direktorin, „Theodor Storm oder Wilhelm Meister sind doch kein Gerümpel.“ Und Zeit für Theater, Musik, Sport oder Naturwissenschaften sei „kein überflüssiger Speck“.

Die Noten der Abiturienten seien bislang durchaus in Ordnung gewesen, sagt Hechler, den Stoff hätten ihre G8-Schüler gut beherrscht. Und doch ist die Direktorin inzwischen überzeugt, dass sie ihren Schülern zu viel zugemutet habe. „Bildung“, sagt Hechler, „ist eben mehr, als nur Gelerntes wiederzugeben.“ Deshalb leide am Ende doch die Qualität des Abiturs durch G8.

Bei einer Umfrage hätten zwei Drittel der G8-Absolventen ihrer Schule angegeben: Sie wären lieber neun Jahre lang zum Gymnasium gegangen. Bei Eltern und Lehrern seien es mehr als 80 Prozent gewesen, die sich in den vergangenen Wochen für eine Rückkehr zu G9 ausgesprochen hätten. Die Schule wird diesem Votum entsprechen: Das Gymnasium, das als eines der ersten zu G8 wechselte, wird als eines der ersten wieder G9 einführen.

So wollen es viele Schulen in Hessen halten. Obwohl die Fristen knapp bemessen waren und übereinstimmende Voten der Schüler-, Lehrer- und Elternvertretungen verlangt wurden, kehren 39 von 107 Gymnasien so schnell wie möglich zu G9 zurück, noch in diesem Sommer. Weitere 11 Gymnasien bieten zumindest zusätzliche G9-Klassen, an vielen anderen

Nachhilfe im Gelsenkirchener Lernförderzentrum „elZet“: „Es ist wichtig gegenzusteuern“

schulische Stress ist unglaublich hoch, auch bereits in der Grundschule. Kinder haben oft mehr Arbeitsstunden pro Woche als Erwachsene. Psychosomatische Erkrankungen werden bei ihnen weiter zunehmen, wenn die jetzige Situation bestehen bleibt.“

Und es klagen Therapeuten: „Ich arbeite als Psychotherapeutin in einer Kinderpsychiatrischen Praxis. Diese ist voll von überforderten Eltern und Kindern, die aufgrund von Schulthemen zum Psychiater gehen müssen.“

Stress, Stress, Stress – G8 ist zum Schreckgespenst der deutschen Schulpolitiker geworden. Wenn die Klagen nur aus Bayern kämen, wo das Niveau oft höher als anderswo ist, oder nur im Internet vorgetragen würden, wo die Hemmschwelle niedriger ist, dann müssen

sich nicht so viele Kultusminister sorgen. Doch wo immer im vergangenen Jahrzehnt die Gymnasialzeit von neun auf acht Jahre verkürzt wurde, reißt der Protest nicht ab. Und zu den Kritikern zählen selbst Menschen wie Karin Hechler, Direktorin einer hessischen Schule und frühere Anhängerin von G8.

„Mir leuchtet schon ein, dass viele Abiturienten in Deutschland recht alt waren, wenn sie zum Beispiel erst mit 20 Jahren an die Hochschulen kamen“, sagt Hechler. Sie setzte sich deshalb dafür ein, dass ihr Gymnasium, die Schillerschule in Frankfurt am Main, eines der ersten im Land war, das ein Schuljahr strich. Schon 2004, als Pilotschule, ein Jahr früher als die anderen.

Der erste Turbo-Jahrgang hat ihre Schule schon verlassen, der zweite folgt

Gymnasien wird über eine Rückkehr zu G9 im nächsten Jahr diskutiert.

Manche Eltern ziehen sogar vor Gericht, um ihren Kindern eine nur acht Jahre dauernde Gymnasialzeit zu ersparen. Der Physiker Ronald Strasser und seine Frau Tanja aus Wald-Michelbach im Odenwald klagen für ihren elfjährigen Sohn Nico, einen Fünftklässler. Dessen Schule kehrt zwar ohnehin zu G9 zurück, doch gilt dies nur für neue Schüler, die ab Sommer aufgenommen werden.

Die Schulleitung wäre bereit, auch den jetzigen Fünftklässlern ein Jahr mehr zu gönnen. Aber das Kultusministerium in Wiesbaden blieb bislang hart: Es sei ja möglich, dass ein Kind gerade wegen G8 auf ein Gymnasium geschickt werden sei, argumentieren die Ministerialen. Doch das sei „Unsinn“, sagt die Elternvertreterin Martina Tavaglione: „100 Prozent der Eltern aus den fünften Klassen haben sich für die Rückkehr zu G9 ausgesprochen.“ Von all diesen Eltern habe sie die Unterschriften.

Die Eltern Strasser versuchen es deshalb auf dem Rechtsweg. „Wir wollen Nico ersparen, dass er unter dem gleichen Stress lernen muss wie sein älterer Bruder“, sagt der Vater. Der 14-jährige Felix geht in die siebte Klasse. Zusammen mit



KLAUS GOBBELS

„Die Schüler werden dazu erzogen, stur ihren Lernstoff zu pauken.“

Karin Hechler

seinem Kumpel Alex schwitzt Felix an einem späten Nachmittag im März über Englisch- und Mathe-Hausaufgaben. Zeit für spontane Treffen, ungeplantes Spielen gebe es kaum noch, klagt Felix. „Aus der Schule komme ich manchmal erst gegen 17 Uhr, das ist schon heftig“, sagt er. Sein Vater klagt: „Die Jungs haben durch die Schule eine 60-Stunden-Woche, die viele erwachsene Arbeitnehmer als absolut unzumutbar ablehnen würden.“

Der Unmut der Eltern hat in zahlreichen Bundesländern zu Nachbesserungen, zur Reform der Reform, geführt (SPIEGEL 48/2012). In Schleswig-Holstein

dürfen einige Gymnasien beide Modelle anbieten; in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg probieren es diverse Schulen wieder mit G9; und Bayerns Regierung bietet Schülern, „die in ihrer Entwicklung mehr Zeit brauchen“, bei Bedarf ein zusätzliches Schuljahr in der Mittelstufe an.

Der niedersächsische Landtag beschloss in der vorigen Woche, die Einführung des Turbo-Abiturs an integrierten Gesamtschulen zu verhindern. Die schwarz-gelbe Vorgängerregierung hatte nach den Gymnasien auch die Gesamtschulen auf G8 verpflichtet.

In Hamburg gibt sich der regierende SPD-Senat standhaft – jedenfalls noch. Der Erste Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) warnt vor „neuem Stress“ durch eine neuerliche Reform. Doch seit Jahresbeginn sammeln Väter und Mütter Unterschriften für eine Petition, damit Gymnasien künftig zwischen G8 und G9 wählen können. Knapp 6000 Unterschriften haben die Initiatoren zusammengetragen, dazu einen Unterstützerbrief von Norbert Blüm, Ex-Bundesarbeitsminister und Autor einer Streitschrift über die „Enteig-

Vater Wilckens, Töchter

„Wir drehen Kinder in den Schraubstock“



DIRK BRUNNECKI / DER SPIEGEL

„Wofür das?“

Drei Schüler zweifeln am Turbo-Gymnasium.

Ist es eine Niederlage, gar eine Schmach, das Gymnasium zu verlassen? Nein, sagt Leon Meister, „es war die beste Entscheidung meines Lebens“. Er sei seitdem ein anderes Kind, sagt seine Mutter Katja Meister. „Er lebt wieder.“

Vor gut fünf Jahren berichtete der SPIEGEL schon einmal über die Familie aus dem hessischen Taunusstein. „Diebstahl der Kindheit“, lautete die Überschrift. Der Artikel stellte drei Schüler vor, die mit dem Turbo-Gymnasium – acht statt neun Jahre bis zum Abitur – haderten. Nun wollte der SPIEGEL wissen, wie es ihnen ergangen ist.

Leon Meister war 2007 mit Neugierde, Vorfremde, einem Zeugnis voller Einsen und Zweien sowie einer Gymnasialempfehlung von der Grundschule gekommen. Aber er fühlte sich nicht wohl. Er klagte über Kopfschmerzen und Schlafprobleme, seine Gedanken drehten sich „Tag und Nacht nur noch ums Pauken und um den Stundenplan“.

Da hatte er ein halbes Jahr auf dem Gymnasium hinter sich. Und es wurde nicht besser. Der volle Stundenplan, regelmäßiger Nachmittagsunterricht, gehetzte Lehrer: „Ich habe damals richtig mitgelitten“, sagt Katja Meister.

Ein halbes Jahr später wechselte ihr Sohn die Schule. Seit Sommer 2008 geht Leon zur Helene-Lange-Schule in Wiesbaden. Die Gesamtschule, die auf das Abitur nach 13 Jahren vorbereitet, hat den Deutschen Schulpreis gewonnen, für innovative Unterrichtskonzepte. Es gibt Fächer wie „Offenes Lernen“, in denen die Schüler selbstgesetzte Schwerpunkte bearbeiten; fächerübergreifende Projekte, die mehrere Wochen lang dauern können; auch Theaterseminare mit Profiregisturen.

Und es gibt viel Zeit zur individuellen Entwicklung der Schüler. „Wir haben sehr schnell gemerkt, dass es dem Leon dort wieder Spaß machte, morgens aufzustehen und zur Schule zu gehen“, sagt seine Mutter. Ihr Sohn war gerade auf Vermittlung der

Schule für vier Wochen bei einer Gastfamilie in den USA.

Mindestens zwei seiner ehemaligen Mitschülerinnen vom Gymnasium beneiden ihn um seinen entschleunigten Schulalltag: die Zwillingsschwestern Dana und Sirka. Heute sind sie 17 Jahre alt und gehen in die elfte Klasse.

Ihre Wecker klingeln um 6.30 Uhr, und bis sie mit den Hausaufgaben am Abend fertig sind, ist es oft 22 Uhr, so erzählen es die beiden. Dazwischen liegen lange Busfahrten zur Schule, ein Stundenplan mit 35 Wochenstunden und drei- bis viermal Nachmittagsunterricht pro Woche.

Von der siebten bis neunten Klasse kam Nachhilfeunterricht dazu, in Eng-

lich taten sich die Schwestern schwer. Die freiwilligen Klavierstunden am Nachmittag hat Dana inzwischen aufgegeben, obwohl sie mit dem Gedanken gespielt habe, Musik zu studieren. „Ich wusste einfach nicht mehr, wann ich das unterbringen sollte“, sagt sie. Für ein Treffen mit Freundinnen bleibe normalerweise nur das Wochenende – sofern am Montag keine Klausur anstehe.

„Wofür das?“, sagt Dana, das frage sie sich oft. Der Druck sei enorm, sagt Sirka, einige Mitschüler hätten ein Jahr wiederholt. Andere überlegten, sich nach dem Abitur eine Auszeit zu gönnen. Ihre beiden älteren Brüder, berichten die Zwillinge, konnten das Abitur noch regulär nach 13 Jahren Schule absolvieren. „Da gibt es im Unterricht genug Zeit, um mal etwas zu wiederholen und zu vertiefen“, sagt Dana. MATTHIAS BARTSCH

nung der Kindheit“. In einer Umfrage des „Hamburger Abendblatts“ sprachen sich zwei Drittel der Befragten dafür aus, zum G9 zurückzukehren, nur ein Viertel wollte G8 behalten.

Vermutlich wäre die Stimmung nicht so eindeutig, nicht so erregt, wenn es bei G8 nur um G8 ginge – um ein einziges von den 13 Jahren, die ein Gymnasiast in den westdeutschen Bundesländern bis zur Reform länger zur Schule zu gehen hatte. Die Belastung für die Schüler ist in manchen Jahrgangsstufen hoch, keine Frage. Doch der Aufschrei wäre niemals so laut, wenn allein die Umsetzung einer allseits akzeptierten Idee als verbesserungswürdig angesehen würde.

Der Protest gegen G8 nährt sich aber aus einem offenbar verbreiteten Unwohlsein über ein Schulsystem, das Kindern angeblich generell keinen Freiraum mehr lässt: ein Regime von freudloser Paukerei, voller engetakteter Prüfungen, abendfüllender Hausaufgaben. Die Klage lautet etwa: Es gehe zu viel um Ausbildung, zu wenig um Bildung; zu viel um Punkte, die zu erwerben seien, und zu wenig um

Persönlichkeiten, die sich entfalten könnten. Die Wahlfreiheit sei zu stark eingeschränkt worden, stattdessen herrsche Paukerei ohne echte Pause. Es ist eine Klage, die sich nicht auf die Schule beschränkt, sondern die Hochschulen einschließt, die sich von Horten der Geistesfreiheit zu Produktionsstätten von Bachelor-Absolventen gewandelt hätten.

Der Soziologe Richard Münch etwa spricht von der „großen Transformation, durch die das Ideal der Bildung als Kultur und Fachwissen am Ende vollständig durch das Leitbild der Bildung als Kompetenz und Humankapital ersetzt worden sein wird“. Auch im Untertitel seiner Denkschrift, erschienen in der Edition Suhrkamp, drückte er sein Unbehagen aus: „Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von Pisa, McKinsey & Co“.

Viele Eltern sind inzwischen die neuen Schulreformen leid. Diese verstärken eher die Furcht, das eigene Kind könnte am Ende auf der Verliererseite landen. So setzt



Schüler Leon 2007, mit Mutter Katja Meister heute: „Er lebt wieder“

die Politik auf eine hohe Abiturientenquote, um Schüler fit für eine anspruchsvolle und sich ständig wandelnde Arbeitswelt zu machen. Als Botschaft bleibt in vielen Familien hängen, dass eigentlich nur noch das Abitur zählt und der Sohn oder die Tochter es um jeden Preis schaffen muss.

Oder, noch so eine zweifelhafte Reform, die Abschaffung der verbindlichen Grundschulempfehlung: Sie bringt Schülern und Eltern nur vordergründig Erleichterung, indem sie ihnen die Wahl der weiterführenden Schulform überlässt. Tatsächlich verschiebt sie Stress und Enttäuschung auf spätere Jahrgangsstufen.

Die Eltern wollen Erfolg, aber sie wollen auch Freiraum für ihre Kinder, beides ist nicht so leicht zu vereinen. „Frei und ohne Druck von außen“ sollen seine beiden Söhne groß werden, ihren eigenen Kopf haben, selbst entscheiden können, welche Ziele sie in ihrem Leben verfolgen wollen und welche nicht – so wünscht es sich Heiko Martens-Scholz aus München. Nur: So erlaubt es das Schulsystem seinen Kindern nicht, findet der 50-Jährige.

Das Haus der Familie Martens-Scholz ist kein Hippie-Haushalt, in dem jeder tun und lassen kann, was er will. Der Vater ist Inhaber einer Consulting-Firma; er bevorzugt zwar einen antiautoritären Erziehungsstil und bezeichnet sich selbst als „Softie“, dafür führt seine Frau Angela, eine Steuerberaterin, ein durchaus strenges Regiment.

Als Philip, einer der beiden Söhne, an einem Freitag nach der Schule zum gemeinsamen Mittagessen ins Büro kommt, lauten seine ersten Worte: „Turnen Note eins!“ Er pfeffert den Schulranzen in die Ecke, setzt sich an den Tisch mit der Pizza. „Hast du Hausaufgaben auf?“, fragt die Mutter. „Nein“, sagt Philip und lacht. Er weiß, dass ihm seine Mutter das nicht glauben wird.

„Nächste Woche hast du eine Prüfung in Mathe“, sagt sie. In dem Fach ist Philip ganz gut. Trotzdem verfügt die Mutter: „Am Sonntag geht die Oma mit dir noch einmal den Stoff durch.“ Philip stöhnt demonstrativ auf. Doch die Eltern achten darauf, dass die Söhne noch ihre Freizeit genießen können. Der elfjährige Philip spielt dreimal pro Woche Fußball, sein jüngerer Bruder ist im Schwimmverein.

Über seine eigene Schulzeit sagt ihr Vater: „Noten waren mir damals nicht wichtig. Ich wollte für eine bessere Welt kämpfen. Das haben damals auch alle akzeptiert. Sogar die Lehrer. Einigen war es sympathisch, dass ich mit 17 lieber auf Friedensdemos ging, anstatt für Lateinklausuren zu lernen. Mein Abitur war dementsprechend schlecht. In den achtziger Jahren war das zum Glück allen egal.“

Diesen liberalen Geist vermisst er im heutigen Bildungssystem. Der Vater ist Vorstandsmitglied der Arbeitsgemein-



DIRK BRUNECKI / DER SPIEGEL

Familie Martens-Scholz: „Die Oma geht mit dir noch mal den Stoff durch“

schaft der Elternbeiräte der Münchner Gymnasien, als Elternvertreter war er zu einer Bildungsveranstaltung der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft eingeladen. Es schockierte ihn zu sehen, „wie enttäuscht Politiker mit den Schulproblemen bayerischer Familien umgehen“. Das wichtigste Ziel der Politiker, wie Martens-Scholz es wahrnimmt: Bildung effizient zu gestalten, so dass der Fachkräftemangel der Zukunft auf ein Minimum reduziert werde. Dabei bestehe doch „die Kunst einer guten Erziehung darin, Kinder neugierig auf die Welt zu machen“.

Das ist unbestritten; und das hehre Ziel wird in deutschen Schulen sicherlich nicht immer erreicht. Die Frage lautet darum nicht, ob die Schulen noch besser werden können – ja, selbstverständlich, sie können und müssen es. Die Frage lautet vielmehr, ob es um die deutschen Schulen wirklich so schlimm bestellt ist.

Zur Wahrheit gehört, dass die Klagen über Stress durch die Schule – speziell

im Gymnasium – schon verbreitet wurden, als das Wort Stress noch nicht verbreitet war. Von „Überladung und Überreizung“ schrieb der schlesische Medizinalrat Karl Ignatius Lorinser 1836 in einem Beitrag für die „Medizinische Zeitung“, die der Verein für Heilkunde in Preußen herausgab.

Lorinser sah das Problem „in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, in der Vielheit der Unterrichtsstunden und in der Vielheit der häuslichen Aufgaben“. Die Paukerei passte ihm überhaupt nicht. „Noch vor dreißig oder fünfzig Jahren war der Unterricht in den Gymnasien auf wenige Fächer beschränkt“, klagt der Medizinalrat, „heute werden dieselben Gegenstände nicht nur in einem viel größeren Umfange gelehrt, sondern es sind auch viele andere noch hinzugekommen.“ Die Folgen beschrieb Lorinser mit diesen Worten: „Kräftige und blühende Knaben sogar welken oft nach einigen Jahren dahin, wie Gewächse, denen Licht

Massagen im Klassenzimmer

Wie eine Grundschule in Berlin-Hellersdorf für Entspannung unter den Schülern sorgt

Der Fünftklässler ist aufgeregt, er soll ein Referat über den Airbus halten. Zum Glück muss er dazu nicht vor der Klasse stehen. Er darf auf den Matten sitzen wie seine 24 Klassenkameraden, die es sich in einem Halbkreis bequem machen.

Als der Schüler über die Länge der Landebahn spricht, die so ein Airbus braucht, nehmen sich die anderen einen kleinen Ball oder einen Holzroller. Dann massieren sie einander. Die Bewegungen erfolgen beiläufig, während die Kinder zuhören und Zwischenfragen stellen. Was auf einen Besucher wie die Inszenierung einer Gruppentherapie aussieht, ist für die Schüler zu einer Selbstverständlichkeit geworden. An der Ganztagsgrundschule am Hollernbusch in Berlin-Hellersdorf gehören solche Kuscheleinheiten vom ersten Schultag an dazu.

Die Schule ist ein Ruhepol mitten im Brennpunktviertel: Bis zu 40 Prozent der Schüler haben erhebliche Defizite. Zu Hause werden manche nur vor dem Fernseher geparkt, andere werden geschlagen. Einige Erstklässler kommen in die Schule, ohne morgens etwas gegessen oder getrunken zu haben, weil ihre Eltern einfach nicht aufgestanden sind. Aber sie kommen, von ganz allein – weil sie gern hier sind. „Für viele sind wir hier die Familie, der einzige Ort, an dem sie sich wohlfühlen“, sagt Schulleiterin Karin Ronneberger.

Sie setzt mit 35 Lehrern, 26 Erziehern und einem Sozialarbeiter auf das, was sie „gesundes Lernen“ nennt. Das klingt klischeehaft, aber hier wird es in vielen Details im Unterricht und verschiedenen Räumen mit Leben erfüllt. Ein Konzept, das sie über rund 20 Jahre langsam entwickelt haben, im Austausch mit anderen Schulen von Norwegen bis in die Schweiz.

Es fängt mit den Möbeln an: Am ersten Tag jedes Schuljahrs werden alle 545 Schüler vermessen, damit sie auf Stühlen sitzen und an Tischen arbeiten, die an ihre Körpergröße angepasst sind und den Rücken schonen. Die Schüler können zwischen Gymnastikbällen und Schwingstühlen wählen.

Es ist ein Montag im März, die kleine Pause zwischen dritter und vierter

Stunde beginnt. Die Schüler der 3a strömen aus dem Zimmer in den geräumigen Flur. Dort steht ein Klettergerüst für sie bereit, mehrere Mädchen schnappen sich einen Hula-Hoop-Reifen oder ein Springseil. Andere rennen kurz hinüber in die Lernwerkstatt, um nachzusehen, ob die Blumen, die sie gepflanzt haben, schon blühen.

Die nächste Stunde beginnt, indem die Lehrerin einen Gong schlägt. Alle stehen auf und üben zu leiser Musik einige Yoga-Figuren. Sonne, Vogel, Baum. Ein paar Minuten reichen, um Ruhe in den Raum zu bringen. Dann erst heißt es: Mathe, Hefte raus.

Einheiten wie Atemübungen oder Phantasiespiele aufgelockert. Die Unterrichtsstunden dauern hier nur 40 Minuten, die gewonnene Zeit wird für Extraangebote wie Theater oder Sport verwendet.

Natürlich kann auch die Schule am Hollernbusch in den sechs Jahren Grundschulzeit, die in Berlin üblich sind, nicht alle Probleme lösen. Aber zwei Drittel der Kinder erzielen nach drei Jahren bei Vergleichsarbeiten in Mathematik und Deutsch mindestens mittlere Ergebnisse. Was in den teuren Stadtvierteln nicht erwähnenswert wäre, ist hier ein großer Erfolg.



Grundschüler in Berlin-Hellersdorf: Die Bewegungen erfolgen beiläufig, während die Kinder

Eine Etage höher wird auch gerade Mathe unterrichtet. Im Flur ist ein Parcours aufgebaut. Ein Schüler nach dem anderen wird aus dem Klassenraum geholt; er kriecht dann unter der Bank her, hüpfte über Felder, schwitzt mit einem Springseil. Zwischen den Stationen liegen Karteikarten auf dem Boden mit Rechenaufgaben. Vor jeder neuen Bewegungsübung löst der Schüler die Aufgabe.

Schulleiterin Ronneberger nennt das „bewegtes Lernen“. Viele Unterrichtsstunden werden durch kleine

Wer den Unterricht stört, kann sich im „Bewegungsraum“ austoben, einem Zimmer mit Matten und Bällen. Außerdem verfügt die Schule über einen „Traumraum“, ein abgedunkeltes, schallgedämpftes Zimmer. Die Idee haben Lehrer von einer Bildungsreise aus Oslo mitgebracht. Eine Discokugel lässt Sterne über Stoffbahnen wandern, die Kinder liegen auf Kissen und Matratzen. Sie genießen Massagen oder einfach nur die Ruhe. Der Raum, sagt die Schulleiterin, sei „immer ausgebucht“.

MARKUS DEGGERICH

und Nahrung entzogen worden; am deutlichsten erscheint das sieche Gepräge in den höheren Klassen.“

Der Artikel habe eine heftige Kontroverse um die „Überbürdung“ ausgelöst, berichtet der Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers, emeritierter Professor in Zürich. Das preußische Kultusministerium holte damals diverse Gutachten ein. Die angeblich übergroße Stofffülle am Gymnasium sei, so Oelkers, „im ganzen 19. Jahrhundert ein Thema gewesen, ohne dass es je einen empirischen Beweis gegeben hätte“.

Mit den empirischen Beweisen ist das bis heute so eine Sache. Die Umfragen messen normalerweise das Empfinden von Schülern, Lehrern oder Eltern, also die subjektive Seite. Die objektive Belastung wird nicht erfasst. Dass die Schulen heute noch genauso stur auf Paukereien ausgerichtet sind wie 1836, werden nicht mal die schärfsten Kritiker des deutschen Bildungssystems behaupten. Dennoch sind die Klagen über den Stress so groß. Daher dürfte ein Teil der Wahrheit auch darin bestehen, dass die Wahrnehmung heute



zuhören und Zwischenfragen stellen

eine andere ist als vor einigen Jahrzehnten. Über die Entwicklung Heranwachsender ist mehr bekannt als je zuvor, auch über deren psychische Verletzbarkeit. Gleichzeitig ist der gesellschaftliche Stellenwert der Kinder so groß wie nie.

Noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, bis zum Erscheinen von Jean-Jacques Rousseaus Erziehungsroman „Émile“, wurden Kinder behandelt wie kleine Erwachsene. Erst der dann einsetzende Paradigmenwechsel führte dazu, Kinder als eigenständige Wesen anzusehen, die ein Recht auf Lernen und Entfaltung haben. Heute gilt, zumindest

formal, in den meisten Ländern die Uno-Kinderrechtskonvention; sie soll Kindern weltweit eine bestmögliche Entwicklung garantieren. Verabschiedet wurde sie erst 1989 – auch das ein Hinweis darauf, dass die Lebensbedingungen von Kindern in den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten vermehrt in das öffentliche Bewusstsein gerückt sind.

Als das Uno-Kinderhilfswerk vor zwei Wochen eine Studie veröffentlichte, war die Aufregung gleich riesig. Dafür reichte aus, dass laut einer Rangliste in dieser Studie deutsche Kinder angeblich unzufrieden sind: Platz 22 von 29. Dabei bezog sich die vieldiskutierte Rangliste nur auf eine einzige Frage, die Abweichungen zu fast allen anderen Ländern waren statistisch nicht signifikant, und alles in allem sind deutsche Kinder auch laut dieser Studie keineswegs unglücklicher als andere – aber die Schlagzeilen waren dennoch zahlreich, auch der SPIEGEL berichtete.

Das Interesse hängt auch damit zusammen, dass in diesem Land nie zuvor so wenige Menschen geboren wurden. 2050 wird nur noch rund ein Drittel der Bevölkerung jünger als 40 Jahre sein. So wächst die Nervosität darüber, dass mit dem raren Nachwuchs nicht sorgsam genug umgegangen werde. Das erhöht die Aufmerksamkeit, was nur gut sein kann, aber es vergrößert wohl auch die Empfindlichkeit der Eltern. Nur wenige halten sich wie Heiko Martens-Scholz, jener Vater aus München, dem Friedensdemos wichtiger waren als Latein-Klausuren: Bringt sein Sohn mal eine Vier mit nach Hause, kann es sein, dass der Vater ihn lobt. „Bravo“, sagt er dann, „du bist ein ganz normaler Junge, einer mit Stärken und Schwächen.“

Diese Toleranz scheint seltener geworden zu sein unter den Eltern. Auch das ist ein Teil der Wahrheit, ein Teil des Problems. So groß der Druck in der Schule auch sein mag: Im Elternhaus wird er noch verstärkt. Manche Eltern sollten mit dem Finger nicht auf die Lehrer zeigen, sondern lieber auf sich selbst.

Was soll man schon sagen, wenn eine Hamburger Mutter über Schulstress klagt – und ihn folgendermaßen definiert: Sie verstehe gar nicht, dass die Lehrer an dem renommierten Gymnasium ihrer Tochter in manchen Monaten keine Hausarbeiten aufgaben, weshalb sie mit anderen Müttern bei Amazon die Schulbücher bestellen und anschließend das Kindermädchen damit beauftragen müsse, Aufgaben zu erstellen.

Oder diese Geschichte, die Dagmar Kalup erzählt, Gründerin einer Elterninitiative in Bayern: „Damit das Kind in der Schule auch sicher klarkommt, geht eine Mutter zur Volkshochschule und belegt einen Kurs in Latein, weil sie sich sonst nicht zutraut, ihrem Kind zu helfen.“



OLIVER TIADEN / DER SPIEGEL

„Schüler sind heute viel größerem Stress ausgesetzt als noch vor 20 Jahren.“

Rainer Schmidt

„Nicht selten werden – im vermeintlich wohlverstandenen Interesse – Vorstellungen, Bedürfnisse und Lebensplanungen der Eltern in die Kinder projiziert“, schreibt die Mainzer Entwicklungspsychologie-Professorin Inge Seiffge-Krenke in einem Artikel über Schulstress. „Die Eltern erwarten, dass ihre Kinder die Schullaufbahn erfolgreich durchlaufen und die Entwicklungsziele ohne größere Schwierigkeiten erreichen.“

„Ein Erziehungsziel, das die aufgeklärte Mittelschicht noch vor 20 Jahren verfolgte, findet sich kaum noch: Kinder sollten lange studieren können und ihr Bewusstsein durch Reisen und Selbsterfahrung erweitern“, sagt Insa Fookon, Professorin für Entwicklungspsychologie an der Universität Siegen. „Jetzt bestimmt vor allem der Gedanke an den Stuserhalt die Dynamik zwischen Eltern und Kindern.“

Der Druck ist dadurch, dass heute mehr Jugendliche als früher ein Abitur erwerben, nur scheinbar kleiner geworden. Weil so viele Abitur haben, stehen diejenigen schlechter da, die keines haben. Und die Bildungsinflation hat auch dazu geführt, dass Familien ihren sozialen Status nicht mehr unbedingt dadurch erhalten können, dass die Kinder denselben Abschluss wie die Eltern erwerben – der Nachwuchs muss besser sein.

„Auch Kinder aus dem Lager der Modernitätsgewinner können hochproblemmatischen Voraussetzungen ausgesetzt sein“, sagt der Erziehungswissenschaftler Günther Opp von der Universität Halle, „für beruflich erfolgreiche Eltern darf die Erziehung der Kinder nicht schief laufen.“ Die Eltern hätten Angst, Fehler zu begehen, weil sie fürchteten, die Karriere des Kindes zu gefährden. „Daher rührt auch die Angst, die Kinder könnten in der Schule versagen“, so Opp, „und natürlich gehen die Ängste auf die Kinder über.“

Die 16. Shell-Jugendstudie, veröffentlicht vor drei Jahren, kommt zu dem Schluss: Die Idee, dass sich schon etwas finden werde, sollte sich ein Plan mal



UWE WEINHOLD / DAPD

Abiturprüfung in Chemnitz: „Kräftige und blühende Knaben welken dahin“

nicht verwirklichen lassen, sei „den heutigen Jugendlichen fremd“. Die Autoren der Studie beschreiben das Lebensgefühl so: „Mit der Zeit wird sich nichts finden – so die Wahrnehmung der Jugendlichen –, vielmehr werden Möglichkeiten in der Zwischenzeit vertan.“

So bleibt die „Schule ohne Stress“, wie Dorothee Remmler-Bellen ihr Buch genannt hat, nur ein Traum. Die 57-Jährige kennt die Nöte der Eltern, sie hat vier Kinder. Und sie kennt die Nöte der Lehrer, sie war Lehrerin. Ihr Fazit: Gestresst seien sie alle. „Das beginnt beim Schulleiter, der eigentlich Pädagoge ist, aber auch Manager sein soll, und der von Ministerium, Eltern, Lehrern und Schülern unter Druck gesetzt wird“, sagt Remmler-Bellen. Sie machte eine Zusatzausbildung zur „Präventologin“, hält Vorträge vor Lehrern und hilft in ihrer „Stress-Praxis“ im niederrheinischen Nettetal auch Familien. „In vielen Familien ist das gesamte Leben auf die Schule fokussiert“, sagt sie, „da ist es fast zwangsläufig, dass die Kinder Ängste entwickeln.“

So verstärkt sich der Druck auf die Kinder, die kaum noch freie Zeit zur Entspannung haben. Mit dem Stress innerhalb der Schule, etwa durch hohe Leistungsanforderungen, hat das freilich nicht allein zu tun. Die Stressfaktoren sind vielfältig. Eltern können nerven, aber auch die Klassenkameraden: Die Hälfte der Schüler, die vom Meinungsforschungsinstitut Allensbach für die Vodafone Stiftung befragt wurden, beklagte sich über

Mitschüler, die „im Unterricht Blödsinn machen“ oder „sich unterhalten“. Mehr als ein Drittel war der Meinung, die Lehrer gingen nicht konsequent genug gegen solche Störenfriede vor.

Die Vodafone-Studie, die in dieser Woche vorgestellt wird, weist einmal mehr nach, wie stark der Sozialstatus einer Familie den Schulalltag der Kinder prägt: Lediglich 37 Prozent der Schüler aus sozial schwächeren Elternhäusern stuften ihre eigene Schulleistung als gut ein, gegenüber 63 Prozent aus den gehobenen sozialen Schichten. Mark Speich, Geschäftsführer der Vodafone Stiftung bezeichnet gerechte Bildungschancen als die große Herausforderung, die Studie trägt den Titel „Hindernis Herkunft“. Vor allem „Schwierigkeiten und mangelnde Unterstützung im Elternhaus“ würden von den Lehrern und auch von den Eltern als Probleme benannt, so Speich.

Wer über die Schule klagt, darf sie also nicht isoliert betrachten. Wenn Eltern über Lehrer meckern, kann darin auch eine Ausrede liegen. Macht mal Pause – das gilt für Kinder wie für Eltern. Die Mütter und Väter dürfen sich nicht verrückt machen und auch ihren Nachwuchs nicht. Der ist vermutlich ohnehin robuster und zugleich flexibler, als viele Ältere es wahrhaben wollen. Einiges deutet darauf hin, dass sich die nachwachsende Generation ihren Weg aus der gefühlten Misere selbst sucht.

Erste Anzeichen gibt es, gleich nach dem Schulabschluss. Die noch so jungen Abiturienten erkunden die Welt, probie-

ren Studiengänge aus, erholen sich oder werden erst mal „Bufdi“: Sie arbeiten ein Jahr lang im Bundesfreiwilligendienst. Oft halten sie es so, weil sie nicht wissen, was sie denn nun wollen sollen vom Leben – mit nur 18 Jahren und einem Turbo-Abitur in der Tasche.

„Generation Y“ nennt man die jungen Männer und Frauen, die gerade ins Berufsleben starten. Sie haben sich, wie es Sozialforscher konstatieren, dem Ideal eines ausgeglichenen Verhältnisses zwischen Arbeit und Privatleben verschrieben, und sie meinen es ernst: Personalleiter internationaler Firmen beklagen, dass sich, anders als früher, weniger Nachwuchskräfte für karrierefördernde, aber anstrengende Jobs gewinnen lassen.

Das „Y“ in „Generation Y“ klingt englisch ausgesprochen wie „why“, warum. „Warum soll ich mich dem ganzen Stress aussetzen? Warum tun, was mich kaputt macht?“, so ließe sich Generation Y frei übersetzen.

Die Generation Y hat den 11. September miterlebt, sie kennt Patchwork-Familien, die Finanzkrise und Fukushima, sie weiß, dass kaum etwas beständig ist in der Welt – und hält gleichzeitig, geprägt vom grenzenlosen World Wide Web, alles für möglich und erreichbar. Sie will selbstbestimmt und flexibel arbeiten, erklärt die Weiterentwicklung der eigenen Persönlichkeit sowie Kollegialität für unverzichtbar, Status und Prestige hingegen für überbewertet. So heißt es in einer Studie des Berliner Trendence Instituts.

Und vielleicht können die Kinder den Eltern ein Vorbild sein, nicht umgekehrt. Der Schüler Jan fühlte sich, bevor er am Snake-Training mit dem Hamburger Diplompsychologen Markus Plesner teilnahm, oft überfordert von den Wünschen seiner Eltern: „Mach deine Hausaufgaben, geh mit unserer ‚Bella‘ Gassi, putz die Fenster, nun wasch endlich das Geschirr ab.“

Nach einem Training schrieb er all die Probleme in eine Liste, überlegte sich einen Vorschlag für seine Eltern und sprach sie an. Es war eine gute Erfahrung in Jans Familie. Man einigte sich. Er erzählte von den Snake-Übungen, von besonderer Atemtechnik und von der progressiven Muskelentspannung, die er dort gelernt hatte: durch die bewusste An- und Entspannung von Muskeln innere Ruhe zu finden. Und Jan freute sich besonders darüber, „dass meine Mutter mich bat, ihr das mal beizubringen“. MATTHIAS BARTSCH,

JAN FRIEDMANN, CARSTEN HOLM,
ANNA KISTNER, FIDELIUS SCHMID, KATJA THIMM,
MARKUS VERBEET



**Video: Versetzungsstress
in der Grundschule**

spiegel.de/app172013schulstress
oder in der App DER SPIEGEL

ZEITGESCHICHTE

Schwach bestückt

Abgetauchte Agenten, demotivierte Mitarbeiter, verwirrte Analytiker: Für den westdeutschen Geheimdienst geriet der Aufstand der Ostdeutschen am 17. Juni 1953 zum Fiasko.

Die westdeutschen Agenten waren fraglos zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Sie standen am 16. Juni 1953 unter den gut 10 000 Demonstranten, die sich vor dem Haus der Ministerien in Ost-Berlin versammelten hatten, um gegen eine Erhöhung der Arbeitsnormen zu protestieren. In dem Gebäude residierte ein Teil der DDR-Regierung.

Auch die Informationen der Agenten trafen zu: dass die Menge immer wütender wurde, dass sie DDR-Minister Fritz Selbmann niederschrie, als dieser vor die Tür trat und zum Reden ansetzte („Du bist ein Lump und Verräter!“), dass sie skandierte: „Wir wollen frei sein.“

Acht Jahre nach dem Untergang des „Dritten Reichs“ beehrten die Ostdeutschen gegen die sowjetische Besatzungsmacht und das von ihr installierte SED-Regime auf. Am nächsten Tag brach dann ein Volksaufstand los. Etwa eine Million Menschen gingen auf die Straße, stürmten Gefängnisse, entwarfen Polizisten.

Doch Sehen bedeutet nicht zwangsläufig Verstehen. In der Zentrale der Orga-

nisation Gehlen (Org), des Vorläufers des Bundesnachrichtendienstes (BND), wollte man nicht glauben, was offenkundig war. In der wöchentlichen „Übersicht“ für Kanzler Konrad Adenauer und andere Spitzenpolitiker berichtete die Org, es bestehe „kein Zweifel“, dass die Sowjets die Demonstrationen zunächst „inszeniert“ hätten.

Die Analytiker aus Pullach glaubten, es gebe zwei Fraktionen im Kreml: Die Hardliner wollten angeblich durch Unruhen demonstrieren, dass bei „Lockerung der Zügel die Pferde sofort durchgingen“. Die Reformer wollten ihren Gegenspielern in Moskau zeigen, dass die Ostdeutschen unzufrieden seien – und man den Bürgern entgegenkommen müsse. Dann sei die Lage allerdings außer Kontrolle geraten, so deutete Pullach die Umstände, und gemeinsam hätten beide Fraktionen die sowjetische Armee in Marsch gesetzt, um den Aufstand niederzuschlagen.

Letzteres immerhin stimmte. Am 17. Juni 1953 rollten Moskaus Panzer durch die Städte der DDR.

Die abwegigen Einschätzungen der Org finden sich in einem Konvolut bislang geheimer Akten, das nun die Bundesregierung auf Antrag des SPIEGEL freigegeben hat. Gemeinsam mit Unterlagen aus dem Koblenzer Bundesarchiv ermöglichen sie erstmals, die Rolle der Org während des Aufstands zu rekonstruieren, einer der letzten weißen Flecken in der Geschichte des 17. Juni.

Jahrzehntlang hatten SED-Propagandisten behauptet, westliche Agenten hätten die Rebellion gesteuert. Der BND wiederum ließ durchblicken, man habe sich glänzend geschlagen. 1985 erstellte der Dienst sogar eine Studie, derzufolge die Org „alle wesentlichen Entwicklungen“ erfasst und die Bundesregierung „präzise und zutreffend“ unterrichtet habe.

Davon kann nach Analyse der neuen Papiere keine Rede sein. Obwohl der Geheimdienst über mehrere hundert Agenten in der DDR verfügte, wurde er von dem Aufstand überrascht. „Wo bleiben Meldungen? Wir haben doch so viel Geld investiert“, schimpften am 18. Juni 1953 Vertreter der amerikanischen Besatzungsmacht, der die Org unterstand.

Die meisten Spione des Pullacher Diensts beobachteten die DDR-Wirtschaft und die sowjetischen Truppen. Auf dem „Gebiet der Politik“ war die Gehlen-Truppe hingegen nach eigener Einschätzung „schwach bestückt“. Entsprechend wenig wusste sie über die Absprachen der SED-Führung mit den sowjetischen Machthabern.

Auch konnten Spitzenquellen in Ost-Berlin in den Stunden des Aufstands die



Sowjetische Truppen, Aufständische am 17. Juni 1953 in Leipzig: Pullachs Analytiker glaubten an eine Inszenierung

Büros nicht verlassen, ohne das Risiko einzugehen, enttarnt zu werden. Und sie sahen keinen Weg, ihren Kontaktleuten von der Org Berichte zu übermitteln.

Viele Verbindungsführer trafen sich mit ihren Quellen am liebsten in West-Berlin. Doch während des Aufstands wurde der Westteil der Stadt hermetisch abgeriegelt. Und Pullachs internen Unterlagen zufolge zeigten die Verbindungsführer wenig Initiative, um auf andere Weise mit ihren Agenten Verbindung aufzunehmen. Stattdessen nutzten viele die Gelegenheit, so steht es in den Akten, für „Papierkrieg“.

Der Meldungseingang insgesamt sei „gering“ gewesen, räumte der Dienst intern ein. Erst am 19. Juni – da war der Aufstand längst niedergeschlagen – befahl die Org allen Agenten in der DDR, die funken konnten, Berichte abzusetzen.

Das Ausmaß der Rebellion unterschätzte der Dienst, so wie er die Zahl der Toten überschätzte; es waren wenige Dutzend, nicht Hunderte. Analytiker der Org fabulierten über den „arteigenen Fatalismus“ sowjetischer Soldaten oder erklärten die Politik der Besatzer aus dem „slawischen Volkscharakter“, zu dessen Wesen angeblich „Selbstanklage und Selbsterniedrigung“ zählten.

Der Aufstand vom 17. Juni lief an der Org „weitgehend vorbei“, urteilt denn auch Ronny Heidenreich von der „Unabhängigen Historikerkommission zur Erforschung der Geschichte des BND“.

Für Pullach kam das Fiasko zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt. Die USA wollten die Behörde in absehbarer Zeit in deutsche Hände geben, und die Geheimen fürchteten, dass sie abgewickelt würden. Entsprechend engagiert zeigten sich Angehörige der Org beim Erfinden von Ausreden. Mal hieß es, für Aufstände in der DDR sei der Geheimdienst nicht zuständig. Ein anderer behauptete, „Augenblicksentwicklungen können von einem ND (*Nachrichtendienst* –Red.) nicht vorher gemeldet werden“. Da seien Journalisten „zwangsläufig“ schneller.

Geheimdienstchef Reinhard Gehlen, ein geschickter Verkäufer seiner Behörde, redete die Pleite einfach schön. Allen beteiligten Mitarbeitern dankte er für die „großartige Pflichterfüllung“; der Dienst habe „wertvolle Erkenntnisse“ gewonnen.

Eine Konsequenz der Schlappe war, verstärkt politische V-Leute in der DDR-Führung anzuwerben. Das zumindest behauptete der BND 1985 in seiner Studie zum Aufstand.

Besonders weit ist man damit aber nicht gekommen: Als vier Jahre später die Mauer fiel, wurde der Dienst erneut kalt erwischt. Der damalige BND-Chef war auf Reisen und verfolgte die Grenzöffnung am Fernsehgerät, in einem Hotel in Washington.

KLAUS WIEGREFE



VERKEHR

Tod in der Kurve

Motorradfahrer bauen achtmal so viele Unfälle wie Autofahrer. Zur Gefahr werden unter anderem ältere Männer, die sich teure Maschinen leisten – und diese nicht beherrschen.

Wenn der Frühling beginnt, treffen sich am Kyffhäuser südöstlich des Harzes einige der risikofreudigsten Verkehrsteilnehmer Deutschlands. Sie rasen über die kurvenreichen Straßen, sie gefährden sich und andere mit gewagten Überholmanövern, sie belästigen Anwohner wie Ausflügler mit infernalischem Krach. Und sie glauben, ihre PS-starken Maschinen jederzeit im Griff zu haben.

Was für ein Irrtum.

Wenn es so kommt wie in den vergangenen Jahren, wird in der Urlaubsregion nun bis zum Oktober keine Woche vergehen, ohne dass ein Motorradfahrer einen schweren Unfall verschuldet. So wird sich der tödliche Trend im Dreiländereck Thüringen, Sachsen-Anhalt und Niedersachsen wohl fortsetzen. Seit Anfang 2005 verzeichnete das Polizeirevier Harz knapp 1300 Unfälle von Motorradfahrern – 31 Menschen starben.

Auch wenn die Unfallquote im Harz und am Kyffhäuser ungewöhnlich hoch ist: Die Statistik stellt Bikern in der ganzen Republik ein schlechtes Zeugnis über

Fahrvermögen und Vernunft aus. Laut dem Deutschen Verkehrssicherheitsrat bauen sie – gemessen an der Kilometerleistung – 8-mal so viele Unfälle wie Autofahrer und haben ein 20-mal höheres Risiko, dabei ums Leben zu kommen.

Das liegt nicht nur daran, dass sie ohne schützende Blechhülle unterwegs sind und zum Opfer wildgewordener Autofahrer würden. Etwa 70 Prozent der rund



Polizist Stecher

„Für einige geht es nur um den Kick“

JENS-JÜRICH-KOCH/DE / DER SPIEGEL



B 85 am Kyffhäuser

JENS BURGH ROCH / DAPD

600 Biker, die im vergangenen Jahr ums Leben kamen, waren selbst schuld, fand die Unfallforschung der Versicherer (UDV) heraus. „Wenn beim Segelfliegen, Freeclimbing oder anderen Freizeitsportarten so viele Menschen sterben würden“, sagt UDV-Chef Siegfried Brockmann, „dann hätte der Staat längst ein Verbot ausgesprochen.“

In der verkehrspolitischen Diskussion spielen die Motorradfahrer allerdings kaum eine Rolle. Bundesverkehrsminister Peter Ramsauer (CSU) widmet sich lieber den „Fahrrad-Rambos“ und setzte gerade höhere Bußgelder für alle Radler durch, die bei Rot oder auf dem Bürgersteig fahren. Dabei verschulden Fahrradfahrer viel weniger Unfälle und kommen proportional betrachtet auch seltener zu Schaden als Motorradfahrer.

Am Kyffhäuser kämpft Polizeihauptkommissar Frank Stecher seit Jahren um Sicherheit und Ordnung auf den kurvigen Straßen. Er ist mit dem Geländewagen zum Gasthaus „Biker Oase“ gekommen, wo sich nun wieder rund tausend Motorradfahrer an fast jedem Wochenende treffen werden. Von hier aus geht es 4,5 Kilometer über die Bundesstraße 85 hinauf zum Kyffhäuser-Denkmal: 36 Kurven, viele davon Haarnadeln, „ein Paradies“ für Motorradfahrer, sagt Stecher.

Dann kramt er in einer Aktentasche und holt Statistiken und eine Karte hervor, auf der alle Unfälle der vergangenen Jahre verzeichnet sind: Es gibt kaum einen Quadratmeter Straße, auf dem noch kein Biker zu Schaden kam. Stecher will „auf gar keinen Fall alle Motorradfahrer über einen Kamm scheren“, viele führen

ordentlich den Berg hinauf, meistens Chopper-Fahrer. „Aber es gibt einige Raser, die den Ruf der Motorradfahrer maßgeblich prägen“, sagt er, „für die geht es nicht mehr um Fortbewegung, sondern nur noch um den Kick.“ Manche Motorradfahrer stoppten sogar ihre Zeit und versuchten, jedes Wochenende ein bisschen schneller zu werden.

In YouTube-Filmen kann man Biker sehen, die im dichten Urlauberverkehr im Harz oder am Kyffhäuser provozierend ihr Vorderrad hochreißen, in engen Kurven zum Überholen ansetzen oder auf 180 Kilometer pro Stunde beschleunigen, wo nur 50 erlaubt sind. Manchmal stehen Schaulustige am Straßenrand und klatschen ob der Fahrkünste.

Weil durch die Raserei auch andere Verkehrsteilnehmer gefährdet werden, wollten Stecher und seine Kollegen die Passage zum Kyffhäuser-Denkmal für Motorradfahrer sperren lassen. So hatten es die Behörden im kurvenreichen Elmsteiner Tal bei Worms gemacht, nachdem dort innerhalb weniger Jahre neun Motorradfahrer ums Leben gekommen waren. Den Gastronomen am Kyffhäuser war eine Sperrung aber gar nicht recht: Dann drohe ihnen die Pleite. Darum entschieden sich die Politiker dagegen.

Die Polizisten konnten nur einen „Rüttelstreifen“ durchsetzen. Am Anfang der Bergaufstrecke müssen Biker nun kurz Gas wegnehmen, um nicht zu stürzen. Ansonsten bleiben Stecher und seinen Kollegen nur die herkömmlichen Mittel gegen Raser, etwa Info-Kampagnen und Tempokontrollen.

Wenn sie allerdings irgendwo auf dem Berg lauern, wird auf Höhe der Biker Oase gern mal eine rote Flagge gehisst – zur Warnung der Fahrer, die dann lieber eine Thüringer Bratwurst essen, als mit 50 Stundenkilometern über den Berg zu kriechen.

Wie in anderen Regionen, die über kurvenreiche Strecken verfügen, wird der Andrang der Motorradfahrer am Kyffhäuser von Jahr zu Jahr größer. Das liegt auch an den vielen Wiedereinsteigern, meist gesetzten Herren, die sich endlich den Traum von einer schweren Sportmaschine für weit mehr als 10 000 Euro erfüllen können. Leider haben viele dieser Männer das letzte Mal vor 20 Jahren auf einem Motorrad gesessen – und damals meistens auf einem mit deutlich weniger PS.

Ein solcher Wiedereinsteiger könnte natürlich einen Auffrischkurs belegen, zum Beispiel beim ADAC. Eine Pflicht dazu gibt es allerdings nicht. Der stolze

Neubesitzer einer 160-PS-Rennmaschine kann daher ohne jede Übung und mit Tempo 270 in den Straßenverkehr eindringen. Kein Wunder, dass zum Beispiel im Eifelkreis an der Hälfte aller Motorradunfälle Menschen über 45 beteiligt sind.

Wahrscheinlich werden demnächst auch wieder mehr junge Fahrer in die Unfallstatistik eingehen. Die EU hat eine Reform des Führerscheins beschlossen, die es 16- bis 18-jährigen Fahranfängern erlaubt, mit 120 Stundenkilometern durch die Gegend zu rasen. Bisher durften die Teenies mit ihren 125-Kubik-Maschinen höchstens 80 fahren.

„Man setzt junge Fahrer bewusst einem höheren Risiko aus“, sagt UDV-Chef Brockmann. Zumal die leichten Maschinen, anders als die schweren Sporträder, auf Druck der Hersteller auch über 2017 hinaus ohne ABS verkauft werden dürfen: Die Branche will Einsteigermodelle so günstig wie möglich anbieten, um Nachwuchs für das Motorradfahren zu begeistern. Mit dem gleichen Argument könnte man freilich Kleinwagen ohne Airbag und Sicherheitsgurt zulassen.

Der Staat hat in den vergangenen Jahren wenig getan, um Motorradfahrer zu schützen. Wie die UDV ermittelte, passieren knapp 60 Prozent aller tödlichen Biker-Unfälle immer wieder auf denselben Abschnitten – und die sind selten länger als einen Kilometer. Die Unfallforscher kommen daher zu dem Schluss, dass die Straßen „mit überschaubarem Finanzierungsaufwand entschärft werden“ könnten.

Am meisten wäre Motorradfahrern gedient, wenn in den gefährlichen und unfallträchtigen Kurzpassagen entweder gar keine Leitplanken mehr stünden oder diese zumindest verändert würden. Die Planken und die scharfkantigen Pfosten wirken mitunter wie Guillotinen: Wenn ein gestürzter Motorradfahrer

mit hohem Tempo dagegenkracht, werden oft Arme, Beine oder Kopf schwer verletzt oder gar abgetrennt.

Die Lösung besteht in einem „Unterfahrschutz“ unter den Planken, der pro Meter etwa 30 Euro kostet. Im Harz wurde er bereits 2007 in zwei unfallträchtigen Bereichen installiert. Seitdem habe sich die Zahl der Schwerverletzten und Toten dort halbiert, berichtet Bianca Graap vom Polizeirevier Harz. „Wir wünschen uns, dass mehr Geld in die Sicherheitsmaßnahmen investiert wird“, sagt sie, „es würden dadurch wahrscheinlich viele Menschenleben gerettet.“

GUIDO KLEINHUBBERT

Anteil der
Motorräder an
allen Fahrzeugen

7,6%



Anteil der
Motorradfahrer an
allen im Straßen-
verkehr Getöteten

16,3%



Quellen: Destatis, KBA (2012)



Polizei-Einsatz in Berlin*: 1000 Demonstranten, 831 Beamte, 32 Kameras, ein Hubschrauber

WOHNUNGSMARKT

Der Häuserkampf

Steigende Mieten haben viele Bürger politisiert. Mit Sitzblockaden protestieren sie gegen Zwangsräumungen.

Am Morgen des Rauswurfs, eine Stunde nachdem der Gerichtsvollzieher die Schlösser ausgetauscht hatte, stehen zehn Demonstranten in einer Kleingartenanlage zwischen Mietshaus und U-Bahnhof. Einer sagt: „Ich bin wütend und traurig und enttäuscht, dass wir es nicht verhindern konnten.“ Ein anderer sagt: „Scheiße, dass Rosemarie nicht dabei war.“ Sara Walther erklärt: „Rosemarie hatte nicht die Kraft zu kommen.“

Am 11. April stirbt Rosemarie Fliess im Obdachlosenheim – zwei Tage nachdem ihre Vermieterin eine Räumungsklage gegen sie durchgesetzt hatte.

Das Schicksal der 67 Jahre alten, gehbehinderten Rentnerin hat in der Hauptstadt die Debatte um Zwangsräumungen verschärft. Seit Monaten demonstrieren wütende Anwohner regelmäßig, wenn

Gerichtsvollzieher und Polizisten säumige Mieter aus ihren Wohnungen werfen. Nun ist Rosemarie Fliess so etwas wie ihre Symbolfigur. „Zwangsräumung tötet!“, rufen sie bei ihren Protesten.

Steigende Mieten haben die Bürger politisiert, nicht nur in Berlin. Auch in Hamburg, München und Frankfurt protestieren sie gegen die Folgen des Immobilienbooms; Tausende Räumungsklagen beschäftigen die Gerichte. Knapper, teurer Wohnraum wird zum Thema im Bundestagswahlkampf – und bereits jetzt zum Konfliktstoff auf der Straße, etwa bei den Demonstrationen zum 1. Mai in Berlin.

Es stehen gegeneinander: ein Bündnis aus linken Aktivisten, Migranten, Rentnern, Familien auf der einen Seite – und auf der anderen Immobilieninvestoren und Vermieter.

Sara Walther, 57, spricht für das Bündnis. Ihren richtigen Namen verrät sie nicht; das Kollektiv und dessen Anliegen

seien wichtiger als ihre Person. Sie sagt: „Die Mehrheit der Bevölkerung findet Räumungsklagen scheiße.“ Quasi über Nacht obdachlos zu werden, dagegen wollen sie sich wehren, „Zwangsräumung verhindern“ nennt sich die Bewegung.

Sie sind eine mobile Protestgruppe, die zu Zwangsräumungen in der ganzen Stadt ausrückt, zu Sitzblockaden und Demonstrationen aufruft. Über eine SMS-Liste mobilisiert sie ihre Sympathisanten, mehr als 400 Menschen haben ihre Telefonnummer hinterlegt. Im Internet werden die Termine öffentlich gemacht. „Zivilen Ungehorsam“ nennt Walther das. Auftritte des Bündnisses werden inzwischen von einem Großaufgebot der Polizei begleitet.

Steffen Haase spricht für die andere Seite, den Dachverband Deutscher Immobilienverwalter. Er sagt: „Viele säumige Mieter trifft ein großes Selbstverschulden, dass es bis zur Räumung kommt.“ Sie ignorierten die Post, die Mahnungen, die Androhung einer Kündigung. „In die klassische Obdachlosigkeit fällt durch eine Zwangsräumung aber niemand. Er wird in eine Unterkunft eingewiesen.“

So sollte es auch im Fall von Rosemarie Fliess geschehen. Die Rentnerin wollte ihr Eineinhalb-Zimmer-Apartment unbedingt behalten. Sie war psychisch krank, mochte sich aber vom Sozialpsychiatrischen Dienst, den die Vermieterin einge-

* Zwangsräumung der Wohnung von Ali Gülbol am 14. Februar.

schaltet hatte, nicht helfen lassen. Nachdem die Rentnerin den Kontakt zum Sozialamt abgebrochen hatte, stellte die Behörde die Mietzahlungen für deren Wohnung ein. Die Vermieterin setzte daraufhin die Räumung durch. Rosemarie Fliess musste in eine Obdachlosenunterkunft ziehen, wo sie wenig später starb. Der Betreiber des Heims sagte in einem YouTube-Video, es sei „Mord durch die Staatsgewalt“ gewesen.

Wie oft es in Berlin zu Zwangsräumungen kommt, wird nicht erfasst. Aus einer parlamentarischen Anfrage geht nur hervor, dass 2010 die Amtsgerichte 9934 Räumungsklagen an die Sozialämter meldeten; wie viele Räumungen tatsächlich durchgeführt wurden, ist unbekannt. Zum Vergleich: In Hamburg wurde 2012 bei 4428 Klagen in gut einem Drittel der Fälle geräumt.

Häufig resultieren solche Klagen aus einem Streit zwischen Mietern und Vermietern, es geht um das Verhalten der Bewohner, um Eigenbedarfsansprüche des Eigentümers oder Mietrückstände. Typisch sei, dass ein Mieter der Meinung ist, wegen Mängeln die Miete einbehalten zu dürfen, erklärt ein Richter des Berliner Kammergerichts. Im Prozess bestätigte sich das dann aber nicht, und entstandene Mietrückstände rechtfertigten die Kündigung. Das sei „mietrichterlicher Alltag“.

Ein Alltag wie im Fall des Ali Gülbol. Der Malermeister wohnt seit seiner Geburt in Berlin-Kreuzberg. Auch bei ihm ging es um Mieterhöhungen, die er zunächst nicht zahlen wollte. Gülbol, 42, verlor seinen Prozess und sollte den noch ausstehenden Betrag von 3700 Euro überweisen. Weil er dies verspätet veranlasst habe, so Gülbol, habe sein Vermieter die Wohnung gekündigt.

Ein erneuter Versuch, gegen die Räumung juristisch vorzugehen, scheiterte im August 2012. „Ich hätte ja eingesehen,

„Ich habe mich gefühlt wie ein Schwerverbrecher, dessen Wohnung gestürmt wird.“

dass ich einen Tausender mehr zahlen muss, weil ich zu spät überwiesen habe“, sagt Gülbol, „aber dass man deswegen eine Familie gleich auf die Straße setzt, ist nicht verhältnismäßig.“

Am 14. Februar wurden Ali Gülbol, seine Frau Necmiye und die drei Kinder aus ihrer Wohnung geworfen. Das Bündnis mobilisierte etwa 1000 Demonstranten, die Berliner Polizei sicherte die Räumung mit 831 Beamten, filmte aus 32 Kameras

in die Menge, mehr als drei Stunden stand ein Polizeihubschrauber in der Luft. Die Gerichtsvollzieherin gelangte nur über einen Hinterhof in die Wohnung, verkleidet als Polizistin. „Ich habe mich gefühlt wie ein Schwerverbrecher, dessen Wohnung gestürmt wird“, sagt Gülbol.

Um andere vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren, engagiert er sich aktiv im Bündnis. Bei einer Sitzblockade, sagt Gülbol, habe er auch Rosemarie Fliess kennengelernt. Sie habe ihm gesagt, dass man früher Menschen, die man nicht haben wollte, in Ghettos eingesperrt habe. Die neuen Ghettos seien die Straßen.

Bei einer Trauerkundgebung am Tag nach Rosemarie Fliess' Tod kamen 350 Menschen zu ihrer alten Wohnung, sie legten Blumen vor die Haustür und zündeten Kerzen an. Sara Walther sprach ein paar Sätze durchs Megafon. „Rosemarie ist an gebrochenem Herzen gestorben“, so beendete sie ihre Rede.

Erste Folgen für den Wohnungsmarkt zeichnen sich ab. Einige Vermieter scheuen die Aufmerksamkeit, die eine Zwangsräumung neuerdings bringen kann. Drei Termine wurden in den vergangenen Tagen abgesagt. In einem vierten Fall ist weiterhin keine Einigung in Sicht, der Anwalt bat das Bündnis in- zwischen um „außergerichtliche Unterstützung“.

ALEXANDER TIEG



Halskratzen?
Reizhusten?
Stimme weg?



Lindert Reizungen
in Mund- und
Rachenraum effektiv.



Schnell spürbar und
langanhaltend!

www.gelorevoice.de



KATJA-KEUL.DE

Deutsche Orient-Fahrer in Bahrain 2010*: „Gastgeschenke mit Erinnerungswert“

ABGEORDNETE

Arabische Versuchung

Exklusive Mitbringsel aus dem Morgenland versetzen deutsche Parlamentarier in Erklärungsnot: Darf man sich auf Dienstreisen Luxusuhren schenken lassen?

Es war ein Trip in eine Märchenwelt, und er führte Angela Merkel im Mai 2010 an die Gestade des Persischen Golfs. Begleitet von vier Bundestagsabgeordneten besuchte die Kanzlerin die Vereinigten Arabischen Emirate, Saudi-Arabien, Katar und Bahrain.

Und schon das erste Nachtquartier der morgenländischen Dienstreise, ein Luxushotel in Abu Dhabi, raubte den deutschen Volksvertretern den Atem. „Was hier wie Gold aussieht“, notierte die grüne Abgeordnete Katja Keul in ihrem Online-Reisetagebuch, das „ist auch Gold!“

Stauend besichtigten Keul und ihre Parlamentskollegen Patrick Döring (FDP), Christian Ruck (CSU) und Alexander Ulrich (Linke) – die SPD hatte auf eine Mitreise verzichtet – im Hotelfoyer einen prachtvollen Goldautomaten. Gegen Bares spuckt das Gerät („Gold to go“) hochkarätiges Edelmetall aus, als Barren oder Münze, ganz nach Belieben.

Der Pomp verblasste beinahe, als die Delegation tags darauf Saudi-Arabien

erreichte. Der örtliche Königspalast, so Keul in ihrem Reisebericht, sei „ein reiner Marmorraum in Weiß aus 1001 Nacht“. Die Teppiche, die Kronleuchter – einfach „unbeschreiblich“. Beim Diner mit dem saudischen Potentaten sei die Kanzlerin dekorativ vor einem wandgroßen Aquarium platziert worden, in dem ein leibhaftiger Hai schwamm.

Spektakulär waren auch die Reiseandenken, mit denen die Saudis ihren Gästen den Abschied versüßten: Neben Dattelpäckchen fanden die Parlamentarier je eine exklusive Geschenkbox vor, akkurat drapiert auf dem Flugzeugsitz in der deutschen Regierungsmaschine. Die mit freundlichen Empfehlungen des saudischen Herrscherhauses versehenen Etais enthielten Armbanduhren des Herstellers Gio Monaco, einer Schweizer Luxusmarke, deren Modelle laut Brancheninsidern „nicht unter 1500 Euro Ladenpreis“ gehandelt werden.

Darüber freuen konnte sich nur, wer die strengen „Verhaltensregeln für Mitglieder des Deutschen Bundestages“ vermaß. Dort steht geschrieben, dass Gastgeschenke im Wert von mehr als 200 Euro dem Bundestagspräsidenten ausgehändigt werden müssen, sofern man nicht deren Gegenwert – abzüglich der 200 Euro – an die Bundeskasse entrichtet.

Wie also reagierten Merckels Reisegegnossen auf die arabische Versuchung? Der inzwischen zum FDP-Generalsekretär avancierte Döring erklärt, das Päckchen mit der Uhr gleich nach seiner Rückkehr „ungeöffnet“ dem Bundestagspräsidenten übergeben zu haben. Die Datteln allerdings, das müsse er zugeben, habe er „noch im Flugzeug verspeist“.

Katja Keul von den Grünen sagt, sie habe erst recherchieren müssen, wer in der Bundestagsverwaltung für solch fragwürdige Geschenke zuständig ist. Dann habe sie die „ziemlich hässliche Uhr end-

lich loswerden“ können, ordnungsgemäß, gegen Quittung und Übergabeprotokoll.

Mehr Erfahrung mit Präsenten hatte offenbar Christian Ruck: Bei seinen häufigen Reisen, so der Unionsfraktionsvize, komme es „regelmäßig zum Austausch von Gastgeschenken mit Erinnerungswert, aber ansonsten zweifelhafter Qualität“. All die „Medaillen, Tassen, Schalen etc.“ habe er nicht wegwerfen wollen – „aus Pietätsgründen“. An eine Luxusuhr jedoch konnte er sich nicht erinnern. Auf der Arabienreise habe er zwar „eine Tischstanduhr mit zwei Oryxantilopen“ erhalten. Die stehe heute in seinem Arbeitszimmer, würde aber „an Wert kaum 200 Euro übersteigen“. Bereits nach einer Woche sei die Uhr stehengeblieben.

Was Ruck offenbar entfallen ist: Der spießbockgeschmückte Staubfänger war ihm gar nicht in Saudi-Arabien geschenkt worden, sondern, wenig später, im Emirat Katar – als zusätzliches Souvenir für seine Andenkenkollektion. Die „Sammlung“, so Ruck auf Anfrage, wolle er nun nochmals durchsehen, „um eine im Sinne der Verhaltensregeln ‚gefährliche Uhr‘ gegebenenfalls der Bundestagsverwaltung zur Begutachtung vorzulegen“.

Und Alexander Ulrich von der Linken? Von einer Schweizer Uhr, die damals auf seinem Flugzeugsitz gelegen habe, wisse er nichts, sagte der Pfälzer am 12. April am Telefon. Man bekomme ja so viel geschenkt, die Sache müsse geprüft werden. Fünf Tage später konnte sich der parlamentarische Geschäftsführer der Linken dann erinnern: Ja, bei der fraglichen Reise sei „eine Uhr als Gastgeschenk“ überreicht worden, erklärte er schriftlich. „Da ich persönlich keine Luxusgüter verwende“, so Ulrich, könne er jedoch „nicht sagen, ob es sich um eine ‚wertvolle‘ Uhr handelt“. Das Stück befinde sich „im Besitz der Bundestagsverwaltung“. Seit wann genau – also ob vor oder nach der SPIEGEL-Anfrage –, verriet Ulrich nicht.

Und so bereichert die arabische Uhren-Episode die Debatte um das Thema Abgeordnetenbestechung (SPIEGEL 15/2013) – und die Asservatenkammer des Deutschen Bundestags, der derartige Geschenke ab und an zugunsten der Bundeskasse versteigert.

Ob auch Merkel (CDU) beim Arabien-Trip eine Uhr erhielt und was, falls ja, damit geschah, ließ ein Regierungssprecher offen: „Grundsätzlich werden Geschenke, die die Bundeskanzlerin erhält, entweder in ihren Amtsräumen oder an einem anderen Ort im Bundeskanzleramt aufgehängt oder ausgestellt.“ Ausgenommen von dieser Regel sind lebende Präsenten: Das weiße Huhn, das der deutschen Kanzlerin 2007 im afrikanischen Liberia überreicht worden war, befindet sich dem Vernehmen nach nicht unter den Exponaten.

SVEN RÖBEL

* Patrick Döring, Katja Keul, Angela Merkel, Alexander Ulrich, Christian Ruck mit Vizepremier Scheich Mohammed Bin Mubarak Al Chalifa.

DER NEUE SEAT LEON.



ENJOYNEERING

NULL ANZAHLUNG. NULL ZINSEN. AB 159 €/MONAT.¹

Der neue SEAT Leon vereint Form und Funktion in einzigartiger Weise. Sein dynamischer Auftritt ist geprägt von atemberaubender Linienführung und markanten Designdetails, was sich im hochwertigen Innenraum konsequent fortsetzt. Mit innovativen Technologien und zahlreichen optionalen Ausstattungshighlights – wie Voll-LED-Scheinwerfern, Easy Connect Infotainmentsystem mit Touchscreen, Spurhalteassistent und Müdigkeitserkennung – führt der neue SEAT Leon Ausstattungsmerkmale der Oberklasse erstmals in das Kompaktsegment ein.

Beispielrechnung für den SEAT Leon 1.2 TSI, 63 kW (86 PS)¹

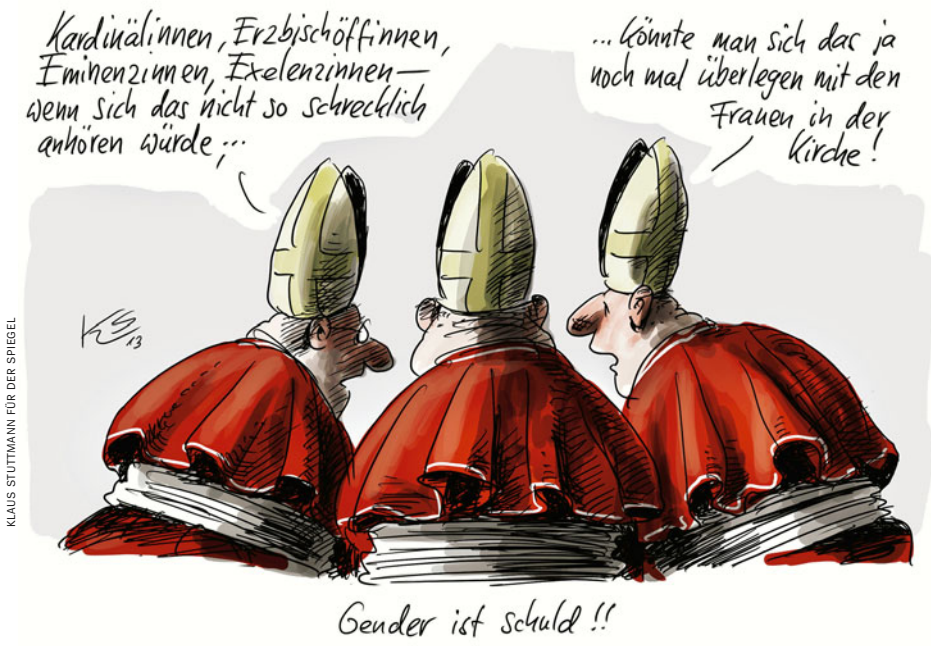
Barzahlungspreis ² :	15.390,00 €	Anzahlung:	0,00 €	Effektiver Jahreszins:	0,00 %	Schlussrate:	7.758,00 €
Gesamtbetrag:	15.390,00 €	Monatliche Rate:	159,00 €	Sollzinssatz p. a. (geb.):	0,00 %		
Nettodarlehensbetrag:	15.390,00 €	Laufzeit:	48 Monate	Jährl. Fahrleistung:	10.000 km		

Kraftstoffverbrauch SEAT Leon 1.2 TSI, 63 kW (86 PS), in l/100 km: innerorts 6,5, außerorts 4,4, kombiniert 5,2; CO₂-Emissionen: kombiniert 119 g/km.
 Kraftstoffverbrauch SEAT Leon: kombiniert 5,9–3,8 l/100 km; CO₂-Emissionen: kombiniert 137–99 g/km.

SEAT empfiehlt 

AUCH ÜBER:   **SEAT.DE**

¹Ein Finanzierungsangebot der SEAT Bank, Zweigniederlassung der Volkswagen Bank GmbH, Gifhorner Straße 57, 38112 Braunschweig, für Privatkunden und Finanzierungsverträge mit 12–48 Monaten Laufzeit. Gültig für den SEAT Leon (Modell 2012, nur Neuwagen). Bonität vorausgesetzt. Weitere Informationen erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden SEAT Partner. Nicht kombinierbar mit anderen Sonderaktionen. Eine gemeinsame Aktion der SEAT Deutschland GmbH und allen teilnehmenden SEAT Partnern. ²Unverbindliche Preisempfehlung der SEAT Deutschland GmbH. Abbildung zeigt Sonderausstattung.



KLAUS STÜTTGEN FÜR DER SPIEGEL

GLEICHBERECHTIGUNG

Sein Name ist Sie

Die deutsche Sprache soll geschlechtergerecht werden. Diesem Ziel hat sich auch die Bundesregierung verschrieben. Doch das klingt einfacher, als es ist. *Von Ralf Neukirch*

Der Deutsche Germanistenverband stand vor einiger Zeit vor einem Problem: Wie redet man in einem Rundschreiben die Damen und Herren Mitglieder korrekt an? „Liebe Mitglieder“ wäre eine Lösung gewesen. Das Mitglied ist grammatisch ein Neutrum, kein Geschlecht müsste sich benachteiligt fühlen. Aber so einfach ist es nicht.

Die Mitglieder hatten schon vor über 30 Jahren Anstoß erregt. Die Linguistin Luise Pusch berichtet über Diskussionen unter feministischen Sprachwissenschaftlern Ende der siebziger Jahre. Das Wort Mitglied missfiel ihnen wegen zu starker Anklänge ans männliche Sexualorgan. Es sollte durch eine weibliche Variante ergänzt werden. Vorschläge waren unter anderem Ohneglied, Mitklitoris oder, kürzer, Mitklit. Letzteres ähnelt hingegen immerhin der Ursprungsversion.

Dem Germanistenverband war das zu genitalfixiert. Er entschied sich für eine intuitive Lösung: „Liebe Mitgliederinnen und Mitglieder“ stand nun über dem Schreiben, das vor zwei Jahren verschickt wurde. Mitgliederinnen? Eine erstaunliche Formulierung für einen Verband, in dem Hochschulgermanisten und Deutsch-

lehrer (und Deutschlehrerinnen) organisiert sind.

Aber kein Einzelfall. Unternehmensvertreter wenden sich ebenso an Mitgliederinnen wie lokale Sportvereine. Selbst die „Bild“-Zeitung, feministischer Sympathien unverdächtig, berichtete vor anderthalb Jahren ganz bewusst über die Mitgliederinnen ihres Leserbeirats.

Die gendergerechte Sprache, früher nur in frauenbewegten Zirkeln ein Thema, hat den Mainstream erreicht. Kaum eine Landesregierung, Behörde oder Universität kommt ohne Empfehlungen zur geschlechtergerechten Formulierung aus. Auch die Bundesregierung mag da nicht zurückstehen. In Paragraph 42, Absatz 5 der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien heißt es: „Gesetztwürfe sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen.“

Deshalb gibt es in der neuen Straßenverkehrsordnung auch keine Radfahrer mehr, sondern nur noch „Rad Fahrende“. In Paragraph 8 heißt es nun: „Wer die Vorfahrt zu beachten hat, muss erkennen lassen, dass gewartet wird.“ Damit will das Ministerium offenbar endgültig klarstellen, dass die Vorfahrtsregeln auch für Frauen gelten.

Grundlage dieser Entwicklung ist der Gedanke, in der Grammatik einer Sprache drückten sich die gesellschaftlichen Machtverhältnisse aus. Feministinnen beklagten gar die „sprachliche Vernichtung der Frau“. Die Sprache soll sich ändern, damit die Machtverhältnisse sich ändern. Der zaghafte Einwand, dass der umgekehrte Weg möglicherweise erfolgreicher wäre, spielt in der Debatte keine Rolle mehr.

Es ist nicht einfach, die sprachlich vernichtete Frau textlich wiederzubeleben. Sprache verändert sich, aber der Sprachgebrauch lässt sich akademisch nicht vorschreiben. Ein „Leitfaden zur geschlechtergerechten Formulierung“ des Justizministeriums Schleswig-Holstein beschrieb das zentrale Problem schon 2000 treffend: Die Hauptschwierigkeit, so heißt es dort, liege vor allem darin, „einen geschlechtergerechten und trotzdem lesbaren Text zu verfassen“.

An dieser Aufgabe sind Projekte gescheitert, die größer waren als die Straßenverkehrs-Ordnung. Evangelische Theologen erarbeiteten vor einigen Jahren eine „Bibel in gerechter Sprache“. Eine naheliegende Unternehmung – findet doch selbst die konservative Familienministerin Kristina Schröder, man könne auch „das liebe Gott“ sagen.

In der gerechten Bibel wird aus „Herrlichkeit“ zumeist „Glanz“, wegen der Silbe „Herr“. Die stammt zwar vom Adjektiv „hehr“ – erhaben –, aber sicher ist sicher. Gott ist in dieser Bibel wahlweise weiblich oder männlich, mal „die Lebendige“ oder schlicht „Ich-bin-da“. Das Geschlecht wechselt beständig, auch im selben Satz. Das führt zu rätselhaften Aussagen: „Er ist ein Krieger; sein Name ist Sie“ (Buch Exodus). „Gut gemeint, aber völlig unleserlich“, urteilte die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“.

Blähung ist ein weiteres Problem, mit dem geschlechtersensible Texte zu kämpfen haben. Das generische Maskulinum – „der Verbraucher“ als Bezeichnung für männliche und weibliche Verbraucher – ist im Alltag bewährt, genießt in der Szene aber einen schlechten Ruf. Untersuchungen zeigten, dass es zu einer geringeren gedanklichen Einbeziehung von Frauen führe, heißt es in einem Fachaufsatz. Wie aber schreibt man so, dass Leser die Frauen mitdenken?

Das sogenannte Binnen-I („die VerbraucherInnen“), bei den Grünen sehr beliebt, ist umstritten, weil es von der Existenz zweier klar bestimmbarer Geschlechter, nämlich Männern und Frauen, ausgeht, wie es in einem Sprachleitfaden der Universität Köln heißt. Eine Lösung wäre das in der Queer-Theorie populäre „Gender-Gap“, wie es unter anderem das Zentrum für Geschlechterstudien der Berliner Humboldt-Universität praktiziert: „Die Gender Studies freuen

sich über Student_innen aus dem ... Ausland.“

Die Leerstelle schlage in ihr dialektisches Gegenteil um und verweise „im Sinne der Unterstrichvariante auf Menschen, die gesellschaftlich und strukturell unsichtbar gemacht werden“, erklärt die Philosophin Gudrun Perko. Wobei unklar ist, ob das auch jeder Leser versteht. Als Alternative gilt der Genderstar, auf den die Grüne Jugend Hessen setzt: „ein Feiertagsgesetz, womit jede*r leben kann“.

Der letzte Schrei in Genderzirkeln ist das „Dynamische Gendern“. Man setzt einen Unterstrich irgendwo im Wort („Fem_inistinnen“). So wird hervorgehoben, „dass es nicht einen festen Ort gibt, an dem ein Bruch in Zweigenderung stattfindet“, wie es in einem Blog heißt.

In der Praxis haben sich diese Stilarten nicht durchsetzen können, weil sie schon das Lesen einer Twitter-Mitteilung zum Dechiffrierabenteuer machen. Andere Vorschläge sind ebenfalls nicht unproblematisch. Die Universität Köln empfiehlt in ihrem Leitfaden „ÜberzeugENDERe Sprache“, den geschlechterunsensiblen Bürgersteig durch einen Bürger*innensteig zu ersetzen. Aus „ausländerfeindlichen Sprüchen“ sollen „diskriminierende Sprüche gegenüber Personen mit Migrationshintergrund“ werden. Das könnte manchem doch zu umständlich sein.

Auch eine weitere Anregung der Kölner Universität kann nicht wirklich überzeugen. Der Leitfaden bietet Studierenden, die sich nicht zwischen Genderstar, Binnen-I oder anderen sensiblen Formen

entscheiden können, eine Bastelanleitung für einen Würfel. Mit dem können die angehenden Akademiker dann unterschiedliche korrekte Formen auswürfeln.

Viele Anhänger des gendersensiblen Schreibens wählen einen pragmatischen Ansatz: Um Texte gerecht und lesbar zu gestalten, bleiben sie bei manchen Begriffen beim traditionellen Maskulinum – und zwar bei den negativen.

In der „taz“ etwa tauchten in den vergangenen zehn Jahren unzählige Faschisten auf, aber keine FaschistInnen. Auf Antisemiten trifft man in dem Blatt häufig, auf „AntisemitInnen“ eher selten. Auch die „GewalttäterInnen“ sind anders als die Gewalttäter eine Rarität.

Die Grünen kennen in dem Entwurf für ihr Wahlprogramm zwar IdealistInnen und GeringverdienerInnen. Wer an führender Stelle bei Fonds, Banken oder Versicherungen arbeitet, für den gilt aber ganz traditionell: „Der Kapitän geht mit dem Schiff unter.“

Dass das Böse männlich ist, finden nicht nur Linke. In einer Pressemitteilung von Bundeslandwirtschaftsministerin Ilse Aigner ist von den Verbraucherinnen und Verbrauchern die Rede. Die müssen vor den Callcenter-Betreibern geschützt werden (aber nicht vor den Betreiberinnen). Während die Bürgerinnen in zahllosen öffentlichen Verlautbarungen erscheinen, sucht der Leser die Verursacherinnen meist vergebens.

Das Bundesjustizministerium, das sich um die sprachliche Geschlechtergerechtigkeit der Gesetzestexte kümmern muss, hat dafür eigens ein privates Unternehmen beauftragt. Die Frau, die sich der vermutlich schwierigsten Aufgabe im deutschen Gesetzgebungsverfahren widmet, heißt Stephanie Thieme. Jedes Gesetz muss über ihren Tisch, sie soll mit ihren Mitarbeitern dafür sorgen, dass die Texte lesbar, in sich schlüssig und natürlich geschlechtergerecht sind.

Bei manchen Texten helfen kleine Eingriffe, „ärztliche Approbationsordnung“ statt „Approbationsordnung für Ärzte“. Manchmal wird aus einem Vorsitzenden eine Person, die den Vorsitz führt. Was am Ende im Gesetz stehe, entscheiden die Ministerien selbst.

Oft wird gar nicht geändert. Große Gesetzestexte wie das Strafgesetzbuch

sind im herkömmlichen Sprachgebrauch geschrieben. Wie integriert man eine Änderung? Das ganze Strafgesetzbuch umschreiben und jedem Täter eine Täterin zur Seite stellen? „Verständlichkeit geht vor Gendergerechtigkeit“, sagte Thieme, die einen erfrischend pragmatischen Eindruck macht. Das passt zur Hausherrin, die sich mit „Frau Minister“ anreden lässt.

Zu dramatischen Genderauswüchsen kann es in deutschen Gesetzen ohnehin nicht kommen. Binnen-I, Gender-Gap und Ähnliches scheiden als Stilmittel aus. Gesetze muss man vorlesen können, das ist Vorschrift. Das unterscheidet sie von Grünen-Wahlprogrammen. ◆



VOTAVA STADT WIEN / PICTURE-ALLIANCE / DPA



VOTAVA STADT WIEN / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Gender-Versuche in Wien
Sensibler Bürger*innensteig

Ist Ihre Bank Ihre Bank?

Mitglied werden und profitieren!

Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.

Machen Sie den Test auf vr.de/mitgliedschaft



Mehr über unsere Mitgliedschaft und die genossenschaftliche Idee: einfach Code scannen und Film ansehen.

Volksbanken Raiffeisenbanken



Was war da los, Frau Miñambre?

Ariadna Miñambre, 23, spanische Studentin, über einen Besuch in der Bank: „Wir waren etwa hundert Leute, als wir die Filiale der Bank La Caixa in Gavà betraten. Ein paar der Angestellten verschwanden, der Mann hinter uns arbeitete weiter. Unser Protest richtete sich nicht gegen die Angestellten, sondern gegen ihre Chefs. Isabel, eine Frau aus unserer Gruppe, musste den Filialleiter sprechen, deswegen waren wir da. Sie konnte die Raten der Hypothek für ihre Wohnung nicht mehr bezahlen, sie war verzweifelt, aber der Filialleiter ließ sie nicht vor. Meine Mutter, die Frau im Rollstuhl neben mir, wäre fast selbst aus ihrer Wohnung geflogen. Damals halfen uns die Leute von der ‚Plattform für die Hypothekenopfer‘. An diesem Tag rief die Bank die Polizei, das war gut: Die Polizisten vermittelten ein Gespräch zwischen Isabel und dem Filialleiter.“



Miñambre (2. v. r.)

EMILIO MORENATTI / AP / DPA

Wieso ist Ihr Kinderwagen für die Polizei interessant, Frau Rosales?

Caroline Rosales, 30, Mutter aus Berlin-Prenzlauer Berg und Bloggerin der Site „Stadt Land Mama“, über den Kinderwagen-Krieg in ihrem Stadtteil

SPIEGEL: Frau Rosales, Sie wurden neulich von der Polizei angesprochen ...

Rosales: Das war in meinem Lieblingslokal am Kollwitzplatz. Ich hatte eine Anzeige aufgegeben, weil ich meinen Bugaboo-Kinderwagen verkaufen wollte. Die „Interessentin“ zeigte mir dann aber ihren Dienstausweis der Polizei und fragte nach der Rechnung für den Wagen.

SPIEGEL: Warum?

Rosales: Hier werden schon seit längerem Kinderwagen geklaut, neulich ist das einer Freundin passiert. Nun sucht die Polizei die Täter wie die Nadel im Heuhaufen.

SPIEGEL: Warum klauen die gerade bei Ihnen im Stadtteil?

Rosales: Weil die reichen und hippen Eltern mit den teuren Kinderwagen hier leben. So ein Bugaboo kostet 1000 Euro, das ist für den Dieb ein gutes Geschäft.

SPIEGEL: Das klingt verschärft.

Rosales: Ja, aber das ist hier vieles. Es leben so viele Eltern und Kinder auf so engem Raum. Für einen Kita-Platz muss man 80 E-Mails schreiben, muss sich persönlich bewerben und hört sich Sätze sagen wie: „Ich kann einen Hasenstall bauen.“ Auf den Spielplätzen diskutieren Eltern, welches Kind die Schaukel schon zu lange blockiert.

SPIEGEL: Es sieht aus, als würde das Prenzlauer-Berg-Klischee stimmen: der Stadtteil der Luxusprobleme.

Rosales: Absolut. Die Mütter hier sind Übermütters, gestylt und bräsig.

SPIEGEL: In Ihrem Blog und in Ihrem Buch starten Sie eine Art Gegenbewegung*.

Rosales: Ja, weil das Leben nicht so ist, nirgendwo. Den Blog mache ich mit einer anderen Mutter, die hat drei

Kinder. Neulich hat sie ein Foto gepostet, auf dem sie total verweint ist, um zu zeigen, dass der Alltag oft frustrierend ist. Der Eintrag hieß „Arschloch-Tag“.

SPIEGEL: Wie ging Ihr Treffen mit den Polizisten aus?

Rosales: Ich musste erst noch lachen, aber dann drohten die Polizisten, sie könnten meinen Kinderwagen konfiszieren. Einer kam dann mit zu uns nach Hause, wo ich glücklicherweise die Rechnung über ein Ersatzteil des Wagens finden konnte.



Kind, Mutter mit Kinderwagen in Berlin

CHRISTOPH SOEDER / DAPD

* Lisa Harmann, Caroline Rosales: „Ich glaub, mich tritt ein Kind!“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 240 Seiten; 9,90 Euro.

Der Nächste, bitte!

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Warum ein Zahnarzt wegen seines Zeigefingers vor Gericht steht

Als die Kameralleute den Raum wieder verlassen haben, nimmt er die schwarze Lederjacke vom Kopf: ein blonder Mann, helle Augen, dunkel umrandete Augen. Er trägt Poloshirt und Jeans. Es ist ein wichtiger Tag, er hätte einen Anzug anziehen können. In diesem Gerichtsverfahren geht es darum, ob dem Zahnarzt eine Gefängnisstrafe droht. Er streicht sich lange das Haar aus dem Gesicht, er richtet das Haar, an der einen Hand mit nur vier Fingern, der linke Zeigefinger fehlt.

Mathias Bender, der eigentlich anders heißt, 43 Jahre alt, hört jetzt, wie die Richterin die Anklageschrift verliest: „Vortäuschung einer Straftat, versuchter Betrug.“ Den Zeigefinger soll er sich selbst abgeschnitten haben. Er hört, wie in Saal 21 des Amtsgerichts Potsdam der gute Teil seines Leben endet.

Bender hatte eine intakte Praxis, alles neu, alles schön.

Die Richterin fragt, ob er zu den Anklagepunkten etwas sagen wolle. Er dürfe auch schweigen. Aber Bender erhebt sich, auf 13 Seiten Papier hat er seine Version notiert. Er will die Regie behalten.

Sein Leben begann im Ruhrgebiet. Bender studierte, seine Freundin jobbte, damit er das konnte.

Nach dem Examen zogen sie in den Osten, da wuchsen Kiefern auf sandigem Boden, da war alles billiger, da waren sie das Zahnarztzahnarzt, das die Leute grüßten.

Dieses Leben war ein Glücksfall, so sagt Bender es im Gerichtssaal. Sie verliebten sich in den kleinen Ort in Brandenburg und eröffneten die Praxis am Marktplatz. Er und seine Freundin waren voller Träume.

Der Maler Franz Marc schuf einst das „Blaue Pferd“, Bender schuf das „Blaue Behandlungszimmer“. Die Nachbarn kamen, sie staunten. Die Fassade dieses Lebens war stabil.

Das Paar lebte mit Stil, umgeben von viel guter Luft, nicht mehr im grauen Ruhrgebiet. Sie hatten zwei Autos, einen Wohnwagen, ein Grundstück und eine Eigentumswohnung.

Vor Gericht muss Bender preisgeben, was nicht jeder gleich sehen konnte:

Abends saß er lange in der Praxis, während seine Frau putzte.

An Wochenenden gingen sie zum Reiten, sie kauften der Tochter ein Pony, das ist keine Selbstverständlichkeit in dem Dorf. Der Richterin sagt er: Die Kosten für das Tier waren gar nicht hoch, 350 Euro.

Bender fuhr als Beifahrer in einer Marathonkutsche, einem historischen Gespann, das war sein Hobby. Von oben sah

gen ihm den Kopf gegen die Tür, forderten Geld, Gold und Medikamente, und weil Bender nur 50 Euro in der Tasche trug, zu wenig also, schnitten sie ihm den Zeigefinger ab, mit einer Gartenschere. Er habe die Wunde ausgewaschen, die Arterie abgedrückt, sich ein Schmerzmittel gespritzt, die Polizei gerufen. Das ist seine Version. Die ist falsch, sagt die Staatsanwaltschaft. Sie glaubt, er täusche den Überfall vor, um an das Geld der Versicherung zu kommen, 850 000 Euro insgesamt.

Nach der Tat machte Bender genaue Angaben zu den Tätern, inklusive Gebiss. Die Polizei ließ ein Phantombild zeichnen. Aber es gab keine Hinweise, nicht auf die Männer, nicht auf die Tatwaffe, nicht auf den Verbleib des Fingers. Drei Polizisten und drei Gutachter sind an diesem Tag in das Gericht gekommen, sie sollen helfen, diesen Fall aufzuklären.

„Niemand hat jemanden gesehen“, sagt der Ermittlungsleiter.

Bender sitzt stumm da, hält seine Arme mal verschränkt, mal lacht er, mal schüttelt er den Kopf.

Ein Dutzend Polizisten und drei Spürhunde fahndeten nach seinem Finger. Sie suchten ihn unter Gullydeckeln und in der Kanalisation. Sie sicherten die Spuren, vor allem Blut, auf der Treppe vor der Praxis, vor der Rezeption, im Behandlungszimmer, im Klo.

„Die Proben stammen alle von Herrn Bender“, sagt ein Gutachter.

Bender legt die Stirn in Falten, er hört, wie die Zeugen seine Version zerfleddern.

Für den nächsten Verhandlungstag sind der Hundeführer, jemand von der Versicherung und die Freundin von Bender geladen. Den Gerichtssaal in Potsdam wird er als Täter verlassen – oder als Opfer.

Nachdem der Stumpf an seiner Hand damals verheilt war, nahm Bender seine Arbeit wieder auf. Mal rutschte ihm etwas aus der Hand, mal juckte es unter dem Gummihandschuh, aber es lief nicht schlecht. Erst seit die Vorwürfe gegen ihn öffentlich wurden, blieben Patienten weg.

Man bekommt bei ihm jetzt einen Behandlungstermin innerhalb von 24 Stunden.

BARBARA HARDINGHAUS



Phantombild, Ermittler

**Prozess gegen Zahnarzt
POTSDAM - Er soll sich selbst
verstümmelt haben, um seine
Versicherung zu betrügen. Nun
muss sich der Zahnarzt (43)**

Aus der „BZ“

er, wie alles an ihm vorbeirauschte, die Ost-Idylle, die schönen Bilder.

Irgendwann aber rauschte auch der Papierkram in der Praxis an ihm vorbei. Die Bank schickte ihm Briefe, er solle zahlen. Möglicherweise war sein Leben zu teuer für das, was eine Zahnarztpraxis in einem Dorf abwirft, aber darüber spricht Bender nicht. Er sagt, er habe die Buchhaltung bald in den Griff bekommen. Außerdem ließ er sich, weil Kutschfahrten gefährlich sind, die Hände und sein Sehvermögen versichern. Das war kurz vor der Tat.

Im März 2012, so erzählt er es, stürmten zwei Männer, um die zwanzig, ausländischer Akzent, seine Praxis, sie schlu-

A full-page portrait of Claudia Kohde-Kilsch, a woman with short blonde hair, smiling. She is wearing a brown leather jacket over a colorful, patterned top and blue jeans. Her hands are in her pockets. The background is a dark, solid color.

KARRIEREN

Break Point

Claudia Kohde-Kilsch war einmal ganz weit oben. Als Weltklassespielerin verdiente sie im Tennis Millionen. Dann kam der Abstieg. Vor zwei Jahren meldete sie Insolvenz an. Jetzt will sie für die Linke in den Bundestag, gefördert von Oskar Lafontaine. *Von Markus Feldenkirchen*



Doppel Graf/Kohde-Kilsch 1987

„Die Steffi wohnt jetzt in Las Vegas“

„Das ist das Extreme:
Es zählt nur die
Nummer eins, die Num-
mer zwei zählt nicht.“

Claudia Kohde-Kilsch

Ein Vierteljahrhundert nachdem ihr die Herzogin von Kent am Centre Court von Wimbledon den Siegerpokal überreichte, sitzt Claudia Kohde-Kilsch in einem winzigen Büro der Linkspartei, umzingelt von Plakaten, die „Reichtum ist teilbar“ schreien, und schaut auf Fotos von sich und Oskar Lafontaine.

Auf den Bildern trägt sie ein Abendkleid, Lafontaine trägt einen schwarzen Anzug, sie posieren auf einer Gala. „Ich war da seine Begleitung, weil die Sahra woanders war“, sagt Kohde-Kilsch. Sie spricht von Sahra Wagenknecht, Lafontaines Lebensgefährtin. „Sonst wäre die ja dabei gewesen.“ Kohde-Kilsch will nicht, dass da ein falscher Eindruck entsteht. Und dem Kollegen, der fürs Internet schreibt und sie als „Lafontaine-Freundin“ bezeichnet hat, solle man, bitte schön, ausrichten, dass sie nicht Lafontaines Freundin sei, sondern nur mit ihm befreundet.

Der befreundete Lafontaine hat Kohde-Kilsch vor einem Jahr als Pressesprecherin der Linken-Fraktion im saarländischen Landtag eingestellt, deren Vorsitzender er ist. Seitdem sitzt sie hier auf acht Quadratmetern, auf der Fensterbank eine winzige Yuccapalme, daneben ein Pflanzenbefeuchter.

Eben hat sie ein paar Pressemitteilungen verschickt, es ging um Pferdefleisch, um die Integration von Behinderten und ärztliche Atteste für Hartz-IV-Empfänger.

Jetzt ist Zeit, die eigene Homepage zu aktualisieren. Sie klickt auf „Galerien“, und auf dem Bildschirm leuchtet ihr altes Leben auf: Kohde-Kilsch auf den berühmten Plätzen der Tenniswelt, in Melbourne, Paris, New York, Wimbledon.

„Das mag ich sehr“, sagt sie. Auf dem Bild kniet sie hinter einem Tennisnetz und lugt über die Kante. Neben ihr kniet Steffi Graf. Beide lächeln so heiter und zuversichtlich, als wäre das Leben ein

Sommerurlaub. „Wir haben beide dieselbe Frisur“, sagt Kohde-Kilsch. Für einen Moment wirkt sie nicht ansprechbar. Als träumte sie von damals.

Wenn man die heutige Kohde-Kilsch mit dem Foto vergleicht, muss man an diese Spielfilme denken, in denen schöne junge Frauen eine Generation älter geschminkt werden. Dort die volle Mähne der Achtziger, hier die dünnen, blondierten Haare der Gegenwart. Der größte Unterschied aber sind die dunklen Augenhöhlen, die aussehen, als nistete in ihnen das Leid der vergangenen Jahre.

Einen Klick weiter großer Jubel. Steffi und Claudia sind gerade Mannschaftsweltmeister geworden. Zu diesem Zeitpunkt war Graf die Nummer drei der Weltrangliste, Kohde-Kilsch Nummer fünf. Zwei Mädchen auf dem Weg nach oben. 1988 in Seoul gewannen sie die olympische Bronzemedaille im Doppel.

„Die Steffi wohnt jetzt in Las Vegas“, sagt Kohde-Kilsch vor ihrem Computer.

Irgendwann nahmen ihre Leben verschiedene Abzweigungen. Graf wurde die erfolgreichste Tennisspieler aller Zeiten, heute lebt sie mit ihrem Mann Andre Agassi in einer großen Villa mit Pool und Tennisplatz. Kohde-Kilsch ist geschieden und kämpft an der Seite Oskar Lafontaines gegen Hartz IV. Ihre Geschichte handelt von großen Erfolgen und noch größeren Abstürzen. Von zu starken Vaterfiguren und dem Selbsterhaltungstrieb der menschlichen Natur.

Auf dem nächsten Bild hält sie einen dieser riesigen Siegerschecks in der Hand. Die Höhe des Preisgelds ist nicht zu übersehen: 65 000 Dollar.

Kohde-Kilsch hat zwischen vier und fünf Millionen Mark eingespielt. Sie war Stammgast im legendären Beverly Hills Hotel und zählte berühmte Filmregisseure zu ihren Freunden. Vor zwei Jahren meldete sie Privatinsolvenz an, weil ihre Schulden sie erdrückten.

Die Insolvenz ist das Scharnier zwischen der großen Vergangenheit auf dem Bildschirm und dem winzigen Büro, in dem er steht. Zwischen Wimbledon und Linkspartei, Steffi und Oskar, Grand Slam und Hartz IV, Reich und Arm.

Als Lafontaine ihr den Job in diesem Büro anbot, holte er sie aus jenen prekären Verhältnissen heraus, gegen die sie heute kämpft. Auf seinen Impuls hin will Kohde-Kilsch jetzt selbst Politikerin werden. Sie soll als Direktkandidatin der Linken im Wahlkreis Saarbrücken bei der Bundestagswahl antreten. Auf einer Mitgliederversammlung der saarländischen Linken wird sich bald klären, ob sie auch einen sicheren Listenplatz bekommt.

„Ach, ich muss ja noch Mittag essen“, sagt Kohde-Kilsch. Sie klickt die Galerie weg, schaut auf den Speiseplan und wählt

die Nummer der Landtagskantine. „Hätten Sie noch eine Portion von den vier Eiern mit Senfsauce übrig? Das ist nett, ich komme rüber.“ Sie sagt das so vorsichtig und bescheiden, dass man sich fragt, wie sie sich bis in die Weltspitze vorkämpfen konnte. Und ob das gutgeht mit ihr in der rauen Welt der Politik.

Auf dem Weg zur Kantine zitiert sie, was ein Journalist über sie geschrieben habe: dass sie, „die gescheiterte Gegenspielerin von Steffi Graf“, es nun in der Politik versuche. „Was soll das? Wieso immer der Vergleich mit der Steffi?“, fragt sie. „So ein Drecksack. Das regt mich auf.“

Wäre Kohde-Kilsch in einem anderen Jahrzehnt geboren, sie wäre der Star ihrer Generation geworden. So aber stand ihre Karriere im Schatten. Mit dem Aufstieg der jüngeren Graf begann ihr Abstieg. „Das ist das Extreme in Deutschland“, sagt sie: „Es zählt nur die Nummer eins. Die Nummer zwei zählt nicht.“ Auch auf der vermeintlichen Sonnenseite gibt es das Gefühl, zu kurz gekommen zu sein, jenes Gefühl, aus dem die Linke ihre Anhänger rekrutiert.

Kurz darauf sitzt sie in der Kantine vor den Eiern mit Senfsauce und erzählt von ihrem Stiefvater. Jürgen Kilsch war Rechtsanwalt, ehe er Anfang der Achtziger seinen Job aufgab, um mit Claudia um die Welt zu reisen. Aus ihren Sätzen entsteht das Bild eines besessenen Patriarchen, der seine Tochter kontrollierte, sie vor anderen Männern abschottete, damit sie sich ganz dem Tennis widmete.

Nach verlorenen Spielen brüllte er sie oft lange an. In der Zeitung konnte sie damals lesen, wie ihr Stiefvater über sie sprach: dass sie immer „gegen sich gearbeitet“ habe, dass sie körperlich eine „Ruine“ sei und nichts dafür tue, neben dem Sport etwas dazuzulernen: „Claudia fängt viel an, aber sie steckt alles nach einer gewissen Zeit wieder auf.“

Warum hat sie nie gegen den Vater aufgebeht? Warum konnte sie sich fast 20 Jahre lang nicht von ihm lösen? „Ich hatte Angst vor ihm, aber ich habe ihn auch geliebt“, sagt sie. „Eine echte Hassliebe, ich war psychisch abhängig von ihm.“

Sie ringt nach Worten, während sie erzählt, jedes einzelne scheint sie Kraft zu kosten. Einmal schloss sie sich nach einem verlorenen Spiel und den obligatorischen Beschimpfungen im Hotelzimmer ein und trank die Minibar leer, bis sie so besoffen war, dass sie umkippte. Ein anderes Mal verschlug sie absichtlich den Matchball, weil sie den Druck nicht mehr aushielt und eine Pause vom Tennis machen wollte. Doch statt nachzuholen, worauf sie in ihrer Jugend verzichtet hatte, kehrte sie bald unter das Regime ihres Stiefvaters zurück. „Ich hatte ja niemanden, mit dem ich feiern konnte“, sagt sie rückblickend. „Da waren keine Freunde.“

Ihre erste richtige Beziehung hatte sie mit Mitte dreißig. Sie sei „sehr, sehr spät

mit dem ersten Sex“ gewesen, gestand sie dem Magazin der „Süddeutschen Zeitung“.

Die Kontrolle über ihre Millionen hatte sie all die Jahre dem Stiefvater überlassen. Erst ihr Freund, der später ihr Mann und Vater ihres Sohnes wurde, ermutigte sie, nach deren Verbleib zu fahnden. Sie schaltete einen Anwalt ein und sperrte dem Stiefvater die Vollmachten. „Du bist gleich die erste Frau, der ich in die Fresse haue!“, brüllte Jürgen Kilsch.

Vergebens versuchte er noch, Claudia und ihren Freund auseinanderzubringen. Am Ende gestand er, dass aus den Millionen Schulden geworden waren. Einen Teil hatte er ausgegeben, den anderen in windigen Geldanlagen versenkt.

Sie verklagte ihn, gewann in allen Instanzen und hatte doch nichts von ihrem Sieg. Kurz darauf starb Jürgen Kilsch an einer Lungenembolie. Sogar auf den Anwaltskosten blieb sie sitzen.

Sie hockt jetzt weit nach vorn gebeugt am Tisch, ihre Hände umklammern ihre Waden.

Nach dem Tod des Stiefvaters ging es schwierig weiter. Erst scheiterte sie mit einer Musikproduktionsfirma, die sie und ihr Mann, ein Schlagersänger, aufgebaut hatten. Ein Jahr später mit ihrer Ehe. Zu diesem Zeitpunkt war sie hochverschuldet.

Sie heuerte bei einer Immobilienfirma als Maklerin an, raste von Objekt zu Objekt, um wenigstens die Wohnung für sich und ihren Sohn halten zu können. Schlimme Zeit, sagt sie. „Man kann ja nicht sagen: Du blöder Sack, jetzt nimm endlich das Haus!“

Sie verglich im Supermarkt Preise, bis sie das billigste Produkt gefunden hatte, kochte nur noch einfaches Essen, Nudeln, Pfannkuchen, Milchreis. Ihr Briefkasten quoll über vor Rechnungen, Mahnungen, Drohungen. Sie öffnete alles, ordnete es, bat um Aufschub. „Ich kam mir vor wie Frau Zwegat, wie Petra Zwegat.“ Sie zerzaust sich die Haare, während sie die Geschichte ihrer Schulden erzählt. „Da dreht man irgendwann durch.“

Als sie die Miete ein paarmal zu spät überwies, weil sie das Geld nicht pünktlich zusammenbekam, kündigte der Vermieter die Wohnung. Ihr Stromanbieter drohte, sie abzuschalten. Und als ihr Girokonto um 7,90 Euro überzogen war, verweigerte ihre Bank eine Überweisung. Eines Tages zog der Geldautomat dann die EC-Karte ein. „Mein Gott, wo bist du nur gelandet?“, habe sie damals am Automaten gedacht, sagt sie. „Willkommen im bitteren Leben.“

Irgendwann gab sie auf und stimmte einem Insolvenzverfahren zu.

Sie verlor acht Kilo in jenen Jahren und lernte die Gesellschaft von unten kennen – wie die Hartz-IV-Empfänger, für die sie heute Pressemeldungen schreibt und bald im Bundestag kämpfen möchte.

„Es gibt Kinder, die sind von Anfang an renitent“, sagt ihre Mutter. „Die Claudia war das nie.“ Sie blickt zu ihrer Tochter, die neben ihr in einem Café sitzt. „Wenn ich dich geschimpft habe, dann hast du dich gar nicht gewehrt.“

„Das stimmt“, sagt ihre Tochter.

Ursel Kilsch-Rolle ist über Ostern zu Besuch im Saarland, eine drahtige, sportliche Frau, auf den Wangen die Sonne Marbellas, wo von Claudias Geld in den Achtzigern ein Haus gekauft wurde. Das Haus ist längst weg, aber die Mutter ist in Marbella geblieben. Sie ließ sich von Jürgen Kilsch scheiden und heiratete einen anderen Mann.

„Ich dachte ja, die Claudia hat ausgesorgt fürs ganze Leben“, sagt sie. Wieder der Blick zu ihrer Tochter. „Oder? Wenn



RAUCHENSTEINER / AUGENKLICK / PICTURE ALLIANCE / DPA

Tennisspielerin Kohde-Kilsch 1988*: „Psychisch abhängig“

du einigermaßen geschickt hantiert hättest, hätte das doch reichen müssen.“

„Aber locker. Ich darf gar nicht daran denken, was mit dem Geld passiert ist.“

Die Mutter schüttelt den Kopf. „Und jetzt muss sie wieder hart arbeiten.“

Später schiebt sie hinterher, dass ihre Tochter eine Kämpfernatur sei, zudem intelligent und sehr gutmütig.

„Zu gutmütig“, korrigiert Claudia.

„Ja, zu gutmütig.“ Sie habe sich ihr Leben lang ausnutzen lassen, wer etwas brauchte, dem zahlte sie es. Sie habe den Leuten nur schwer etwas ausschlagen können. Bis ihre Großzügigkeit und Unbedarftheit sie selbst ruinierte.

Vielleicht ist es paradox, vielleicht auch nur konsequent, dass sie sich nun mit der Linken eine Partei gesucht hat, die niemandem etwas ausschlagen kann, die Slogans wie „Reichtum für alle“ plakatiert.

* Mit Stiefvater Jürgen.

Als Mutter Ursel vom neuen Job ihrer Tochter erfuhr, fragte sie: „Arbeitest du jetzt beim Oskar?“ Sie selbst kennt Lafontaine noch aus der Kneipe, Claudias neuer Mentor und ihr Stiefvater waren Freunde. „Aber ich wusste gar nicht, dass der jetzt bei der Dings ist.“

„Die Linke“, hilft ihre Tochter. Und dann erklärt sie der in Spanien lebenden Mutter, warum ihre Partei angeblich so wichtig ist. Als sie früher um die Welt reiste, da sei sie stolz auf Deutschland gewesen. „Bei uns war alles Mittelschicht. In den anderen Ländern gab es Unten und Oben. Jetzt geht es bei uns auch so los.“

„Was geht los?“, fragt die Mutter.

Dass armen Menschen im Winter der Strom abgestellt werde, etwa. Das sei in einem Land wie Deutschland doch unwürdig. Sie spricht von Ausbeutung, von der berühmten Schere zwischen Arm und Reich. Bei jedem Satz meint man, Oskar Lafontaine sprechen zu hören.

Die Mutter aus Marbella wirkt verblüfft. So schlimm hatte sie sich die Lage

haben. „Für mich wäre das auch ein Gewinn für die Bundespartei.“

Das Modell sei „der Gienger“, sagt Lafontaine. Eberhard Gienger war Weltmeister im Reckturnen, seit zehn Jahren sitzt er für die CDU im Bundestag. Der habe sehr gute Wahlergebnisse erzielt. „Ich habe mir das vorher mal angesehen.“

Im Sportausschuss des Bundestags könne Kohde-Kilsch gewisse eine besondere Rolle übernehmen, glaubt er. „Sie wird den Durchschnitt des Abgeordnetentypus sogar etwas überragen.“ Er klingt warm und freundlich, wenn er über sie spricht. So klingt er nicht immer.

„Alle, die mit ihr zu tun haben, sagen: Sie hat einen guten Charakter.“ Lafontaine lacht. „Und das ist in der Politik ja auch nicht so schlecht.“

Der Oskar, erzählt Kohde-Kilsch, habe sie in den vergangenen Wochen oft gefragt: „Geht's dir gut? Greift dich jemand an?“ Er müsse sich keine Sorgen machen, habe sie ihm geantwortet. „Ich bin ja schon groß. Ich muss ja nicht immer gleich zu ihm rennen.“ So wie sie über ihn spricht, scheint es, als hätte sie wieder eine Vaterfigur gefunden.

Sie steht jetzt in der Tiefgarage des Landtags und steigt in ihren Mini Cooper, Ziel ist eine Tennishalle am Rand der Stadt. Sie fährt durch Saarbrücken, sportlicher Stil, laute Musik, eine Hand am Lenkrad, mit der anderen klopft sie den Takt des Liedes. Dann klart auch noch der Himmel auf. Und für einen Moment wirkt Claudia Kohde-Kilsch doch noch, wie man sich einen ehemaligen Tennisstar vorstellt: lässig,

heiter, unbekümmert, stets der Sonne zugewandt.

Nach einer Weile fragt sie, ob man den Artikel in der „Saarbrücker Zeitung“ gelesen habe. „Widerstand gegen Kohde-Kilsch“, steht dort in der Unterzeile. Bei einem Treffen der Orts- und Kreisvorsitzenden hätten einige Parteimitglieder ihr „fehlende politische Erfahrung und Verwurzelung in der Partei“ vorgeworfen. Die Saar-Linken stellen bislang zwei Bundestagsabgeordnete, für Kohde-Kilsch müsste mindestens einer weichen. Sie wirkt, als wäre ihr gar nicht bewusst gewesen, dass Kandidaturen in der Politik immer mit Kämpfen verbunden sind.

„Vielleicht“, sagt sie jetzt, „bin ich in der Politik auch hoffnungslos verloren.“ Sie wolle mit Herzblut für ein soziales Land kämpfen, gerade, ehrlich, direkt, niemals hintenrum. „In der Politik aber gibt es viel Hinterfotzigkeit. Und deshalb denke ich manchmal: Du bist nicht abgebriht, nicht hart genug.“ Ähnlich laute-

ten damals auch die Urteile über die Tennisspielerin Kohde-Kilsch.

Sie setzt den Blinker, Ausfahrt Güdigen. Kurz darauf parkt ihr Mini vor einem Sportcenter im Industriegebiet, sie gibt hier Tennisunterricht. Auf ihrer Homepage kann man Einzelstunden mit ihr buchen, aber das tut kaum noch jemand.

Sie öffnet den Kofferraum und holt die Tasche ihres alten Ausrüsters Wilson hervor. Die seien die Einzigen, die ihr die Treue gehalten hätten. Später auf dem Platz erahnt man gleich, warum sie einst Martina Navratilova besiegte und als eines der größten Talente aller Zeiten galt. Leider, hieß es dann immer gleich, habe sie viel zu wenig aus ihrem Talent gemacht. „Die war Nummer vier in der Welt, obwohl sie nur 25 Prozent ihres Potentials ausgenutzt hat“, meinte ihr Stiefvater einmal.

Sie ist noch immer schnell, ihre Technik elegant, die Rückhand spielt sie wie damals am liebsten als Slice, unterschritten, die Vorhand Topspin. Noch immer zieht es sie ans Netz, der Angriff war immer ihre Stärke, ihre Volleys waren tödlich. Leider fehlte ihr oft der Antrieb, ans Netz zu rennen.

Zur Tragik der Claudia Kohde-Kilsch gehörte, dass sie ihre Erfolge nur selten einem eigenen Antrieb verdankte. Dass sie fast immer den Druck von außen brauchte. Auch die Idee, Politik zu machen, kam nicht von ihr, sondern von Lafontaine, dem Patriarchen der Linken.

Nach der kurzen Trainingseinheit sitzt Kohde-Kilsch auf der Bank neben dem Netzpfosten. „Jetzt spüre ich die Eier im Magen“, sagt sie. Nach zehn Minuten gehe ihr mittlerweile die Puste aus, die Büroarbeit sei völlig gegen ihre Natur.

Sie steht auf und blickt über den Platz. „Der Moment des Sieges, das war ein extremes Glücksgefühl. Man denkt dann, man könne Bäume ausreißen.“ Solche Gefühle hatte sie lange nicht mehr.

Aber jetzt soll es wieder aufwärtsgehen. Sie hat einen festen Job, einen neuen Lebensgefährten und endlich wieder ein großes Ziel: Abgeordnete im Deutschen Bundestag. „Das wär schon was: ich so 'ne richtige MdB“, sagt sie.

Und wenn die Partei sie doch nicht auf einen sicheren Listenplatz wählt?

„Wenn man so viel durchgestanden hat wie ich, kann einen nichts mehr umhauen“, sagt sie. Dann werde sie eben als Direktkandidatin Wahlkampfberatung sammeln und es noch mal versuchen.

Sie packt ihren Schläger und will schon gehen, aber ihr fällt noch dieser Satz von damals ein, wenn sie sich nach Niederlagen neuen Mut machen musste: „Jedes Match ist anders, jeder Tanz ist wieder neu.“ Dann geht sie vom Platz.



BECKER + BREDEL / ACTION PRESS

Politikerin Kohde-Kilsch, Mentor Lafontaine: „Imagegewinn“

in Deutschland offenbar nicht vorgestellt. „Manche Leute gehen nicht wählen, weil ihnen das Geld für den Bus zum Wahllokal fehlt“, sagt Kohde-Kilsch.

„Echt? Denen fehlt das Geld für den Bus?“ Die Tochter nickt.

„Dann ist es ja ganz schlimm.“

Im Landtag will Kohde-Kilsch noch ein paar Sachen aus ihrem Büro holen. Auf dem engen Fraktionsflur läuft sie an der Tür ihres Mentors vorbei.

Als er von ihrer Lage gehört habe, den Schulden, der Krise, erzählt Lafontaine, da habe er gedacht, „sie müsste jetzt ja auch einen Zugang haben zu den Themen unserer Partei“. Also sprach er sie an.

„Ich habe anderen Parteien immer etwas geneidet, wenn sie Spitzensportler für sich eingesetzt haben, weil das meist einen leichten Imagegewinn bringt“, sagt Lafontaine. Er halte es für wichtig, dass die Linke mit Namen verbunden werde, die ein gewisses Ansehen und Renommee

Video: Auf dem Platz mit Claudia Kohde-Kilsch



spiegel.de/app172013kohde-kilsch
oder in der App DER SPIEGEL



Razzia

HOMESTORY Wie es sich anfühlt, wenn Steuerfahnder das Haus durchsuchen

Vor ein paar Tagen fand eine bundesweite Razzia gegen Steuersünder mit Konten in der Schweiz statt. 400 Steuerfahnder klingelten an deutschen Wohnungstüren. Sie kamen am frühen Morgen. Sie kommen immer morgens. Ich habe kein Konto in der Schweiz, aber ich kann mitreden.

An einem sonnigen Berliner Morgen stand eine mittelalte, korpulente Frau mit knallrot gefärbten Haaren vor meiner Wohnungstür und hielt mir einen Ausweis ins Gesicht. Sie kam vom Berliner Finanzamt, und wir wollen sie an dieser Stelle einmal Frau Schulze nennen. Hinter ihr im Treppenhaus standen drei weitere Personen, sie schauten ernst und besorgt, so, als hätten sie schlechte Nachrichten. Meine Kinder waren in der Schule, meine Frau im Büro, ich war barfuß.

Das Nächste, was mir Frau Schulze zeigte, war ein Durchsuchungsbeschluss für meine Wohnung. Es hätte auch Metterlings Wäscheliste sein können. Ich stand einfach nur da und schaute auf die Pumuckl-Frisur von Frau Schulze. Durchsuchungsbeschlüsse kannte ich bisher nur aus Kriminalfilmen. Dort waren sie meist schwer zu bekommen.

„Jetzt holen Sie erst mal Luft, setzen Sie sich hin und fassen sich“, sagte Frau Schulze. Die anderen hinter ihr kamen näher. Später erfuhr ich von Frau Schulzes Kollegen, dass dies der kritische Moment jeder Hausdurchsuchung sei. In dieser Phase werden Türen zugeschlagen, Menschen seilen sich aus Fenstern ab, stecken Wohnungen in Brand, versuchen, ihre Steuerunterlagen zu essen.

Ich fragte nur: Können Sie nicht vielleicht später wiederkommen?

„Nee“, sagte Frau Schulze. „Wir gehen nicht wieder weg.“

Wenig später standen alle vier in meiner Küche. Der Satz „Wir gehen nicht wieder weg“ füllte meinen Kopf wie einen Ballon. Ein Satz wie ein Film von Michael Haneke.

Was hätten Sie denn gemacht, wenn ich nicht da gewesen wäre?, fragte ich.

„Wir hätten uns Zugang verschafft“, sagte ein Mann, der aussah, als habe er langjährige Erfahrung im Sich-Zugang-Verschaffen. Dünn, groß, kantig. Außerdem gab es einen freundlichen Dicken mit Berliner Beamtenbart und eine kränklich aussehende Blondine, die, wie ich später erfuhr, eine Staatsanwältin war.

Frau Schulze hatte den Hut auf. Sie erklärte, warum sie hier waren. Ich hätte im Jahr 2005 ein Honorar für ein Drehbuch nicht versteuert.

„Doch“, sagte ich. „Ich habe es in Amerika versteuert. 2005 habe ich da gelebt.“

„Dit kann ja jeder sagen“, sagte Frau Schulze.

Ein Anruf bei meinem Arbeitgeber würde genügen, um herauszufinden, dass ich die Wahrheit sage, sagte ich. Sie könnten auch die amerikanischen Steuerbehörden kontaktieren, denen ich sieben Jahre lang meine Steuern erklärte. Ich erwähnte das Doppelbesteuerungsabkommen zwischen den USA und der Bundesrepublik Deutschland.

„Ja, ja“, sagte Frau Schulze. „Dem Richter hat offensichtlich gereicht, was wir hatten. Außerdem haben Sie ja in den Jahren einige Veröffentlichungen gemacht. Bücher und so weiter.“ Sie zog zwei Blätter aus der Tasche, die mit meiner Wikipedia-Biografie bedruckt waren.

„Wikipedia“, sagte ich und guckte, so spöttisch es ging.

Frau Schulze lächelte das weg und rief erst mal die beiden Kollegen an, die unten auf der Straße warteten. Das waren die Männer, die gleich sämtliche Computer unseres Haushalts durchleuchten würden. Damit stand es 6:1 für sie. Ich rief meinen Steuerberater in Charlottenburg an. Er erzählte irgendwas von einer nigerianischen Klientin, die die furchtbare Berliner Steuerfahndung aus dem Land getrieben habe.

„Zurück nach Nigeria?“, fragte ich.

„Ja“, sagte mein Steuerberater. „Ich glaube, es ist besser, wenn Sie mit denen zusammenarbeiten.“

Ich legte auf. Nigeria. Frau Schulze wackelte mit dem Kopf. Der dicke Kinnbarträger lächelte. Die Staatsanwältin fragte, wo die Toilette sei.

Das ist immer noch meine Wohnung, dachte ich, obwohl ich mir nicht sicher war. Die Computerspezialisten vom Berliner Finanzamt beugten sich über meinen Computer. Die Staatsanwältin zog die Klotür hinter sich zu. Frau Schulze redete mit dem Kinnbarträger über die Nachteile raumhoher Fenster. Im

Sie kommen immer morgens. Ich habe kein Konto in der Schweiz, aber ich kann mitreden.

Sommer zu heiß, im Winter zu kalt. Ich hatte den Eindruck, ich löse mich auf. Vor zehn Minuten hatte ich noch fest in meinem Leben gesessen, Zeitung gelesen, Kaffee getrunken und ab und zu durch meine raumhohen Fenster in den Berliner Augsthimmel geschaut. Jetzt hatte sich der Boden unter meinen Füßen geöffnet. Feindliche Menschen bevölkerten meine Wohnung. Es wurden immer mehr. Ich hätte mich in das Bett meiner Tochter legen und mir die Decke über den Kopf ziehen können, aber auch dafür hatten sie ja einen Durchsuchungsbeschluss.

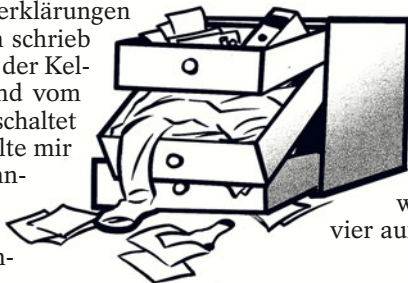
Alles, woran ich mich festhalten konnte, war der Wikipedia-Ausdruck, der auf meinem Küchentisch lag. Dort stand ziemlich zu Anfang, dass ich Umwelttechnik in Neubrandenburg studiert und abgebrochen hatte. Später war ich dann Sportreporter beim DDR-Fernsehen. Ich weiß nicht genau, wie sie darauf kommen bei Wikipedia, aber es stand da neben ein paar anderen Dingen aus meinem Leben, an die ich mich beim besten Willen nicht erinnern kann. Es hätte so sein können, und in ein paar Jahren war es wahrscheinlich so. Womöglich sah ich meiner Wikipedia-Biografie gerade bei ihrer Erweiterung zu. Später wurde Osang wegen Steuerhinterziehung zu drei Jahren Haft verurteilt. Immerhin lag da ein richterlicher Durchsuchungsbeschluss auf meinem Küchentisch.

Ich dachte an den Fotografen, mit dem ich vor vielen Jahren den Boxer Graciano Rocchigiani begleitet hatte. Der Fotograf kam aus Hamburg und schien zusammen mit zwei Huskys und seiner Fotoausrüstung in einem alten Mercedes Kombi zu wohnen. Er erzählte, dass er einst in einer Villa an der Elbe gelebt hatte, bevor die Steuerfahndung kam. Ich dachte an meinen amerikanischen Steuerberater, der einen falschen britischen Akzent benutzte, immer in Strümpfen durch sein Arbeitszimmer lief und nebenbei Ferienhäuser auf Jamaika vermietete. Und dann dachte ich noch an die ganz große Verschwörung. Vielleicht war mein Name in irgendeiner Steueroase aufgetaucht, von denen jetzt überall die Rede ist. Die Jamaika-Connection. Vielleicht war ich ein Zahnradchen im ganz großen Geldgetriebe wie die amerikanischen Eigenheimbesitzer in der Weltfinanzkrise. Jeder große Thriller fing ja an einem unschuldigen Sommertag an. Das wusste ich aus „Die drei Tage des Condor“. Man geht kurz Kaffee holen, und plötzlich steht die Welt in Flammen.

Drei deutsche Gefühle mischten sich in meiner Brust. Die Angst, das schlechte Gewissen und der Größenwahn.

Ich schrie und bockte ein bisschen herum, schließlich nahm ich mir ein Notizbuch, ließ mir die Namen der Menschen in meiner Wohnung geben, beobachtete sie bei der Arbeit und schrieb alles auf. Ich war ein Reporter in eigener Sache. Das half, weil Journalisten ja von oben auf die Welt schauen und sich, wie Hanns Joachim Friedrichs einst festgestellt hatte, mit keiner Sache gemeinmachen dürfen. Auch nicht mit einer guten. Man bekommt einen kühlen Blick, wenn man von außen auf seine Objekte schaut, auch auf sich selbst. Es ist ein seltsamer Beruf manchmal.

Irgendwann tauchten zwei weitere Männer auf und begleiteten mich in meinen Keller, um nach dem Karton zu suchen, in dem ich meine amerikanischen Steuererklärungen aufbewahrte. Sie waren jetzt zu acht. Ich schrieb in mein Notizbuch, wie die Zeitschaltung der Kellerbeleuchtung immer wieder ausging und vom netten Steuerfahnder immer wieder eingeschaltet wurde. Der Mann am Lichtschalter erzählte mir von den lustigsten Fällen aus seinem Fahnderleben. Einmal habe jemand seine verräterischen Unterlagen in einer Plastiktüte aus seinem Klofenster gehängt, wäh-



Ich hätte mich in das Bett meiner Tochter legen und die Decke über den Kopf ziehen können, aber auch dafür hatten sie ja einen Durchsuchungsbeschluss.

rend sie die Wohnung durchsuchten. Er sagte, sie seien erst heute Morgen für diesen Einsatz zusammengetrommelt worden. Ein Einsatzkommando, eine Maschine, die ihren Dienst tat. Der grimmige Fahnder bemängelte das Chaos in meinem Kellerverschlag. Schließlich fand ich den Karton. Sie steckten die Steuererklärung und ein paar alte Rechnungen in zwei alte Einkaufsbeutel und verließen mich.

Dann passierte zwei Jahre lang nichts. Die Maschine schien ins Stocken geraten zu sein. Vielleicht war Frau Schulze eine CD mit Steuerbetrügnern zugeschickt worden. Mein Steuerberater in Charlottenburg sagte: Das kann jetzt dauern. In größeren Abständen rief ich bei Frau Schulze an, die mir freundlich versicherte, dass auch sie großes Interesse daran habe, „die Kuh vom Eis zu bekommen“. Ich sagte: „Sehr gut“, obwohl ich nicht genau wusste, was das für mich bedeutete. Ich fühlte mich, als wartete ich zwei Jahre lang auf das Ergebnis einer Darmspiegelung.

Es war die Zeit, in der Christian Wulff in eine Hausdurchsuchung geriet. Die große Hausdurchsuchung. Die totale Hausdurchsuchung.

Dem deutschen Volk wurden Bilder von seiner niederschmetternden Ferienunterkunft an der Nordsee gezeigt, Wulff rief wütend beim „Bild“-Chefredakteur an, er trat zurück, er wünschte sich für seinen Großen Zapfenstreich „Over the Rainbow“, wo „troubles melt like lemon drops“, er besorgte sich eine neue Brille. Ich verstand das alles. Wahrscheinlich hätte ich auf den Zapfenstreich verzichtet, aber sonst. Wulff flog nicht über den Regenbogen, er schaffte es nur bis Niedersachsen. Seine Sorgen schmolzen nicht wie saure Drops. Am Ende war auch noch die Frau weg. Als die Untersuchungsbehörden nun die kläglichen Ergebnisse ihrer umfangreichen Ermittlungen bekanntgaben, dachte ich nur: Lasst den Mann endlich in Ruhe.

Vor kurzem informierte mich die Steuerfahndung darüber, dass das Verfahren gegen mich eingestellt worden sei. Ihr Verdacht habe sich nicht bestätigt. Das Wort „nicht“ haben sie unterstrichen. Sie schreiben, dass ich mir die beschlagnahmten Unterlagen abholen müsse. Ansonsten würden sie vernichtet.

Am Ende klang ihr Freispruch wie eine Drohung. Frau Schulze hatte recht. Sie gehen nicht wieder weg. Nachts, wenn ich zwischen zwei und vier aufwache, höre ich die Maschine arbeiten.

ALEXANDER OSANG

HAUSHALT

Mahnung zur Vorsicht

Angesichts der absehbaren Milliardenüberschüsse in den öffentlichen Haushalten hält das Bundesfinanzministerium (BMF) Steuererhöhungen, wie von SPD und Grünen im Falle eines Wahlsiegs geplant, für überflüssig. Unbestreitbar sei, „dass der Staat kein Einnahmeproblem hat“, heißt es in einer internen Bewertung des BMF. „Steuererhöhungen auf breiter Front, wie sie von manchen vorgeschlagen werden, sind völlig fehl am Platz.“ Doch die Beamten von Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) mahnen auch zur Vorsicht. „Wir warnen davor, die aktuellen Schätzungen so zu interpretieren, als gäbe es jetzt schon Überschüsse im Staatshaushalt zu



HENNING SCHACHT

Schäuble

verteilen.“ Der Bund solle stattdessen daran festhalten, zunächst den sogenannten Investitions- und Tilgungsfonds abzutragen. Er enthält die Schulden, mit denen der Bund die Folgen der Finanz- und Bankenkrise bekämpft hat. Schäuble erwartet in den nächsten Jahren zum Teil erhebliche Überschüsse in den Kassen von Bund, Ländern, Gemeinden und Sozialversicherungen. So stiegen laut dem neuesten Monatsbericht des Ministeriums, der diese Woche veröffentlicht wird, die Steuereinnahmen von Bund und Ländern im März im Vergleich zum Vorjahresmonat um 5,7 Prozent. Vor allem die Ländersteuern verzeichneten „einen erheblichen Zuwachs“. Im ersten Quartal übertrafen die Steuereinnahmen aller staatlichen Ebenen das Vorjahresniveau.



NIGEL TREBLIN / DDPD

Salzstock in Gorleben

ATOMKRAFT

Geheimtreffen mit Energiebossen

Bundesumweltminister Peter Altmaier (CDU) hat die Chefs der vier großen Energieversorgungsunternehmen RWE, E.on, Vattenfall und EnBW für diesen Mittwoch zu einem geheimen Spitzentreffen nach Berlin eingeladen. Hauptthema, heißt es im Kabinett, soll der Entwurf für das sogenannte Endlagerungsgesetz sein, das der Umweltminister Anfang des Monats vorgestellt hatte. Mit Hilfe des Gesetzes soll ein alternativer Standort zum derzeit für die Endlagerung des deutschen Atommülls vorgesehenen Salzstock in Gorleben gefunden werden. Die AKW-Betreiber sind verärgert, weil Altmaier bislang nicht das Gespräch mit ihnen gesucht hat. Ob das geplante Treffen die Energiebosse beschäftigt, ist auch aus anderem Grund fraglich. Altmaier will seinen Entwurf erst in einer Kabinettsitzung am Mittwoch präsentieren, bevor er sich mit den Energiemanagern zusam-

menetzt. Auf große Unterstützung der Konzerne darf der Minister ohnehin nicht zählen. Sie sollen für die neuerliche Suche nämlich bezahlen, laut Gesetzentwurf zwei Milliarden Euro. Und die Kosten für die Versorger könnten weiter steigen. Die im Gesetz vorgesehene neue Regulierungsbehörde bläht sich immer weiter auf: Sie soll inzwischen 170 Mitarbeiter umfassen, darunter „60 Stellen im höheren Dienst und 15 Stellen im gehobenen Dienst“, wie es in dem Gesetzentwurf heißt. Bislang war gut die Hälfte an Personal vorgesehen. Entsprechend teurer wird die Behörde. Statt 20 Millionen veranschlagt das Bundesumweltministerium nun 26 Millionen Euro pro Jahr für die nächsten 15 Jahre. Das neue Bundesamt für kerntechnische Sicherheit soll im Raum Köln/Bonn angesiedelt werden. Als Direktor ist Atomexperte Michael Sailer vom Öko-Institut im Gespräch.



AP

Bundesbankgold

ZAHL DER WOCHE

21,3 Milliarden Euro

beträgt der Wertverlust der deutschen Goldreserven seit dem Jahreswechsel. Allerdings rechnet die Bundesbank in ihrer normalen Bilanz ohnehin mit Kursen von 1999 – aus purer Vorsicht. Sämtliche Wertveränderungen werden seitdem in einem Extraposten verbucht und haben somit keine Auswirkungen auf den Jahresgewinn.

GESUNDHEIT

Bahr plant Warnsystem gegen Ärztepusch

Das Gesundheitsministerium will ein bundesweites Frühwarnsystem gegen Ärztepusch einführen. Künftig sollen sich die Länder untereinander direkt darüber informieren, wenn sie einem Mediziner die Berufszulassung entziehen. Das geht aus einem Schreiben hervor, das Beamte des Bundesgesundheitsministeriums an die Länder verschickt haben. Angestoßen wurde die Initiative durch die Debatte um betrügerische Ärzte wie den niederländischen Neurologen Dr. J. S., der in seiner Heimat mit Fehldiagnosen den größten Medizinskandal der Geschichte ausgelöst hatte. Dennoch er-

hielt der Arzt in Deutschland eine Approbation und behandelte Patienten in fünf verschiedenen Kliniken. „Eine deutliche Verbesserung würde aus Bundessicht bereits eintreten, wenn sich alle Länder gegenseitig umfassend über entsprechende Maßnahmen oder über laufende Verfahren unterrichten“, schreiben die Beamten von Gesundheitsminister Daniel Bahr. Bislang werden Berufsverbote im Bundeszentralregister vermerkt. Allerdings darf das zuständige Bundesamt für Justiz nur rechtskräftige Entscheidungen aufnehmen. Das Gesundheitsministerium fordert nun, die Länder könnten sich künftig auch über „noch nicht rechtskräftig abgeschlossene Verfahren“ austauschen. Außerdem müssten Landesbehörden, die eine Approbation ausstellen, immer auch ein amtliches Führungszeugnis einfordern. Eine schwarze Liste, die im Internet öffentlich einsehbar ist, lehnt die Bundesregierung allerdings ab: „Eine Black List kann aus verfassungsrechtlichen Gründen nicht eingeführt werden.“

RÜSTUNG

Panzerfahrzeug im Sonderangebot



Kleintransporter „Eagle IV“

MAURIZIO GAMBARINI / DPA

Eine Entscheidung des Verteidigungsministeriums verärgert die heimische Rüstungsindustrie: Statt eines deutschen Herstellers hat die Bundeswehr einem Konsortium um General Dyna-

mics den Auftrag erteilt, 176 gepanzerte Kleintransporter vom Typ „Eagle V“ zu liefern. Der Auftrag im Wert von 109,41 Millionen Euro umfasst auch die Wartung der gegen Minen, Sprengsät-

ze und Schüsse gesicherten Fahrzeuge, die vor allem für die Truppen in Afghanistan dringend benötigt werden. Für die heimischen Rüstungshersteller ist die Entscheidung für das amerikanisch-schweizerische Konsortium ein schwerer Schlag. Anders als bei der letzten Beschaffung von Panzerwagen vor vier Jahren haben Kraus-Maffei-Wegmann und Rheinmetall MAN mit dem Armoured Multi-Purpose Vehicle (AMPV) dieses Mal ein vergleichbares Fahrzeug im Angebot. Mit der Entscheidung für das US-Modell sinken nun auch die Chancen für den Export des AMPV in andere Länder. Im Verteidigungsministerium heißt es, der „Eagle“ habe beim „Verhältnis Leistung/Kosten“ besser abgeschnitten – kurz: Er ist einfach billiger. Insider schätzen, dass die Beschaffung des deutschen Konkurrenzmodells insgesamt 50 Millionen Euro teurer ausgefallen wäre. Hinzu kommt, dass die Bundeswehr inzwischen über 450 Fahrzeuge des Vorgängermodells „Eagle IV“ verfügt und rund 80 Prozent der Ersatzteile auch für das Nachfolgemodell passen. Diese Woche liegt die geplante Anschaffung den Haushaltspolitikern im Bundestag zur Abstimmung vor.

INNOVATIONEN

Hightech-Strategie zündet nicht

Die deutsche Wirtschaft ist unzufrieden damit, wie die Bundesregierung Forschungsprojekte etwa in Energietechnik, Gesundheitssystem oder Verkehr fördert. „Die Hightech-Strategie hat nicht gezündet“, erklärt der Präsi-

dent des Deutschen Industrie und Handelskammertags, Eric Schweitzer, anlässlich einer Studie seines Verbands. Demnach kennen nur etwa ein Drittel der Unternehmen dieses Zukunftsprojekt. Und von den wenigen, die informiert sind, erwarten drei Viertel keine oder nur geringe Potentiale für die Innovationskraft des Landes. Der staatliche Finanzierungsanteil an den Forschungs- und Entwicklungsaufwendungen gehe seit Jahren zurück und liege inzwischen bei unter fünf Prozent,

mahnt der DIHK. Schweitzer bemängelt, dass die Wirtschaft bei wichtigen Projekten wie „Morgenstadt“ zur Schaffung klimaneutraler Städte nicht ausreichend einbezogen wird. Nötige Reformen für mehr Innovation seien von der Regierung vernachlässigt worden, etwa steuerliche Erleichterungen beim Einsatz von Wagniskapital. Diese Woche treffen sich Vertreter aus Forschung, Politik und Wirtschaft zu einem Spitzentreffen, um eine Neuausrichtung der Hightech-Strategie zu beraten.



Kliniklobbyist Baum: „Wir waren sehr intensiv in einer frühen Phase beteiligt“

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

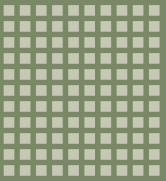


vertritt die Interessen von
2045 Krankenhäusern

Umsatz
2011, in Euro

83 Mrd.

Beschäftigte



1,1 Millionen

VERBÄNDE

Die Feinde der Patienten

Das Gesundheitswesen ist umkämpft wie kein anderer Bereich der Politik. Ein Heer von Lobbyisten arbeitet täglich daran, die öffentliche Meinung zu manipulieren, Reformen zu verhindern und Gesetze zu beeinflussen.

Manchmal gelingt es Lobbyisten erstaunlich schnell, ihre Interessen durchzusetzen. Am 6. Januar 2005 schrieb Erich Dambacher, Leiter des Bereichs „Public and Market Relations“ beim Pharmariesen Sanofi-Aventis in Frankfurt am Main, einfach einen Brief an den CDU-Bundestagsab-

geordneten Wolf Bauer. Mehr musste er gar nicht tun.

Dambacher bat den Abgeordneten, eine Kleine Anfrage an die Bundesregierung zu stellen und darauf aufmerksam zu machen, dass Apotheker Arzneimittel zu günstigeren Preisen aus Nicht-EU-Staaten importieren.

Diese Praxis gefiel der Pharmaindustrie gar nicht, schmälerete es doch den Gewinn am Standort Deutschland. Offiziell argumentierte die Industrie natürlich ganz anders: Solche Importe seien auch aus Sicherheitsgründen bedenklich.

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie den anliegenden Formulierungsvor-

schlag für eine erneute Anfrage nutzen könnten“, schrieb Dambacher an das Büro des Abgeordneten und schloss den Brief: „Schon im Voraus vielen Dank für Ihre Unterstützung.“

Vier Wochen später stellte der CDU-Abgeordnete tatsächlich die entsprechende Anfrage an die Bundesregierung, er übernahm dabei sogar die Formulierungen des Sanofi-Cheflobbyisten. Weitere sechs Monate später beschloss die Regierung die Neuregelung des Arzneimittelgesetzes (AMG), die sogenannte 14. AMG-Novelle, und plötzlich fand sich darin genau jenes Verbot, auf das der Pharmalobbyist hingewirkt hatte: Günstige „Einzelimporte aus einem Nicht-EU-Staat“ sind zukünftig nur noch unter erschwerten Voraussetzungen zulässig. Selbst im Gesetzestext finden sich noch Dambachers Satzbausteine.

Der Erfolg von Sanofi-Aventis zeigt, wie geschickt die Pharmalobby in Berlin ihre Interessen durchsetzt. Das Gesundheitswesen hat sich in den vergangenen Jahren zu einem 300 Milliarden Euro schweren Wirtschaftszweig entwickelt, in dem längst nicht mehr die Patienten, sondern die Profite im Mittelpunkt stehen. Auch wenn Daimler und die Deutsche Bank bekannter sind als Sanofi oder Fresenius – im Gesundheitswesen verdienen mehr Menschen ihr Geld als in der Autoindustrie oder bei Banken.

Das Besondere an diesem Markt jedoch ist, dass er zum größten Teil staatlich reguliert wird. Allein 200 Milliarden Euro verteilen die gesetzlichen und privaten Krankenversicherungen in Deutschland an Ärzte, Apotheker, Pharmafirmen, Kliniken, Sanitätshäuser, Masseur, Reha-Zentren, Heilbäder und Labors.

Sie alle hängen von Gesetzen und Vorschriften ab, die in Berlin gemacht werden. Entsprechend groß ist der Druck auf Abgeordnete und Beamte in den Ministerien.

In der US-Hauptstadt Washington hat die Pharma- und Medizinprodukte-Industrie zusammen mit Ärzte-, Klinik- und Versicherungsorganisationen seit 1998 umgerechnet über vier Milliarden Euro für Lobbying ausgegeben. Das ist viermal so viel, wie die Waffenindustrie oder die Ölindustrie einsetzt.

Vergleichbare Zahlen für Deutschland gibt es nicht. Denn im Unterschied zu den USA gibt es hierzulande kein verpflichtendes Lobbyregister, in dem Verbände und Unternehmen ihre Budgets auflisten müssten.

SPD-Chef Sigmar Gabriel hat vor kurzem ein solches Register immerhin für den Fall in Aussicht gestellt, dass die SPD nach der Bundestagswahl die Regierung stellt. Doch diese demonstrative Distanz gegenüber Lobbyisten täuscht ein wenig darüber hinweg, dass der Einfluss der Interessenvertreter auch deswegen so groß ist, weil sich Politiker und Lobbyisten in

der Hauptstadt oft erschreckend gut verstehen.

„Ich finde Interessensvertretung per se nichts Schlimmes, sondern sogar notwendig“, sagt etwa Jens Spahn, 32, der gesundheitspolitische Sprecher der CDU/CSU-Fraktion. „Es braucht diesen Rückkopplungsprozess, um zu sehen: Ist das, was wir tun, sachgerecht – und ist es überhaupt praxistauglich?“ Spahn, ein gelernter Bankkaufmann, sagt, er treffe sich regelmäßig mit Lobbyisten. „Es gibt Wochen, da habe ich 10, 20 solcher Gespräche.“

Einer, der das Verhältnis zwischen Politikern und Lobbyisten jahrelang aus der Nähe beobachten konnte, ist Peter Sawicki. Der Arzt und Gesundheitswissenschaftler leitete von 2004 bis 2010 das Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG), eine Einrichtung, die im Auftrag des Gemeinsamen Bundesausschusses (G-BA) erforscht, wie nämlich bestimmte Therapien tatsächlich sind.

Sawicki sagt: „Als Wissenschaftler musste ich lernen, dass Politiker nicht auf Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse entscheiden, sondern in einer Welt des Interessensausgleichs leben.“ Das sei auch der Grund, warum sie an Lobbyisten oft nichts Schlimmes finden könnten. Lobbyisten, so Sawicki, würden für viele Politiker eben einfach ihre Interessen vertreten – so wie alle anderen Menschen auch.

Auch Rolf Koschorrek, ebenfalls Gesundheitspolitiker der CDU/CSU-Fraktion, stellte auf einer Tagung jüngst ganz unverblümt fest: „Die Politik braucht den Lobbyismus und umgekehrt.“

Da können die Lobbyisten nur zustimmen. „Die Vorstellung, die Gesundheitspolitiker sollten sich lieber einsperren und dann aus eigener Kraft die richtigen Lösungen finden, ist eine Illusion von Leuten, die noch nie in die Gesundheitspolitik reingerochen haben“, sagt etwa Friedemann Schmidt, FDP-Mitglied und Präsident der einflussreichen Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände.

Das Miteinander geht so weit, dass Politiker und Lobbyisten zuweilen die Seiten wechseln. So führt den Lobby-Verband der forschenden Pharmaunternehmen (VFA) seit zwei Jahren Birgit Fischer, die

früher SPD-Gesundheitsministerin in Nordrhein-Westfalen war. Fischers Vorgängerin Cornelia Yzer (CDU), war erst Staatssekretärin unter der damaligen Frauenministerin Angela Merkel, später Chefin des VFA und sitzt heute als Wirtschaftssenatorin in der Berliner Landesregierung von Klaus Wowereit.

Der Verband der Kliniklobby wiederum wird von Georg Baum (FDP) geleitet, zuvor Unterabteilungsleiter im Gesundheitsministerium. Sein damaliger Chef Franz Knieps ist heute Mitgesellschafter von WMP Healthcare, einer PR-Firma. Die Abteilung Grundsatzfragen im Gesundheitsministerium wiederum leitet heute Christian Weber, der zuvor Vizechef beim Lobbyverband der privaten Krankenversicherungen war. Und so weiter, und so weiter.

Unterricht für Lobbyisten

Doch wie genau funktioniert Einflussnahme? Wie werden Ideen am besten an Politiker herangetragen? Wie werden sie erfolgreich in den Köpfen verankert, so dass sie am Ende in Gesetzen landen?

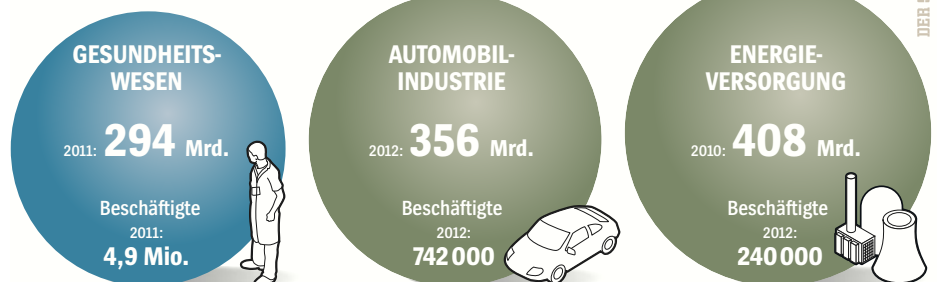
Eine, die das wissen muss, ist die SPD-Politikerin Gudrun Schaich-Walch. Sie war im Kabinett Gerhard Schröders Staatssekretärin im Gesundheitsministerium.

Hilton Hotel am Gendarmenmarkt in Berlin, Anfang 2012. Der Bundesverband der Medizinproduktehersteller (BVMed) veranstaltet an diesem Tag eine Fortbildung für Lobbyisten. Sie warten in einem mit dicken Teppichen ausgelegten Saal, dass die ehemalige Staatssekretärin ihnen das kleine Einmaleins der Einflussnahme erklärt. Schaich-Walch erhält für ihren Vortrag ein Honorar von tausend Euro. Sie beginnt: „Wenn Sie auf die Politik losgehen, haben Sie ja letztlich ein Ziel, Sie möchten auf die laufende Gesetzgebung Einfluss nehmen, oder Sie möchten die bestehende Gesetzgebung verändern.“

Zunächst, so rät Schaich-Walch, müssten sich die Lobbyisten einen Organisationsplan des Gesundheitsministeriums besorgen, der sei ganz einfach auf der Homepage zu finden. „Schauen Sie nach, welches Fachreferat zuständig ist, und beginnen Sie beim Referatsleiter. Mit dem

Die mächtigsten Branchen Umsatz in Euro

Quellen: VDA, destatis



vfa.

vertritt 45
Mitgliedsunternehmen

Umsatz
mit patentgeschützten
Arzneimitteln 2011, in Euro

39 Mrd.

Beschäftigte

81000



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Pharmalobbyistin Fischer: „Politiker bitten um ein Gespräch“

wie Arzneimittel, sondern benötigen lediglich ein CE-Zeichen, das auch jeder Haarföhn braucht, das aber nur die Verkehrsfähigkeit des Produkts bescheinigt.

Wozu diese laxen Praxis führt, hatten Journalisten des „British Medical Journal“ vergangenes Jahr herausgefunden. Sie gaben sich als Medizinproduktefirma aus und beantragten in verschiedenen europäischen Ländern die Zulassung einer Hüftendoprothese. Dazu reichten sie teilweise Unterlagen über eine minderwertige Prothese ein, die 2010 schon mal wegen einer Vielzahl von Schadensfällen aus dem Handel genommen worden war.

Von den 14 Zulassungsstellen, die die CE-Zeichen vergeben, äußerten nur 4 Bedenken. Hätten die Journalisten anschließend noch die Zulassungsgebühren bezahlt und einer Betriebsbesichtigung zugestimmt, hätten sie die Zulassung erhalten, und die Schrottplatze hätte in jedem Krankenhaus ahnungslosen Patienten implantiert werden können.

In den USA dagegen müssen Medizinprodukte von der staatlichen Gesundheitsbehörde FDA zertifiziert werden – mit der Folge, dass in den USA viele Produkte nicht zugelassen sind, die in deutschen Krankenhäusern implantiert werden. Erst im Mai 2012 hat die FDA eine Liste von zwölf „unsicheren und ineffektiven Medizinprodukten“ veröffentlicht, die in Europa alle zugelassen wurden.

Nach dem Billigsilikon-Skandal beantragten die Fraktionen von SPD und Grünen, zumindest für hochriskante Medizinprodukte Studien vorzuschreiben, um sich über Nutzen und Schaden klar zu werden. Die Lobby, die mit der bisher laxen Regelung natürlich hochzufrieden ist, musste sich also ins Zeug legen, damit alles so bleibt, wie es ist.

Am 27. Juni traf sich der Gesundheitsausschuss des Bundestags, um über die rot-grünen Vorschläge zu debattieren. Die Sitzungen sind ein Ritual. Die Abgeordneten rufen in der Regel ausschließlich jene Experten auf, von denen sie wissen, dass sie die eigenen Positionen mit Fachwissen unterfüttern.

Als Erster ergriff Rolf Koschorrek das Wort. Er wandte sich an Joachim Schmitt, den Geschäftsführer des Herstellerlobbyisten BVMed, der damit Gelegenheit bekam zu erklären, warum eine staatliche Zulassung aus Sicht der Industrie langsamer und teurer wäre und dazu führe, dass die Patienten verspätet in den Genuss neuartiger Medizinprodukte kämen.

Der BVMed schätzt Koschorrek. Als er Anfang dieses Jahres auf einer Tagung der Medizinproduktelobby auftrat, erhielt der CDU-Politiker nach Angaben des BVMed 1500 Euro Honorar.

sollten Sie Termine ausmachen und sich treffen, so dass Sie schon im Vorfeld erfahren, wenn etwas ins Laufen kommt.“

Wenn im Ministerium eine Gesetzesidee geboren werde, gebe es zunächst einen Arbeitsentwurf, den bekomme dann die Leitungsebene, also der Minister oder die Staatssekretäre, die dann das zuständige Fachreferat beauftragen, einen Referentenentwurf zu erstellen. Sei der bekannt, könne man damit beginnen, Gegenvorschläge zu entwickeln.

Neben dem Ministerium müsse man sich aber auch Kontakte zu den Abgeordneten aufbauen, so Schaich-Walch. „Im Bundestag ist es so, dass Sie am besten schon Einfluss nehmen, wenn in den Fraktionen Ideen geboren werden.“ Denn: „Was dort zu Papier gebracht wird, kommt dann ins Plenum und in die Ausschüsse.“

Erfolgversprechend für Lobbyistenkontakte seien vor allem neue Abgeordnete, sagt Schaich-Walch. „Bei Abgeordneten, die fachfremd sind, können Sie gut Material liefern. Bauen Sie dazu einen Kontakt zu den Mitarbeitern des Abgeordneten auf.“ Lobbyisten sollten dabei herausfinden, „wie sie auch inhaltlich zuarbeiten können“.

„Hervorragende Arbeit“, resümiert Schaich-Walch, hätten die Lobbyisten dann geleistet, wenn während eines Medizinskandals „bei Ihnen das Telefon klingelt“, der Abgeordnete dran sei „und man Ihnen sagt, schreiben Sie dazu vielleicht mal eine halbe

Seite auf. Und dann natürlich aufschreiben in einer Sprache, die nicht nur der Abgeordnete verstehen kann, sondern auch die Menschen, an die die Botschaften letztendlich gerichtet werden“.

Die Medizinproduktelobby

Anfang vergangenen Jahres kochte ein solcher Skandal hoch. Damals wurde bekannt, dass auch in Deutschland mehreren tausend Frauen Brustimplantate eingesetzt worden waren, die mit billigem Industriesilikon gefüllt waren. Bei vielen Patientinnen rissen die Implantate oder platzten. Im Zuge dieses Skandals erfuhr die Öffentlichkeit, dass Medizinprodukte eingesetzt werden dürfen, ohne dass ihr Nutzen zuvor geprüft werden muss.

Selbst hochriskante Produkte wie Herzkatheter oder Hüftgelenke müssen in Deutschland keine Studien durchlaufen



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

::::: BVMed
gehören 234 Medizin-
produkte-Unternehmen an

Umsatz
der gesamten Branche
2012, in Euro

22 Mrd.

Beschäftigte

175 000

Medizinproduktelobbyist Schmitt: Alles soll bleiben, wie es ist

„Neuartige Produkte“, „medizinischer Fortschritt“ – das sind die wichtigsten Schlagworte der Lobbyisten. Laien hören es genauso gern wie Politiker und Ärzte: Ein neues Produkt sei besser als das alte. Aber das ist ein Mythos: Neue Produkte sind zunächst einmal Produkte, über die man wenig weiß. Auf jeden Fall sind sie teurer als bisherige. Möglicherweise sind sie besser, möglicherweise aber auch schädlicher.

Die evidenzbasierte Medizin geht deshalb von dem Grundsatz aus: Jede Therapie ist ein Schaden, außer ihr Nutzen ist für bestimmte Patienten eindeutig bewiesen. Doch die evidenzbasierte Medizin hat keine starke Lobby. Stattdessen haben es Verbände wie der BVMed geschafft, den Neu-gleich-besser-Mythos unausrottbar in viele Köpfe einzubrennen. Die Lobbyisten geben dabei vor, die

drei Millionen Euro, sagt Schmitt, er arbeitet seit fast 30 Jahren für den BVMed.

Schmitt erzählt, dass er jede Woche mehrere Gespräche mit Politikern führe, manchmal organisiere er auch Treffen zwischen ihnen und den Firmenchefs seines Verbands. Obwohl es eigentlich viel erfolgreicher sei, sich mit Landespolitikern zu treffen, erklärt Schmitt, der Bundesrat sei als Ort der Einflussnahme ziemlich unterschätzt.

Manipuliert er Politiker? Den Begriff weist er natürlich zurück. „Wir informieren Politiker über die essentiellen Besonderheiten der Branche“, sagt Schmitt lieber, und auf Nachfrage gibt er zu: „Okay, wir versuchen auch zu beeinflussen.“ Selbstverständlich vertrete er Partikularinteressen. „Aber wir wissen auch, dass es Gesamtinteressen gibt, und wir überlegen, wie man solche Spezialinter-

Ist Baum also der erfolgreichste Lobbyist von allen? Der 58-Jährige sitzt in seinem geräumigen Büro am Rand des Berliner Tiergartens, lächelt und sagt: „Der Daimler-Chef würde sich so einen Anstieg sicher als Erfolg anlasten. Aber der Gesundheitsminister sieht das anders.“

Als Chef der Kliniklobby verfügt Baum heute über 75 Mitarbeiter und ein Budget von neun Millionen Euro. „Zu welchem Zeitpunkt man am besten Einfluss übt, ist schwer zu sagen“, sagt er. „Es gibt oft einen Diskussionsprozess über zwei oder drei Jahre, wo einem dann klar ist, dass am Ende auch ein Referentenentwurf stehen wird.“

Krankenhäuser in Deutschland genießen ein Privileg, das kaum jemand kennt: Es nennt sich „Verbotsvorbehalt“ und bedeutet, dass im Krankenhaus alle Eingrif-

Anzeige



> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²



04106-70 88

www.comdirect.de**.comdirect**

¹ Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie. ² Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Commerzbank, Deutschen Bank, HypoVereinsbank und Postbank.

Interessen der Patienten zu vertreten – und sind in Wirklichkeit doch ihre Feinde.

Auch bei dem Unions-Gesundheitsexperten Jens Spahn ist die Botschaft der Medizinproduktlobby angekommen. Er hat die Argumentation des BVMed weitgehend übernommen. „Ja, es stimmt, dass sich manchmal nach zehn Jahren zeigt, dass etwa ein künstliches Knie Mängel hat“, räumt er ein. „Aber wenn ein Implantat zehn Jahre lang geprüft wird, und es stellt sich heraus, dass es richtig gut ist, dann hätten Sie deutschen Patienten zehn Jahre eine gute Innovation vorenthalten. Da müssen Sie am Ende abwägen.“ Zu so einer Einschätzung komme er durch Gespräche, sagt Spahn. „Dadurch, dass ich versuche, mit meiner Art des gesunden Menschenverstandes mir eine Meinung zu bilden.“

In der Berliner BVMed-Geschäftsstelle arbeiten 17 Leute. Sein Budget betrage

essen in ein Gesamtinteresse integrieren kann.“

Genau das scheint eines der größten Erfolgsrezepte zu sein: Lobbyisten verkaufen Politikern oder Regierungsbeamten das eigene Interesse als das Allgemeininteresse.

Die Kliniklobby

Ein Meister dieser Argumentation ist Georg Baum, Hauptgeschäftsführer der Deutschen Krankenhausgesellschaft (DKG). Für keinen Bereich im Gesundheitswesen geben die Kassen mehr aus als für Kliniken: 62 Milliarden Euro waren es im vergangenen Jahr, im Vergleich zu 28 Milliarden fürs Arzthonorar und 29 Milliarden für Arzneimittel. Seit 2001 sind die Ausgaben für die Kliniken um 39 Prozent gestiegen – so stark wie kein anderer großer Bereich des Gesundheitswesens.

fe an Kassenpatienten erlaubt sind – es sei denn, sie sind verboten.

Baum sagt, dadurch könnten Patienten jede Innovation sofort erhalten. Was er natürlich nicht sagt: dass damit auch Behandlungsmethoden zum Einsatz kommen, die nutzlos bis schädlich sind, wie etwa der Operationsroboter Robodoc, der, als medizinischer Fortschritt gepriesen, etliche Patienten zu Krüppeln operierte.

Doch statt den Verbotsvorbehalt einzuschränken, stärkten die Politiker in letzter Zeit sogar die Position der Krankenhauslobby. So beschloss der Bundestag 2012 das Versorgungsstrukturgesetz. Hört sich kompliziert an, war aber ein großer Erfolg für die DKG. Denn Baum hat es geschafft, dass die Möglichkeit, unsinnige Therapien im Krankenhaus zu verbieten, noch mal erschwert wurde. Bis-

her konnte der Gemeinsame Bundesausschuss, das höchste Gremium der Selbstverwaltung im Gesundheitswesen, mit einfacher Mehrheit beschließen, dass nutzlose Therapien ausgeschlossen werden.

Baums Kliniklobby aber hat erreicht, das neue Gesetz so zu verändern, dass bei den Abstimmungen im G-BA künftig nicht mehr 7, sondern 9 von 13 Stimmen erforderlich sind. „Da waren wir sehr intensiv in einer frühen Phase beteiligt“, sagt Baum.

Im selben Gesetz hat er noch eine weitere Änderung untergebracht: In Paragraph 137c ist nun geregelt, dass Verbote überhaupt nur möglich sind, wenn eine Me-

Diese kleinen und kirchlichen Häuser bilden die Mehrheit der 2045 Krankenhäuser, die die DKG mittelbar vertritt. Sie bestimmen den Kurs der Lobbyorganisation. Deshalb verwundert es auch nicht, dass Baum seit Jahren dagegen kämpft, die evidenzbasierte Medizin zum Maßstab in Kliniken zu machen. So wie er gegen den Plan kämpft, bestimmte riskante Eingriffe nur in solchen Kliniken machen zu lassen, die eine Mindestfallzahl vorweisen können.

Unterstützung findet die DKG auch bei Landes- und Kommunalpolitikern. Sie verstehen zwar nichts von Mindestmengen, Versorgungsstrukturgesetz und evi-

von Leipzig sind mit goldenen Lettern verziert: „Homöopathie“ und „Allopathie“ steht darauf. Schmidt selbst wirkt auf den ersten Blick so sympathisch und vertrauenerweckend, dass man sich förmlich vorstellen kann, wie er alten Menschen tagein, tagaus die Dosierung eines Medikaments erklärt.

Dabei ist er in Wahrheit ein gewiefter Lobbyist, moderierte bis vor kurzem eine Talkshow auf N24 und hat einen genauen Plan, wie sich sein Berufsstand in Zukunft präsentieren soll. Statt hauptsächlich als Medikamentenverkäufer hinter der Ladentheke zu stehen, sollten Apotheker ihre Kunden aktiv beraten, etwa alte Menschen dabei, wie sich ihre zahlreichen Medikamente miteinander vertragen. Diese Beratung solle ganz offiziell mit Termin stattfinden – und selbstverständlich extra honoriert werden von den Krankenkassen.

Doch die ABDA hat auch ganz konkrete Erfolge zu verzeichnen. Etwa im Kampf gegen die Internetapotheke DocMorris, die bis ins vergangene Jahr jedem Patienten bei rezeptpflichtigen Medikamenten einen Bonus in Höhe von 2,50 Euro gewährte. Seit Jahren hatte die ABDA gegen diese „Holland-Boni“ gewettert. Im Oktober vergangenen Jahres machte die 16. AMG-Novelle endlich Schluss damit und verbot auch Internetapotheken, Rabatte von mehr als einem Euro zu gewähren. Anschließend verkaufte Celesio seine Tochter DocMorris in die Schweiz, der Konzern wollte nicht länger den Unmut der deutschen Apotheker auf sich ziehen.

Franz Knieps hat den Druck der Apothekerlobby am eigenen Leib erfahren. Er leitete im Gesundheitsministerium unter Ulla Schmidt die Abteilung Arzneimittel. Als Knieps 2002/03 ein Spargesetz plante, sollten die Apotheker mit 200 Millionen Euro beteiligt werden. Doch kaum waren die Pläne bekannt, erhielt Knieps Protestbriefe von Abgeordneten und Landräten aus der ganzen Republik. „Die sind in allen Parteien verdrahtet“, sagt Knieps. „Die ABDA kann auf Knopfdruck die Republik in Unruhe versetzen, da sind sie die uneingeschränkten Meister.“ Der Protest war erfolgreich: Die Ministerin knickte ein, der Sparbeitrag der Apotheker sank bis auf einen symbolischen Betrag.

2010 wiederholte sich das Schauspiel. Damals wollte Gesundheitsminister Philipp Rösler, dass sich die Apotheker zusammen mit dem Großhandel bei seinem Gesetz zur Neuordnung des Arzneimittelmarktes (AMNOG) mit 400 Millionen Euro beteiligen. Die ABDA startete bundesweit eine Kampagne gegen den „Raubbau an den Apotheken“.

Verantwortlich für die „Raubbau“-Kampagne war Thomas Bellart, bis 2011 Kommunikationschef der ABDA und für



JAN HAAS / PICTURE ALLIANCE / DPA

ABDA-Chef Schmidt: *Bis in jeden Landkreis organisiert*

thode „nicht das Potential einer erforderlichen Behandlungsalternative bietet“.

Der Satz ist wie gemacht für Juristen. Wann kann man schon ausschließen, dass etwas helfen könnte? Man kann in Studien zeigen, dass eine Therapie nicht hilft. Aber beweisen, dass sie nicht helfen könnte, ist ähnlich unmöglich, wie zu beweisen, dass es keinen grünen Schwan gibt – auch wenn bisher weltweit noch nie einer gesehen wurde.

Ein schönes Beispiel für so eine unsinnige Therapie ist die Kniegelenksarthroskopie mit Spülung: Eine Medizinstudie zeigt, dass der Eingriff genauso nützlich ist wie eine Placebo-Behandlung, bei der dem Patienten eine solche OP durch kleine Einschnitte lediglich vorgetäuscht wird. Dennoch wird die Spülung hunderttausendfach in Kliniken praktiziert. Den Nutzen haben statt der Patienten die Krankenhäuser, die für jeden dieser Eingriffe mehrere hundert Euro abrechnen können.

Rainer Hess, bis voriges Jahr G-BA-Vorsitzender, sagt: „Die Krankenhausesellschaft tritt in Berlin oft direkt, um nicht zu sagen apodiktisch auf. Die Uni-Kliniken wären viel mehr für evidenzbasierte Medizin, aber die kirchlichen und kleinen Kliniken wollen keine Änderung.“

denzbasierter Medizin. Aber sie verstehen sehr gut, dass das Krankenhaus vor Ort oft der größte Arbeitgeber ist, den es um jeden Preis zu schützen gilt.

Die Apothekerlobby

Ähnlich gut wie die Kliniken ist auch die Apothekerlobby bis in jeden Landkreis organisiert. Ihr Dachverband in Berlin, die ABDA, gilt unter Politikern als eine der gefürchtetsten Interessenvertretungen überhaupt.

„Die Apotheker haben aus meiner Sicht am wenigsten unter den gesetzlichen Veränderungen der letzten Jahre gelitten“, sagt Gerd Gläeske, bis 2010 Mitglied im Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen. „Die Apothekerlobby hat es verstanden, immer wieder das alte Standesdenken durchzusetzen.“ Ihnen gehe es im Kern darum, die Zunftordnung aufrechtzuerhalten, die Pflicht zum Mörser im Hinterzimmer, alles angeblich zum Schutz der Apotheken, in Wirklichkeit aber, um Wettbewerber auszuschließen.

Der neue ABDA-Präsident Friedemann Schmidt ist die perfekte Verkörperung des traditionellen Apothekers: Die Rundbögen seiner Apotheke am Rand

Urbanization with ALTANA

seinen ruppigen Stil bekannt. Gegen den damaligen ABDA-Sprecher ermittelt derzeit die Staatsanwaltschaft Berlin wegen Ausspähens von Daten. Er soll den im Gesundheitsministerium beschäftigten EDV-Fachmann Christoph H. seit 2010 regelmäßig dafür bezahlt haben, geheime Dateien im Ministerium zu kopieren.

Doch das Engagement der Staatsanwaltschaft Berlin hält sich in diesem Fall in Grenzen. Denn strafrechtlich sei das Ausspähen von Daten eine Lappalie, die nicht mal für einen Haftbefehl reiche, sagt ein Mitarbeiter der Behörde. Da gebe es andere Ermittlungsverfahren, die dringender seien. Die politische Brisanz des Falls interessiert die Behörde nicht. Bellartz selbst will sich mit Verweis auf die „laufenden Ermittlungen“ bis heute nicht zu den Vorwürfen äußern.

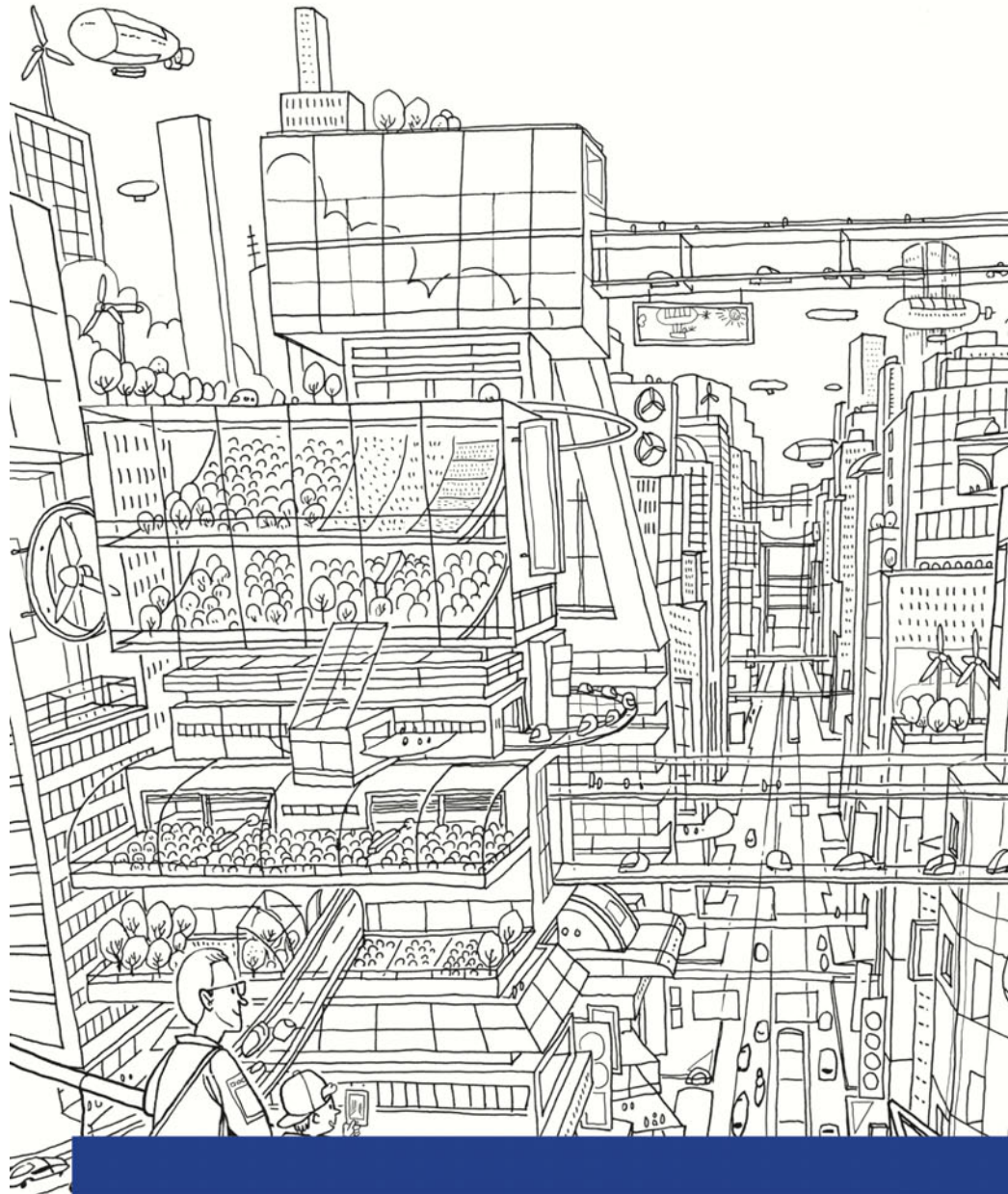
Wie wichtig es aber sein kann, egal ob legal oder illegal, möglichst früh an interne Informationen zu kommen, zeigte sich beispielsweise, als eine Änderung der Apothekenbetriebsordnung geplant wurde. Im Jahr 2010, also zur fraglichen Tatzeit des Apothekerspions, wurde im Ministerium ein Entwurf der neuen Verordnung geschrieben, der vorsah, dass die Apotheker in Zukunft nur noch auf maximal 30 Prozent der Offizinfläche Nichtarzneimittel verkaufen dürfen. So manche Apotheke, deren Verkaufsfläche mit bunter Seife, Badeöl und Bettwärmern vollgestopft ist, wäre da arg in Bedrängnis gekommen.

Noch bevor wichtige Gesundheitspolitiker diesen Entwurf vorliegen hatten, kannte ihn bereits der von ABDA-Sprecher Bellartz gegründete Branchendienst „apotheker adhoc“ und sorgte dafür, dass er ins Lächerliche gezogen werden konnte. Das Portal zitierte die ABDA mit den Worten: „Der Gesetzgeber sollte es unterlassen, Überbürokratisierung durch kleinteilige Vorgaben zu erzeugen.“

Der Entwurf verschwand wieder, die Apotheker waren zufrieden. Die ABDA streitet zwar ab, dass es besonders wichtig sei, Gesetzesentwürfe früh zu Gesicht zu bekommen. Doch ein Firmenlobbyist, der nicht genannt werden möchte, sagt: „Wenn ich ganz früh weiß, was läuft, kann ich's abtönen.“

Die ABDA streitet auch ab, etwas damit zu tun zu haben, dass ihr Sprecher einen Spion bezahlt haben soll. Immerhin hat die ABDA aber an die von Bellartz gegründete Agentur El Pato und an deren Dienste „apotheker adhoc“ und „gesundheit adhoc“, zwischen 2007 und 2011 insgesamt 2 537 077,49 Euro überwiesen. Alle Vorgänge rund um den Apothekerspion fielen in die Amtszeit des damaligen ABDA-Chefs Heinz-Günter Wolf, der auf Anfrage aber ein Gespräch über Lobbyismus ablehnte.

Wolfs Nachfolger Schmidt versichert, die ABDA habe natürlich nicht für die



The world of tomorrow: Die Weltbevölkerung wächst rapide und es werden rund 80 Prozent der Menschen in Städten leben. Terrassenbauweisen vereinen Landwirtschaft und Wohnbau mit Geschäfts- und Erholungszentren. Mit unseren Lackadditiven und Pigmenten ermöglichen wir unter anderem leichte, witterungsbeständige und schallschützende Fassaden. Entdecken Sie mehr: www.altana.com/tomorrow

 **ALTANA**

exklusiven Informationen des Apothekerspiers gezahlt. Der Millionenbetrag sei stattdessen zum Beispiel für die Verwendung von Faxen und Pressemitteilungen geflossen.

Die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft JPLH Treuhand AG untersuchte im Auftrag der ABDA, ob diese Zahlungen gemäß den ABDA-internen Regelungen abgewickelt wurden. Vergangene Woche veröffentlichte die Apothekervereinigung das wenig aufschlussreiche Ergebnis: Offenbar existierten bei der ABDA so gut wie keine schriftlich fixierten Regelungen. „Verstöße gegen von der ABDA vorgegebene Organisationsrichtlinien konnten mangels Richtlinien nicht festgestellt werden“, heißt es deshalb im Abschlussbericht.

Die Pharmeddie

Beim VFA, dem Verband der multinationalen Pharmakonzerne, herrscht seit zwei Jahren ein neuer Ton. Damals machten die Bosse die SPD-Frau Birgit Fischer zu ihrer Cheflobbyistin. Der VFA residiert in Berlin direkt am Hausvogteiplatz, Fischers Eckbüro liegt im vierten Stock, auf einer Kommode steht ein antiker Frauenkopf, offenbar Hygeia, die griechische Göttin der Gesundheit.

Im Gespräch vermittelt Frau Fischer den Eindruck, eher Beraterin als Lobbyistin zu sein. Wenn ein Gesetz geplant sei, sagt sie, frage die Politik die Pharmaindustrie, welche Auswirkungen dieses Gesetz auf sie haben würde. „Die Politiker bitten uns dann um ein Gespräch.“

Die Industrie wisse, dass es heute nicht mehr nur reicht zu sagen, wir wollen mehr Geld für unsere Arzneimittel. „Bei Gesprächspartnern wird man dann ernst genommen, wenn man nicht nur eigene Interessen durchsetzen will, sondern an das Große und Ganze denkt.“ Deshalb habe man sie engagiert, die SPD-Frau und Chefin einer Krankenkasse, die jetzt ständig von Gesamtverantwortung und Transparenz redet und die bis 2016 auch alle Zahlungen von Pharmafirmen an Ärzte offenlegen will, wie es in den USA längst üblich ist.

Vor drei Jahren, bevor Fischer ins Amt kam, war das Verhältnis der Industrie zum damaligen Gesundheitsminister Philipp Rösler noch ziemlich angespannt. Denn Röslers Gesetz zur Neuordnung des Arzneimittelmarkts von 2010 schrieb bei neuen Medikamenten erstmals eine frühe Nutzenbewertung vor. Neue Präparate sollen nur noch dann teurer sein, wenn sie auch besser sind als bisherige.

Für die Industrie war dieses Gesetz eine Bedrohung ihrer Profite, denn bisher konnte sie die Preise neuer Medikamente frei festsetzen – und die Krankenkassen mussten zahlen. Doch die Pharmeddie schaffte es auf den letzten Metern noch, das AMNOG in wichtigen Punkten zu entschärfen – mit Hilfe einiger Politiker.

Kinder SPIEGEL-Leser wissen mehr.

Jetzt im Handel
oder im Abo unter
www.deinspiegel.de/abo



So gibt es einen Formulierungsvorschlag des VFA vom 19. Juli 2010, wonach Medikamente für seltene Erkrankungen, sogenannte Orphan Drugs, von der Nutzenbewertung ausgenommen werden sollten. Zwei Monate später griffen die Abgeordneten der CDU/CSU-Fraktion genau diesen Formulierungsvorschlag auf. Doch der Begriff der seltenen Erkrankungen ist so breit gefasst, dass heute schon jedes vierte Medikament einer kritischen Bewertung entzogen wird.

Auch der Änderungsantrag Nr. 5 der CDU/CSU-Fraktion zum AMNOG setzte die Wünsche der Pharmaindustrie um. Er führte die Beweislastumkehr für nutzlose Medikamente ein. Es reicht nicht mehr, wenn der G-BA sagt, dass der Nutzen eines neuen Medikaments nicht nachgewiesen ist. Der neue Paragraph 92 schreibt vor, dass der G-BA ein Medikament nur noch dann ausschließen kann, „wenn die Unzweckmäßigkeit erwiesen ist“. Methodikexperten wie der IQWiG-Chef Jürgen Windeler kritisierten diese Änderung, weil sie es erschwere, Patienten von nutzlosen Pillen zu verschonen.

Auf die Frage, warum er die pharmafreundlichen Änderungsanträge eingebracht hatte, reagiert Jens Spahn gereizt. Er sagt, er sei „durch Gespräche“ zu der Überzeugung gekommen, unter anderem durch Gespräche mit Betroffenenverbänden. Spahn wehrt sich gegen den Verdacht zu großer Pharanähe. „Ich frage mich manchmal, was dahinter für eine Unterstellung steckt. Warum soll ich wollen, dass Medikamente teuer sind?“

Chancenlose Patienten

Ist also am Ende alles nur halb so schlimm? Kann nicht eigentlich jeder Lobbyismus machen – so dass auch jeder eine Chance hat, sein Anliegen durchzusetzen?

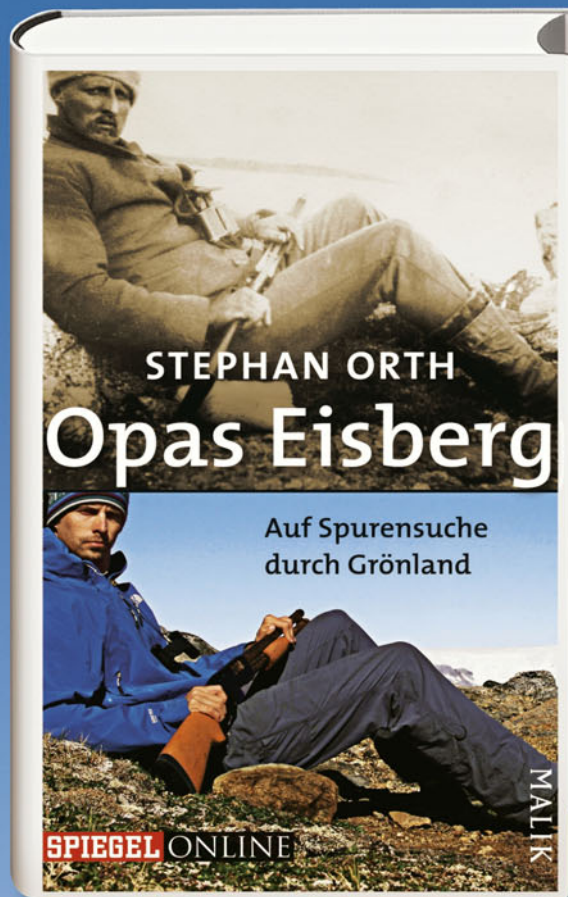
Der CDU-Politiker Spahn sagt, er setze Interessensvertreter gern gemeinsam an einen Tisch. „Dann merken Sie sofort, wie stichhaltig die Argumente sind. Dann sehen Sie sofort, wie gut die anderen jeweils dagegenhalten können.“

Doch was ist, wenn am Ende nicht das bessere Argument, sondern der bessere Redner oder der teurere Anwalt gewinnt? Seit der griechischen Antike rühmen sich Rhetoren damit, die schwächere Sache als die stärkere erscheinen lassen zu können. Ein Pharmakonzern kann sich gut-bezahlte, reddegewandte Lobbyisten leisten. Ein Patientenverein aber nicht.

Spahn sieht dieses Problem gar nicht. Peter Sawicki, der Gesundheitswissenschaftler, dagegen sehr wohl. „Meine Hauptsorge ist“, sagt der Mediziner, „dass die Patienten, um die es eigentlich gehen sollte, im Vergleich zur Industrie, zur Ärzte- und Apothekerschaft, zu Krankenhäusern und Krankenkassen lobbymäßig keine Chance haben.“

MARKUS GRILL,
VERONIKA HACKENBROCH

Arktis für Anfänger



Gebunden € 19,99 (D). Mit 24 Seiten Farbbildteil, zahlreichen Faksimiles und zwei Karten. Auch als E-Book und Hörbuch erhältlich.

Hundert Jahre nach seinem Großvater wagt sich Stephan Orth auf das grönländische Inlandeis. Ein unvergleichlicher Expeditionsbericht – authentisch, reich bebildert und voller Wärme.



Den SPIEGEL empfehlen, eine Prämie sichern!



NEU

TomTom XL Classic Series CE T – 4,3"-Display

Dank des extragroßen Displays und übersichtlicheren Menüs gelangen Sie schnell an Ihr Ziel. Ausgestattet mit TMC-Verkehrsinformationsempfänger, tageszeitabhängiger Routenberechnung, IQ-Routes, Fahrspurassistent, gesprochenen Straßennamen, MapShare, Hilfen-Menü, praktischer EasyPort-Halterung und Karten von Zentraleuropa (bis zu 19 Länder). Maße (BxHxT): ca. 118x80x25 mm.

Ohne Zuzahlung



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Vollendete Formensprache, durchdachte Funktion! Dieses Meisterstück im Bauhaus-Stil desgenierte Wilhelm Wagenfeld 1924. Ohne Leuchtmittel. Maße: Höhe ca. 36 cm, Schirm-Ø ca. 18 cm, Fuß-Ø ca. 15 cm.

Zuzahlung: nur € 149,-



Kärcher-Hochdruckreiniger K.2120 mit Flächenreiniger T 50

Hochdruckreiniger mit 4-m-Hochdruckschlauch, Hochdruckpistole, Dreckfräser, integriertem Feinwasserfilter und Gartenschlauch-Adapter. Dazu: Flächenreiniger T 50 zur spritzfreien Reinigung. Druck: bis 100 bar. Gewicht: ca. 4 kg (ohne Zubehör). Maße (BxHxT): ca. 28x44,3x17,6 cm.

Ohne Zuzahlung

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-122

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

www.spiegel.de/praemien
Weitere Prämien im Internet

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg



ODYS SELECT 7 Tablet-PC 8 GB – ohne Vertrag

Perfekt für unterwegs und zu Hause: 7"-Tablet-PC mit Android-4.1-Betriebssystem und schnellem 1,6-GHz-Prozessor. Mit hochauflösendem TFT-Farbbildschirm mit LED-Hintergrundbeleuchtung, integrierter VGA-Kamera, Mikrofon, Lautsprecher, Wi-Fi u. v. m. Inkl. USB-Kabel, Ladegerät und Anleitung. Maße (B x H x T): ca. 193 x 110 x 9 mm.
Ohne Zuzahlung



Tivoli-Radio „Model One“

Mehr als 40 Jahre hat Henry Kloss in die Entwicklung des Mono-Radios gesteckt. Heute ist es Kult. Bewusst dezente Optik mit exzellenter Tonqualität. Störungsfreier AM-/FM-Empfang, hochwertige 3-Zoll-Breitbandlautsprecher, Anschlüsse für CD-Player, Tape, Kopfhörer und 12-V-Anschluss. Farbe: Kirsch/Silber. Maße (B x H x T): ca. 21,2 x 11,4 x 13,3 cm.
Zuzahlung: nur € 59,-



Geldprämie € 80,-

Nichts Passendes dabei? Dann sichern Sie sich jetzt Ihre Gutschrift: Für jeden Leser, den Sie werben, überweisen wir Ihnen € 80,- direkt auf Ihr Konto!



DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 90,-

Flexibel unterwegs auf Deutschlands Straßen: Der universelle Tankgutschein ist deutschlandweit bei über 7300 Tankstellen der Mineralölgesellschaften Aral, Shell, Star, Total, Westfalen, OMV und Eni einlösbar.

B&F - Borken

Ihre Vorteile im Überblick:

- Wunschprämie für den Werber**
- Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:



Jetzt auch für Windows 8

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- ▶ Schon sonntags ab 8 Uhr
- ▶ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ▶ Einfach kostenlose App DER SPIEGEL installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- ▶ Optimierte für Windows 8, Android, iPad, iPhone, Kindle, BlackBerry 10 sowie für PC/Mac

Noch heute antworten und Wunschprämie sichern!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Frau Herr **Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:**

Name, Vorname: _____
 Straße, Hausnummer: _____
 PLZ: _____ Ort: _____
 Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-014

Telefon (für eventuelle Rückfragen): _____
Ich zahle bequem per Bankeinzug. DER SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-
 Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-
 Geburtsdatum: _____ 1 9
 BLZ: _____ Konto-Nr.: _____
 Geldinstitut, Ort: _____
 Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten: _____

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

- TomTom XL Classic (4558)
 - ODYS SELECT 7 Tablet-PC 8 GB – ohne Vertrag (4526)
 - Wagenfeld-Tischleuchte (3739) Zuzahlung: € 149,-
 - Tivoli-Radio „Model One“ (4471) Zuzahlung: € 59,-
 - Kärcher-Hochdruckreiniger mit Flächenreiniger (3887)
 - Tankgutschein € 90,- (3145)
 - Geldprämie € 80,- (2808) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:
- BLZ: _____ Konto-Nr.: _____

SP13-122

Name, Vorname: _____
 Straße, Hausnummer: _____
 PLZ: _____ Ort: _____
 Geldinstitut, Ort: _____



WETTBEWERB

Angriff aufs Herz

Die Post verteidigte ihr Monopol schon immer mit allen Mitteln. Jetzt steht sie im Verdacht, einen Konkurrenten brutal aus dem Markt drängen zu wollen.

Das kleine Unternehmen PostCon hat im vergangenen Jahr in deutschen Großstädten wie Stuttgart, Berlin oder Köln einen Umsatz von über 300 Millionen Euro erwirtschaftet – mit einem Geschäftsmodell, das denkbar einfach, für die Deutsche Post aber überaus ärgerlich ist. Täglich sammelt die TNT-Tochter PostCon bei großen Firmen wie Versicherungen und Banken die Ausgangspost ein und sortiert sie in großen Hallen nach Bestimmungsort. Besitzt TNT, eine Tochter des niederländischen Logistikkonzerns PostNL, in der Zielregion ein Zustellnetz, bringen die eigenen Boten die Briefe direkt zum Adressaten. Ist TNT dort nicht vertreten, übergibt das Unternehmen die

Briefe der Deutschen Post. Dann müssen deren Briefträger die Sendungen austragen.

Dazu ist die Post als Monopolist gesetzlich verpflichtet. Und da TNT mit dem Sortieren der Briefe nach Größe, Gewicht und Zustellbezirk eine sogenannte Vorleistung erbringt, muss die Post dem Konkurrenten für die Millionen Sendungen auch noch Rabatte auf das sonst übliche Porto einräumen. Einen Teil davon gibt PostCon an seine Kunden weiter. Von dem Rest lebten das Unternehmen und seine rund 700 Mitarbeiter in der Vergangenheit recht auskömmlich.

Doch seit einigen Monaten ist es mit der Freude über das florierende Geschäft vorbei. Weitgehend unbemerkt von Kunden und Öffentlichkeit kämpfte PostCon sogar wochenlang ums blanke Überleben. Grund soll ein perfider und möglicherweise sogar illegaler Angriff der Deutschen Post auf das Unternehmen sein. Die Manager des Bonner Logistikkonzerns ärgert das lukrative Geschäft der Wettbewerber nämlich schon lange.

Das legen umfangreiche Schriftsätze nahe, die TNT in den vergangenen Wochen an die für die Post zuständige Bundesnetzagentur und an das Kartellamt gesandt hat. Die Beamten müssen sich nun mit einem Wirtschaftskrimi auseinandersetzen, wie er selbst auf dem umkämpften Briefmarkt nicht häufig vorkommt.

Begonnen hatten die Merkwürdigkeiten rund um PostCon Ende vergangenen Jahres und damit zu einem Zeitpunkt, wenige Wochen bevor sich die Deutsche Post bei zwei unscheinbaren Berliner Unternehmen mit Namen Compador Technologies GmbH und Compador Dienstleistungs GmbH einkaufte. Gerade einmal 19 Angestellte und einen Umsatz von weniger als zwei Millionen Euro hatten die beiden Firmen laut Auskunft der Creditreform im Jahr 2011. Das ist eine Größenordnung, die normalerweise weit unter der Wahrnehmungsgrenze eines weltweit agierenden Logistikkonzerns mit über 400 000 Mitarbeitern und rund 55 Milliarden Euro Umsatz liegt.

Doch bei Compador und seinen Geschäftsführern Jens Greve und Karsten Sonnadara liegt der Fall anders. Und das hat offenbar damit zu tun, dass Compador sehr intime Kenntnisse und Einblicke beim Post-Herausforderer PostCon besitzt. Für die TNT-Tochter haben Greve und seine Mannschaft nämlich in der Vergangenheit große Briefsortiermaschinen gebaut. Außerdem werden die TNT-Sortieranlagen seit Jahren von dem Unternehmen repariert, gepflegt und gewartet.

Dieser Job, heißt es bei TNT, sei sensibel und wichtig. Denn die Sortiermaschinen sind quasi das Herz der Firma.

12. Jh.



Eine frühe Form der Energie-wende: Die drehbare **Bockwindmühle** kann komplett in jede Richtung gewendet werden und so die Windkraft optimal nutzen.

1998



Vorratsschränke für Energie: Um große Mengen Solar- und Windstrom speichern zu können, forscht die Chemie an neuen **Hochleistungsakkus**. Ein Meilenstein – die keramische Membran für sichere Lithium-Ionen-Batterien.

1992



Von Haus aus sparsam: Das erste autarke **Solarhaus** Deutschlands verzichtet völlig auf eine externe Energieversorgung. Strom und Wärme liefern Silizium-Solarzellen, Solarkollektoren und eine Brennstoffzelle.

2010



Rückenwind für Windkraft: 45 km nördlich von Borkum nimmt Deutschlands erster **Offshore-Windpark** den Betrieb auf. Faserverstärkte Kunststoffe machen die Anlagen stabiler und effizienter.

Die Energie von morgen



PICTURE-ALLIANCE / DPA

Post-Chef Appel: Trotz Liberalisierung liegt der Marktanteil bei 90 Prozent

Bis zu 17 000 Briefe laufen jede Stunde über die Geräte, werden von ihnen vollautomatisch gewogen, gemessen und nach Postleitzahlen sortiert. Gleichzeitig lesen ultraschnelle Scanner die Adressen, Absender und Auftraggeber, versehen die Briefe mit einem Barcode und speichern die sensiblen Kundeninformationen zur Weiterverarbeitung auf internen Festplatten. Im schnellen Briefgeschäft, erklärt ein TNT-Experte, „zählt jede Minute“.

Lange Jahre liefen Maschinen und Wartung zur vollen Zufriedenheit von TNT, zumindest bis die Post bei Compador einstieg. Völlig überraschend hatte das Unternehmen kurz zuvor sämtliche Wartungsverträge mit der TNT-Tochter gekündigt. „Damit“, heißt es in Schriftsätzen der TNT-Anwälte, seien die Sortiermaschinen kaum noch zu gebrauchen. Denn Greve und sein Team haben nicht nur die Wartung und Reparaturen der Maschinen ein-

gestellt. Auch sämtliche für die Fehlersuche und Maschinensteuerung notwendigen Zugangscode, Passwörter und Software-Tools wollen sie nicht herausgeben.

Bereits mehrfach mussten TNT-Mitarbeiter Briefe per Hand sortieren oder mit Lastwagen zu anderen Sortierzentren fahren, weil die Maschinen ausfielen. Selbst Spezialfirmen können kaum helfen. Bis sie eine komplett neue Steuerungssoftware programmiert und eingespielt haben, dürften Monate vergehen.

Genau diese Zeit, befürchtet man bei TNT, dürften Compador und die Post ausnutzen, um dem Unternehmen weiter zu schaden. Denn durch die Wartungsverträge verfügt Compador über sensible und eigentlich streng geheime Firmendaten der TNT-Tochter. Kundenlisten, Preise, Abholzeiten und Rabattstaffeln, all das ist aus den Sortiermaschinen auslesbar – und für Compador möglicherweise auch von großem Wert.

Denn seit dem Einstieg der Post hat das Unternehmen sein Geschäft auf neue Felder ausgedehnt. Hatte sich Greve bislang auf den Bau und die Wartung von Briefsortieranlagen spezialisiert, bietet es nun auch Briefdienste an.

„Gezielt“, heißt es bei TNT, würden Großkunden mit Niedrigpreisen von Compador geködert. Außerdem warb Geschäftsführer Greve mit Hilfe von Post-

2012



Wenn Forscher Stroh im Kopf haben, kann dabei eine Innovation herauskommen: Eine Demonstrationsanlage in Straubing macht aus Getreidestroh **Bioethanol** – einen Kraftstoff der Zukunft.

2027

braucht die Chemie von heute.

2016

Unsere Botschaft an die Politik: Die Energiewende ist ohne die Leistungen der Chemie nicht möglich. Ohne ihre innovativen Produkte dreht sich kein Windrad, funktioniert keine Solaranlage und fährt kein Elektroauto. Nun muss auch die Politik die Energiewende gestalten: für eine sichere Energieversorgung mit bezahlbaren Preisen. Damit der Industrie- und Chemiestandort Deutschland auch in Zukunft seine Spitzenpositionen halten kann. www.ihre-chemie.de

Ihre Chemie.

Freuen Sie sich auf die Zukunft.

Krediten fast die komplette Vertriebsmannschaft und Standortleiter von Post-Con ab. Zwar konnte der Post-Rivale die Lücken in der Mannschaft wieder schließen und den gewohnten Service aufrechterhalten. Doch die Situation bleibt angespannt. In ihren Schriftsätzen werfen die TNT-Anwälte der Deutschen Post und Compador unverhohlen „kartellwidrige Handlungen“ und kriminelle Energie vor.

Compador-Geschäftsführer Greve weist all das weit von sich. „Die Kündigung der Wartungsverträge“, sagt er, habe mit dem „Einstieg der Post bei Compador nichts zu tun“. Seit langem bereits sei das Verhältnis zu der von ihm mitgegründeten PostCon zerrüttet. Die Entscheidung, in das Briefgeschäft einzusteigen, sei völlig unabhängig von der Post entstanden. Gegen höhere Bezahlung habe man zudem angeboten, die Wartung wiederaufzunehmen.

Auch die Post wehrt sich gegen den Vorwurf illegaler Machenschaften oder Absprachen. An den beiden Compador-Firmen, heißt es dort, habe man Minderheitsanteile erworben und somit kaum Einfluss auf konkrete Geschäftsentscheidungen. Außerdem, sagt der für das Briefgeschäft zuständige Manager Achim Dünnwald, stelle man sich „jeder Form des Wettbewerbs auf dem Briefmarkt“.

In den Ohren der wenigen verbliebenen Post-Rivalen wie TNT muss das wie Hohn klingen. Tatsächlich nämlich hat die Post mit ihrem Chef Frank Appel und dessen Vorgänger Klaus Zumwinkel schon in der Vergangenheit alles nur Mögliche unternommen, um Wettbewerb zu unterbinden. Jahrelang etwa hatte sich das Unternehmen geweigert, die eigentlich vorgeschriebene Umsatzsteuer auf Briefe zu erheben. Damit verschaffte sich die Post einen erheblichen Vorsprung gegenüber den Wettbewerbern.

Mit First Mail unterhielt die Post bis zum Jahr 2011 sogar eine eigene Billigtochter. Mittels Niedriglöhnen und Subunternehmern versuchte sie, die Preise von Konkurrenten wie der Pin AG oder TNT zu torpedieren. Erst die Bundesnetzagentur stoppte schließlich die wettbewerbswidrige Praxis.

Doch das rüde Vorgehen zahlte sich aus. Mehr als zwölf Jahre nach der Liberalisierung des Briefmarktes liegt der Marktanteil der Post bei 90 Prozent. Erst im November vergangenen Jahres hat das Bundeskartellamt ein großes Verfahren gegen die Post eingeleitet. Die Kartellwächter vermuten, der Marktführer biete seinen Großkunden verbotene Kampfpreise an, um Wettbewerber vom Markt fernzuhalten. Noch laufen die Befragungen, noch gibt es keine Ergebnisse.

Die neuen Erkenntnisse und Ermittlungen über die Zusammenarbeit der Post mit Compador könnten das bisherige Bild abrunden.

FRANK DOHMEN



Bankfiliale in Athen: Gutes Geld setzte sich gegenüber dem schlechten durch

EURO

Halb schwanger

Die Partei „Alternative für Deutschland“ verspricht eine schmerzfreie Auflösung der Währungsunion durch sogenannte Parallelwährungen. Ökonomen warnen vor dem Konzept.

Bernd Lucke, das muss man dem Sprecher der neugegründeten Partei „Alternative für Deutschland“ lassen, ist kein gewöhnlicher Wirtschaftsprofessor. Eigentlich gehört es zu den Usancen seiner Zunft, selbst auf die einfachsten Fragen möglichst komplizierte Antworten zu geben. Der Hamburger Volkswirt praktiziert jedoch das Gegenteil: Sogar für das kniffligste ökonomische Problem der Gegenwart hat er eine simple Lösung parat.

Wenn es nach Lucke und seiner Anhänger­schar geht, lässt sich die Euro-Krise lösen, indem die südeuropäischen Länder aus der Währungsunion ausscheiden. Nicht mit einem lauten Knall, sondern langsam und leise. Schließlich will der Professor, dass es beim Rausschmiss gesittet zugeht, der Abschied vom Euro also so sanft und harmonisch erfolgt wie der Austritt aus einem studentischen Gesangsverein.

Luckes Wundermittel für den Crash ohne Nebenwirkungen: Die südeuropäi-

schen Staaten führen Parallelwährungen ein, also zusätzlich zum Euro wieder Drachme, Peseta, Escudo und Lira, die von den nationalen Notenbanken mit einer bestimmten Rate an den Euro gekoppelt werden. So will der Professor das Beste beider Welten miteinander verbinden: Griechenland, Spanien, Portugal oder Italien sollen an die Euro-Zone gebunden werden und trotzdem eigenes Geld erhalten. Sie sollen ihre Währung abwerten können und dennoch über ein kalkulierbares Zahlungsmittel verfügen. Gleichzeitig sollen sich ihre Waren auf den Weltmärkten verbilligen, ohne dass schlagartig Vermögen entwertet wird.

Es ist ein Patentrezept, mit dem der Professor und Parteisprecher jenes Grusel­ szenario bannen will, das für die meisten Ökonomen mit einem schlagartigen Auseinanderbrechen der Euro-Zone verbunden ist: Bankenpleiten, Firmenzusammenbrüche, Massenentlassungen. Eine Finanz- und Wirtschaftskrise also, die nach

verbreiteter Ansicht die katastrophalen Folgen der Lehman-Pleite locker überbieten könnte. Werden dagegen Parallelwährungen eingeführt, suggeriert Lucke, könnten die Risiken verringert werden. Der Austritt würde „in einer geordneten, durchaus behutsamen Form“ erfolgen – und womöglich schon nach ein paar Jahren durch eine vollwertige Rückkehr in die Währungsunion revidiert werden.

Es ist ein schöner Plan, den Lucke da propagiert. Er hat nur einen Nachteil: Er funktioniert nicht. „Eine Parallelwährung ist die denkbar schlechteste Möglichkeit zur Lösung der Euro-Krise“, sagt der Wirtschaftsweisen Peter Bofinger. Und Clemens Fuest, Chef des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung (ZEW), sieht in dem Konzept „erhebliche Nachteile“.

Es geht schon damit los, dass Luckes Plan höchst unübersichtlich ist. Um sicherzustellen, dass beide Währungen geordnet nebeneinander existieren können, soll für Barzahlungen nur Euro verwendet werden. Überweisungen dagegen sollen zur Hälfte in der neuen Währung erfolgen. So würde eine griechische Handwerkerrechnung über 100 Euro künftig 50 Euro und 50 Drachmen kosten. Auch alle inländischen Kreditverträge würden künftig hälftig auf die Parallelwährungen aufgeteilt. Nur die Guthaben der Bürger würden wohl von der Umstellung verschont bleiben, auch alle grenzüberschreitenden Kreditbeziehungen würden wie bisher in Euro abgerechnet.

Gleichzeitig sollen sich die Notenbanken verpflichten, die neue Drachme, Escudo, Peseta oder Lira nach und nach gegenüber dem Euro abzuwerten. Auf diese Weise sollen die Waren der Krisenländer billiger und damit auf den Weltmärkten besser verkäuflich werden. Davon erhofft sich Lucke steigende Exporterlöse und einen Wirtschaftsboom.

So ist es gewollt, aber so wird es nicht kommen. „Lucke tut so, als könne man halb schwanger sein“, sagt Bofinger.

Südeuropas Bürger wissen nur zu genau, dass eine schleichende Abwertung bei weitem nicht ausreicht, um die heimische Wirtschaft wieder wettbewerbsfähig zu machen. Der wahre Wert von Drachme oder Escudo liegt um ein Vielfaches darunter, und so wird passieren, was immer passiert, wenn zwei unterschiedlich wertbeständige Währungen in einer Volkswirtschaft umlaufen. Die Bürger werden versuchen, ihr heimisches Geld so schnell wie möglich in harte Euro umzutauschen oder ihr Ersparnis gleich ins Ausland zu verlagern. Statt die Wirtschaft anzukurbeln, wird das neue Währungsregime womöglich die Schattenwirtschaft zum Erblühen bringen.

So würde das Gegenteil von dem bewirkt, was die Euro-Kritiker um Lucke erreichen wollen. Statt mehr Sicherheit

brächte das vermeintliche Zaubermittel neue Unsicherheit. Die Bürger müssten zwei Konten führen, und niemand wüsste, wie viel sein Geld morgen noch wert sei. Die Folgen wären fatal.

Schließlich hat sich Geld als Zahlungsmittel vor allem deshalb durchgesetzt, weil es das Kaufen und Verkaufen von Gütern und Dienstleistungen kalkulierbar macht. Wenn aber künftig jede Handwerkerrechnung zur Hälfte in einer Weichwährung bezahlt werden müsste, wäre der Vorteil schnell dahin. „Ein Währungssystem, das niemand versteht, ist zum Scheitern verurteilt“, sagt ZEW-Chef Fuest. „Wenn zwei Währungen in einem Land konkurrieren, hat die schwächere immer das Nachsehen.“

Das zeigen auch die historischen Erfahrungen. Zwar haben sich in der Vergangenheit in vielen Ländern Parallelwährungen etabliert. In den neunziger Jahren war die Mark auf dem Balkan gängiges Zahlungsmittel. Der Dollar ist bis heute in einigen lateinamerikanischen Staaten beliebt, El Salvador erklärte den Greenback 2001 sogar zur offiziellen Währung.



HERMANN BREDEHORST / POLARIS / STUDIO X

Euro-Gegner Lucke

„Eine Reihe technischer Probleme“

Egal, ob sich Mark oder Dollar durchsetzten – stets setzte sich das gute Geld gegenüber dem schlechten durch. Die Bürger auf dem Balkan und in Lateinamerika folgten einer ökonomischen Regel: Stabile Währungen werden zum Sparen bevorzugt, schlechte dagegen möglichst schnell ausgegeben. Oder eben umgetauscht.

Dass sich Griechen, Italiener, Spanier und Portugiesen freuen, wenn die inflationssüchtigen Altwährungen wiederkommen, ist nicht anzunehmen. Zumal Drachme und Co. auch psychologisch im Nachteil sind: Ihnen haftet sofort der Makel der Armutswährung an. Schließlich soll Luckes Vorschlag dazu dienen,

die Lohnkosten in Südeuropa zu senken. Wer in Griechenland bislang 2000 Euro Gehalt bekommen hat, müsste sich fortan mit 1000 Euro und 1000 Drachmen begnügen – entsprechende Abwertung der Drachme inklusive.

Dadurch verschärfen sich aber auch die sozialen Ungleichgewichte. Wer sein Euro-Vermögen rechtzeitig ins Ausland schafft, bleibt von dem vermeintlich sanften Währungsschnitt verschont. Wer sein Einkommen dagegen zur Hälfte in Drachme bekommt, ist der Dumme. Verhindern ließe sich das nur mit harten Kapitalverkehrskontrollen, die in der EU auf Dauer kaum durchgesetzt werden könnten.

Und selbst wenn alle Bürger sich in der Praxis so verhielten, wie der Theoretiker Lucke es ihnen unterstellt, drohen den Banken Südeuropas hohe Abschreibungen und vielleicht sogar die Pleite. Weil die Guthabekonten der Kunden genauso wie die Verbindlichkeiten gegenüber dem Ausland weiter auf Euro lauten, ihre heimischen Forderungen aber zur Hälfte aus Schrumpfgeld bestehen, klaffen in den Bankbilanzen rasch riesige Löcher: Auf der einen Seite der Bilanz harte Euro, auf der anderen Seite zur Hälfte weiche Drachmen oder Escudos – selbst solide Kredithäuser wären mit einem solchen Buchungssprinzip wohl bald überfordert.

Auch Südeuropas Regierungen würden hart getroffen. Schließlich haben die Finanzminister in Athen, Rom, Madrid oder Lissabon hohe Euro-Schulden im Ausland, ihre Steuereinnahmen aber fließen künftig zur Hälfte in Drachmen oder Escudos, die nach und nach an Wert verlieren. Vor dem gleichen Problem stehen Firmen, die sich etwa bei der Deutschen Bank oder der Commerzbank Geld geliehen haben.

Die absehbare Pleite von Banken, Firmen und Staaten in Südeuropa hätte Folgen für die weltweite Finanzindustrie, gerade auch in Deutschland. Die Forderungen der hiesigen Institute an die Schuldner auf der iberischen Halbinsel, in Italien und Griechenland belaufen sich auf über 200 Milliarden Euro. Ein beträchtlicher Teil davon wäre wahrscheinlich verloren.

Das zeigt letzten Endes: Luckes Parallelwährungskonzept hat vergleichbare Folgen wie der Austritt eines Landes aus der Währungsunion – ob für die Staaten selbst oder die anderen Mitglieder der Euro-Zone. Nur mit viel Glück könnten die Konsequenzen zumindest ein wenig gedämpft werden.

Auch Lucke ahnt wohl, dass sein Vorschlag die Probleme nicht wirklich löst. Wenn es um die Nebenwirkungen der Rezeptur geht, zieht er sich mit einem typischen Fußnotensatz aus der Affäre: „Es versteht sich“, schreibt er, „dass der Übergang zu einer zweiten Landeswährung eine Reihe technischer Probleme mit sich bringt.“

SVEN BÖLL

FINANZKRISE

Auf der Kippe

Bad Banks sind die Mülldeponien der Geldbranche: Die giftigen Papiere sind erst mal entsorgt, doch die Kosten könnten am Ende am Steuerzahler hängenbleiben.

Wie eine aztekische Pyramide ragt das Acapulco Princess Hotel aus einem Palmengarten. Kurz dahinter liegt ein Golfplatz, auf dem sich angeblich manchmal der mexikanische Präsident mit Gästen vergnügt.

Doch als sich Mexikos Tourismusministerin Claudia Ruiz Massieu Salinas vergangene Woche per Brief an Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble wandte, da ging es nicht um eine Einladung ins Nobelhotel. Vielmehr attackierte die Ministerin die Bundesregierung und ihre Bad Bank FMS Wertmanagement (FMSW), in der die Altlasten der verstaatlichten Pleitbank Hypo Real Estate (HRE) lagern.

Sie sei besorgt, weil „staatliche Stellen in Deutschland Entscheidungen verzögerten“, weshalb der amerikanische Acapulco-Eigentümer Global Hospitality Investments (GHI) „in seinen Angelegenheiten mit der FMS Wertmanagement“ nicht vorankomme – zum Schaden von Mexikos Tourismuswirtschaft.

Eine US-Tochter der HRE hatte GHI einst einen 300-Millionen-Euro-Kredit gegeben, der größtenteils nicht getilgt wurde und inzwischen in der bundeseigenen Bad Bank lagert. Ihr werfen die Mexikaner vor, sie blockiere eine Lösung.

Das Finanzministerium weist den Vorwurf zurück. Die FMSW habe „die übernommenen Engagements gewinnorientiert zu verwerten und abzuwickeln – im Interesse des Steuerzahlers“. Das wird schwer genug, gilt doch das Hotel als renovierungsbedürftig und die Gegend als Spielfeld der Drogenmafia. Neulich erst wurden wenige Kilometer entfernt sechs Spanierinnen von einer Bande vergewaltigt.

Der Vorgang zeigt, was für eine delikate und hochpolitische Angelegenheit Bad Banks wie die FMSW sind. In ganz Europa sind in den vergangenen fünf Jahren solche Deponien für den Giftmüll der Finanzkrise entstanden. Sie sollen die Banken entlasten, damit diese weiterhin die Wirtschaft mit Krediten ankurbeln können. Doch die einst als vorübergehende Einrichtung betrachteten Bad Banks erweisen sich, vor allem wegen der Wirren der Staatsschuldenkrise, als Dauerbaustellen.

Seit 2008 wurden in Europa Kredite und Wertpapiere mit einem ursprünglichen Wert von mehr als einer Billion

Euro in solche Einrichtungen verschoben. Die FMSW und die Erste Abwicklungsanstalt (EAA) – die sich um die Reste der WestLB kümmert – sind Sonderfälle, weil sie rechtlich von ihren Vorgängerbanken getrennt wurden und komplett in öffentlichen Händen liegen. Daneben haben fast alle großen deutschen Banken interne Abwicklungseinheiten gebildet, meist mit öffentlichen Garantien abgesichert.

Auch in Irland, Großbritannien, Spanien und zuletzt auf Zypern sollen Bad Banks helfen, die Probleme der Finanzbranche in den Griff zu bekommen.

Doch das könnte teuer werden. Aus Beihilfeentscheidungen der EU-Kommission in sechs Fällen lassen sich Ausfallquoten von 23 Prozent ableiten. Hochgerechnet auf ganz Europa könnten demnach Verluste von mehr als 230 Milliarden Euro entstehen.

Bei der FMSW hat der Bund 2010 und 2011 schon 13 Milliarden Euro versenkt. Allein der griechische Schuldenschnitt kostete die Bad Bank rund 9 Milliarden Euro. Dennoch fällt die Zwischenbilanz von FMSW-Chef Christian Bluhm „in Summe positiv aus“, wie er sagt. „Wir haben das Portfolio schneller als ursprünglich geplant reduzieren können.“

In Berlin heißt es, die Bad Bank habe 2012 unter dem Strich 37 Millionen Euro Gewinn gemacht. Zugute kam Bluhm und seinen Leuten, dass sich viele Märkte erholt

haben, wo die Bad Bank im Risiko ist. „Davon haben wir – wie andere Finanzinstitute auch – natürlich profitiert“, räumt Bluhm ein.

Um 38 Milliarden Euro hat die Münchner Müllkippe ihre Bestände 2012 reduziert. Von ursprünglich 176 Milliarden Euro stehen jetzt noch rund 125 Milliarden in der Bilanz. Jetzt wird es mühsamer, mehr als die Hälfte aller Kredite und Wertpapiere laufen erst nach 2020 aus.

Um die Gewinnchancen zu erhöhen, soll bald die Refinanzierung der FMSW umgestellt werden. Gerhard Schick, Finanzexperte der Grünen, hatte vor einigen Monaten gefordert, die Bad Bank solle sich über die Finanzagentur des Bundes Geld beschaffen. Das wäre noch günstiger, als selbst am Finanzmarkt Geld zu leihen, die Steuerzahler könnten so über zehn Jahre 1,2 Milliarden Euro sparen.

Management und Verwaltungsrat der FMSW können der Idee offenbar etwas abgewinnen. Entscheidungen dürften jedoch erst nach der Bundestagswahl fallen, die Bundesregierung hat Schicks Vorschlag zunächst ins Leere laufen lassen.

Ohne Verlust soll auch die andere staatliche deutsche Bad Bank EAA das vergangene Jahr abgeschlossen haben. Wie eines Tages die Schlussbilanz der beiden staatlichen Abwicklungsbanken aussieht, wird jedoch maßgeblich vom Fortgang der Euro-Krise abhängen.

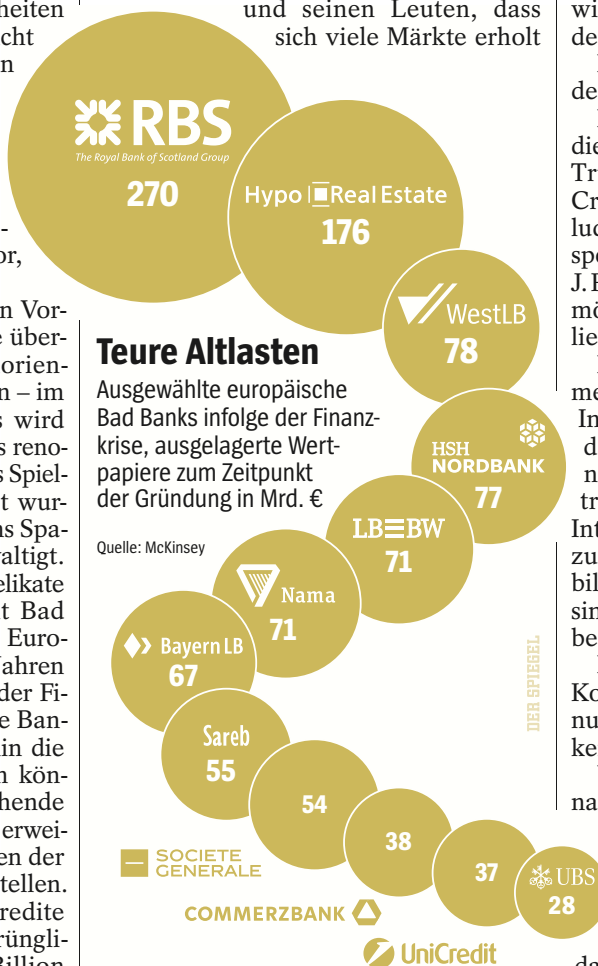
Erst recht gilt das für die Bad Banks in den Problemländern selbst.

Bestes Beispiel ist die spanische Sareb, die vor kurzem als Auffangbecken für die Trümmer des iberischen Immobilien-Crashes gegründet wurde. Acht Banken luden dort 55 Milliarden Euro ab. Schon spekulieren die Analysten der US-Bank J.P. Morgan, die Bad Bank brauche womöglich mehr Kapital, weil der Immobilienmarkt weiter absackt.

Doch vom Staat kann es kaum kommen. Sareb gehört mehrheitlich privaten Investoren, so sollte vermieden werden, dass die Verluste der Bad Bank die spanische Staatsverschuldung weiter hochtreiben. Die Banken aber haben weder Interesse, weiteres Geld in die Bad Bank zu stecken, noch einen Grund, die Immobilien schnell zu verwerten. Denn sonst sinkt auch der Wert ihrer eigenen Kreditbestände.

Die Beispiele zeigen die Grenzen des Konzepts auf. Die Auffangbecken sind nur so stark wie der Staat oder die Banken, die hinter ihnen stehen.

Und noch einen Makel haben die Finanzmülldeponien: Die Kosten bleiben in vielen Fällen an den Steuerzahlern hängen. An einem Abwicklungsregime für angeschlagene Banken, das vor allem Aktionären und Gläubigern die Verluste aufbürdet, führt daher kein Weg vorbei. MARTIN HESSE



WELTHANDEL

Weißer Ware

Export-Boom mal anders: In einem Stuttgarter Studentenheim findet sich die Erklärung, warum Baby-Milchpulver in deutschen Geschäften knapp wird.

Wer wissen will, welche Kreativität der Welthandel entfachen kann, dem sei ein Blick in das Stuttgarter Studentenwohnheim Pfaffenhof empfohlen. Der Flur hier ist eng, zwei schmale Schultern breit, und im dritten Stock ist kaum noch ein Durchkommen. An den Wänden stapeln sich blaue und gelbe Milchpulverpackchen wie im Supermarkt, daneben stehen Dutzende packfertige Kartonagen. Die meisten Pakete sind schon adressiert, mit Familien- und Städtenamen in ganz China. Absender ist eine Phantasiefirma namens „China – Pro Germany GmbH“ mit Unternehmenssitz in einem der Wohnzimmer.

Die vermeintliche Handelsfirma ist das Resultat eines bizarren Problems rund 8000 Kilometer östlich vom Pfaffenhof. Seit Jahren reiht sich in China ein Skandal um verunreinigtes Milchpulver an den anderen. Rund 300 000 Babys mussten allein 2008 wegen Nierenproblemen behandelt werden, mindestens sechs starben an den Folgen gepanschter Trockenmasse für Säuglingsmilch. Und spätestens seit im Sommer 2012 in der Babynahrung Quecksilber gefunden wurde, misstrauen chinesische Eltern den einheimischen Produkten – und versuchen, ihren Nachwuchs mit Direktimporten aus Australien, Großbritannien oder Deutschland zu versorgen.

Wer Freunde oder Verwandte in der westlichen Welt hat, lässt sich Baby-Carepakete schicken. Wer über keine privaten Kontakte verfügt, ordert via Internet. Auf der Online-Plattform Taobao, dem chinesischen Ebay, ist mit ein paar Klicks schnell das passende Angebot zu finden.

„Direkt aus Deutschland“, „Neuware“, „originalverpackt“ heißt es in der Artikelbeschreibung. Der Lieferant sitzt in Stuttgart und hat für Nachfragen eine deutsche Handy-Nummer angegeben. Es ist dieselbe Zahlenkombination, die auch auf den Kartons im Flur des Studentenwohnheims steht.

Das Zimmer im dritten Stock wird seit ein paar Jahren von einer Studentin aus China bewohnt. Sie ist 28 Jahre alt, versteht Fragen auf Deutsch einwandfrei, antwortet aber lieber auf Englisch. Angesprochen auf ihre offenkundig florierenden Geschäfte im Milchpulverexport, lächelt sie abwehrend: Sie verschicke die



Milchpulverlager im Studentenwohnheim
„Nur ein Freundschaftsdienst“

Babynahrung lediglich an „drei, vier Freunde“ in ihrer Heimat, die gerade Eltern geworden seien. „Das ist nur ein Freundschaftsdienst.“

Die Erfahrungen, die deutsche Einzelhändler seit Monaten machen, lassen dar-

an zweifeln. Bundesweit ärgern sich Mütter und Väter über leergekaufte Regale und über Schilder wie jenes in einer dm-Filiale: „Liebe Kunden, die Abgabe aller Milupa-Milchnahrungen kann derzeit nur in haushaltsüblichen Mengen erfolgen. Vielen Dank für Ihr Verständnis!“

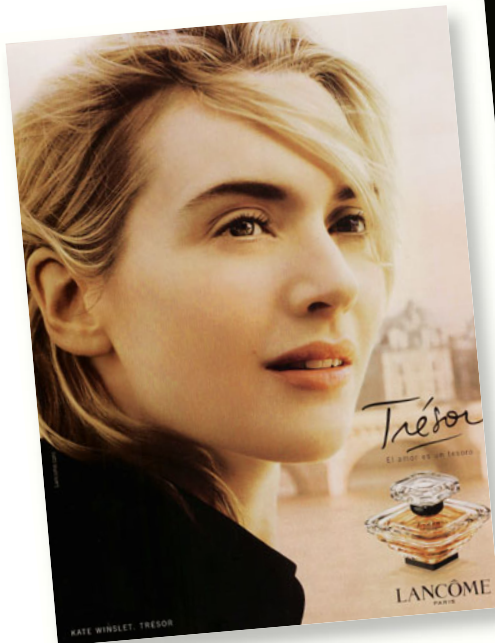
Gefragt ist insbesondere das Milchpulver Aptamil, der Absatz stieg in den vergangenen drei Monaten um rund 30 Prozent. „Wir haben die Produktion der gestiegenen Nachfrage bereits angepasst“, erklärt Milupa-Sprecher Stefan Stohl. Das Werk in Fulda laufe im Drei-Schicht-Betrieb, sieben Tage die Woche, eine weitere Aptamil-Produktionslinie sei vor rund einem Monat gestartet. Für das zweite Quartal 2013 wurde die Herstellung besonders beliebter Sorten von 1500 auf 2000 Tonnen erhöht. Um die aufgebrachte Kundschaft zu beruhigen, die sich in den Märkten, aber auch auf der Facebook-Seite des Unternehmens den Frust von der Seele schimpft, verschickt das Team der Milupa-Mütterberatung auf Nachfrage offenbar Notfallpakete.

In manchen Regionen geht es zu wie dereinst in der DDR. „Wir haben es unseren Filialleitern freigestellt, die Abgabe von Aptamil-Packungen pro Kunde zu reglementieren“, erklärt ein Sprecher der Drogerie-Kette dm aus Karlsruhe. Der einfachste Weg, größere Mengen Milchpulver zu erwerben, sind derzeit noch Online-Supermärkte wie allyouneed.com oder mytime.de, bei denen zehn oder mehr Packungen pro Einkauf bestellt werden können. Dort ordern offenkundig auch viele private Pulver-Dealer, die ins Export-Business eingestiegen sind.

Und davon gibt es augenscheinlich immer mehr. Lebhaft wird in Online-Foren darüber diskutiert, welche Mengen nach China verschickt werden dürfen und wie man teure Zollzahlungen vermeiden kann. Die illegale Ausfuhr ausländischer Babynahrung von Hongkong nach China wird bereits mit hohen Geldstrafen oder sogar Gefängnis bestraft. Doch beim Handel mit der begehrten weißen Ware locken hohe Gewinnmargen: Auf chinesischen Auktionsforen sind Eltern bereit, bis zu 100 Euro für spezielle Dosen aus Deutschland zu zahlen.

Daran gemessen sind die Angebote der Studentin aus Stuttgart brüderlich. 200 Yuan, rund 25 Euro, kostet bei ihr das 600-Gramm-Paket „Aptamil 1+“, das im Supermarkt um die Ecke für etwas mehr als 10 Euro zu haben ist.

Mit der Enge im dritten Stock des Studentenwohnheims wird es bald vorbei sein. Sie sei gerade dabei auszuziehen, erzählt die Chinesin, zwischen ihren Milchpulvervorräten stehend: „Ich habe eine bessere, größere Wohnung gefunden.“ Die Freundschaftsdienste sind offenbar ziemlich lukrativ. SIMONE KAISER



Kosmetik-Werbestars Winslet, Portman
„Wunderwirkung nicht belegt“

VERBRAUCHERSCHUTZ

Das Blaue vom Himmel

Kosmetik verspricht fast alles – außer ewiger Jugend. Jetzt will die EU mit den schlimmsten Werbelügen aufräumen. Noch zeigt sich die Industrie gelassen.

Wenn sich ein Starfotograf wie Peter Lindbergh so aufregt, muss wohl eine Grenze überschritten worden sein. „Die schlimmste Krankheit heute sind die Retuscheure“, schimpfte er nach einem Fotoshooting mit der Schauspielerin Kate Winslet. Er hatte sie für eine Werbekampagne des Kosmetikkonzerns Lancôme abgelichtet. Dann jedoch hätten „50 Produkt- und Werbemanager so daran herumgefummelt, dass man Kate kaum mehr wiedererkennt“, empörte sich Lindbergh.

In der Reklame wirkte Winslet am Ende, wie wohl Millionen Frauen weltweit gern aussehen würden: makellos straffe Haut, volle Lippen, von Pickeln, Falten oder Augenringen keine Spur. Wenn die Kosmetikindustrie etwas perfektioniert hat, dann ihre Werbeversprechen.

Da suggerieren Gesichtscremes, „das Erscheinungsbild von Falten in 10 Minuten zu reduzieren“ oder der Haut zu ermöglichen, „ihre natürliche Fähigkeit jung auszusehen zu reaktivieren“. Bodylotions sollen straffen, Shampoos werden zum „rekonstruierenden Haarbad für stark strukturgeschädigtes, geschwächtes Haar“. Wahre „Pflegeteufel“ werden da versprochen. Bislang.

Fast 1,6 Milliarden Euro gibt die Branche allein in Deutschland für Werbung aus – doch mit der Anti-Falten-Lyrik könnte bald Schluss sein. Denn nach der Lebensmittel- und der Zigarettenindustrie ist jetzt auch die Kosmetikbranche ins Visier der EU-Kommission gerückt. Im Juli tritt die Revision der Kosmetikrichtlinie in Kraft, in der es zwar vor allem um Inhaltsstoffe, Informationspflichten der Hersteller oder das Verbot von Tierversuchen geht. Gleichzeitig sollen die Verbraucher künftig aber auch vor falschen Versprechen geschützt werden.

Die EU-Kommission will sogar eine Liste von Kriterien für Werbeaussagen aufstellen, die im Zusammenhang mit Kosmetika noch verwendet werden dürfen. Werber fürchten deshalb schon jetzt, die Brüsseler Beamten könnten ihnen bürokratische Sprachmonster aufzwingen. Andererseits sagt Karl-Heinz Florenz, der für die CDU im Europäischen Parlament sitzt: „Auch bei Kosmetika sollte den Verbrauchern nicht das Blaue vom Himmel versprochen werden.“

Tatsächlich läuft der Vorstoß der Kommission analog zu ähnlichen Regeln, die in den vergangenen Jahren der Tabak- und der Lebensmittelindustrie auferlegt wurden. Von Verbraucherschützern wird der Plan der EU-Kommission denn auch begrüßt: „Der Verbraucher ist ja kein Chemiker und kann die Wirkung bestimmter Inhaltsstoffe überhaupt nicht beurteilen“, sagt Sabine Holzpfeiffer von der Verbraucherzentrale Baden-Württemberg. „Oft wird mit Wunderwirkungen geworben, die überhaupt nicht belegt sind.“ Entweder erfahre man nicht, mit welchen Studien gearbeitet worden sei, oder es

werde verschleiert, dass diese wissenschaftlich höchst fragwürdig seien.

So werden bestimmte Untersuchungen nur im Reagenzglas, aber nicht auf der menschlichen Haut gemacht. Oder es wird mit „60 Prozent weniger Falten“ geworben – was allerdings nicht bedeutet, dass die Zahl der Falten um 60 Prozent verringert wird, sondern dass sechs von zehn Testpersonen eine Wirkung gefühlt haben. „Was umgekehrt heißt, dass 40 Prozent keinerlei Wirkung haben feststellen können“, so Holzpfeiffer. Wissenschaftlich nachweisbar ist ein nachhaltiger Effekt von Anti-Aging-Cremes ohnehin nicht.

Dass den Kunden die Verheißungen zunehmend auf die Nerven gehen, zeigen Zahlen der britischen Werbeaufsicht ASA. Die verzeichnete allein im vergangenen Jahr 2489 Beschwerden über Werbeanzeigen aus dem Kosmetik- und Gesundheitsbereich, ein Anstieg um 36 Prozent. Die Behörde, deutlich streitlustiger als etwa der Deutsche Werberat, reagierte prompt – und verbot etwa eine Anzeige, in der die Schauspielerin Natalie Portman Mascara von Christian Dior bewarb, ihre Wimpern aber am Computer nachbearbeitet worden waren.

In der Branche selbst gibt man sich angesichts der neuen Verordnung noch zurückhaltend. „Momentan gehen die Pläne der EU nicht über das hinaus, was in Deutschland in Bezug auf irreführende Werbeaussagen schon jetzt auf wettbewerbsrechtlicher Basis unterbunden werden kann“, sagt Martin Ruppmann, Geschäftsführer des VKE-Kosmetikverbands. Weiterführende Regelungen seien auch nicht notwendig: „Wir haben gerade

im Kosmetikbereich aufgeklärte und gut informierte Konsumenten.“ Jede Form von Überregulierung sei da überflüssig.

Auch bei den Herstellern verfolgt man die Pläne bislang gelassen: Die Kriterien seien „so allgemein geregelt, dass sie keinerlei Auswirkungen haben“, heißt es bei einem großen Konsumgüterhersteller. Schwierig werde es erst, wenn konkrete Aussagen verboten würden.

Tatsächlich wird es noch dauern, bis die Brüsseler Verordnung für die Werbewirtschaft unangenehm werden kann.

2016 soll die Kommission dem EU-Parlament einen Bericht vorlegen, ob sich die Werbetreibenden an die Kriterien halten. Erst dann will man über Sanktionen nachdenken.

Sie müssten „wirksam, verhältnismäßig und abschreckend sein“, heißt es dazu streng. Bis die indes greifen, müssen sich die Verbraucher wohl an den Rat von Starfotograf Lindbergh halten: „Kaufverweigerung wäre die richtige Antwort.“

SUSANNE AMANN, CHRISTOPH PAULY

1,6
Milliarden
Euro gibt die
Branche allein
in Deutschland für Werbung aus.

Fehler von A bis D

Ein unbekannter Doktorand blamiert die Star-Ökonomen Rogoff und Reinhart – und entfacht die alte Diskussion über die Schädlichkeit von Schulden neu.

Es war ein Zufallsfund, das Ergebnis einer statistischen Fingerübung im Pflichtfach Ökonometrie, das alle Doktoranden der Wirtschaftswissenschaften an der Universität von Massachusetts Amherst hinter sich bringen müssen.

Eine Aufgabe dort lautet, die Ergebnisse einer bereits veröffentlichten Studie bekannter Ökonomen nachzuvollziehen.

Thomas Herndon, 28, bis dahin einfach einer von Hunderttausenden amerikanischen Doktoranden an einer ordentlichen, aber nicht exzellenten Universität, nahm sich das Papier von zwei Stars seiner Zunft vor: „Wachstum in Zeiten der Schulden“, von den Harvard-Ökonomen Kenneth Rogoff und Carmen Reinhart. Er ahnte nicht, dass das in einer gigantischen Blamage für die Autoren enden und Politiker, Notenbanker und Finanzprofis weit weg in Aufregung versetzen würde.

Rogoff und Reinhart hatten anhand von historischem Datenmaterial errechnet, dass Staatsschulden von mehr als 90 Prozent des Bruttoinlandsprodukts einhergehen mit einem drastischem Einbruch der Wirtschaftsleistung. Die Erkenntnisse dienten etlichen Fürsprechern strikter Sparpolitik als Argument bei der Frage, wie mit den gigantischen Schulden vieler Länder umzugehen sei.

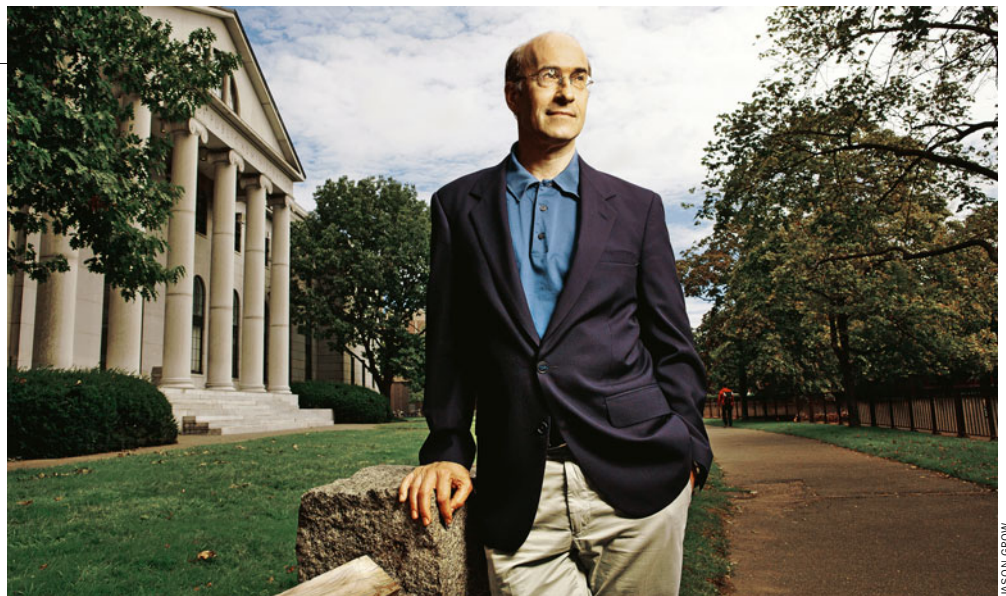
Doch Rogoff und Reinhart hatten sich auf ziemlich peinliche Weise verrechnet: Sie hatten sich bei einer Excel-Tabelle womöglich einfach mit der Maus verlickt. Jedenfalls hatten sie Datenreihen von fünf Ländern nicht berücksichtigt. Von A wie Australien bis D wie Dänemark.

Herndon brauchte ein- einhalb Semester, um das herauszufinden. Zunächst verzweifelte er fast an der Aufgabe. Wenn alle Zahlen da seien, lasse sich so ein Datenset wohl „an einem langen Nachmittage“ nachrechnen, sagt er. Oder wenigstens an einem Wochenende. Doch die Daten, die die berühmten Professoren



„Ich habe wirklich meinen Augen nicht getraut.“

Doktorand Herndon



Harvard-Wirtschaftswissenschaftler Rogoff: „Es ist ernüchternd“

auf ihrer Website veröffentlichten, waren unvollständig. Sie sagten auch nichts über die konkreten Rechenwege aus. „Ich kam einfach nicht auf ihre Ergebnisse“, sagt Herndon. Selbst dann nicht, wenn er für fehlende Zahlen die denkbar großzügigsten Annahmen traf.

Als Herndon erstmals seine Professoren über seine Zweifel informierte, schickten die ihn zurück an den Schreibtisch. Noch mal rechnen.

„Auch andere Studenten haben schon signifikante Fehler in einer Studie entdeckt“, sagt sein Professor Robert Pollin. „Das passiert öfter, als man denkt.“ Doch Pollin hat in seiner 30-jährigen Karriere auch schon etliche Doktoranden erlebt, die große Entdeckungen vermuteten und sich am Ende selbst verrechnet hatten.

Rogoff – der ehemalige Chefvolkswirt des Internationalen Währungsfonds – und Reinhart – in der gleichen Abteilung zeitweise die Nummer zwei – waren ja nicht irgendwer. Notenbanker wie Jörg Asmussen und Politiker wie EU-Kommissar Olli Rehn beriefen sich regelmäßig auf ihre Thesen, wenn sie Schuldenländer zum Sparen ermahnten.

Andere Studenten hätten angesichts der schwierigen Datenlage vielleicht um ein anderes Thema gebeten. Doch Herndon sagt: „Wenn ich etwas nicht herausfinden kann, frustriert mich das.“ Also schrieb er Reinhart und Rogoff an. Sie antworteten nicht.

Erst nach mehreren Wochen sandte Reinhart Herndon ihr gesamtes Datenmaterial. Und Herndon erkannte schnell, dass die Ökonomen schlicht mehrere Datenreihen bei Excel vergessen hatten. „Ich habe wirklich meinen Augen nicht getraut“, sagt

Herndon. „Ich saß bei meiner Freundin auf der Couch, wir haben beide gearbeitet, und ich fragte sie: Sehe ich da jetzt etwas falsch?“

Tat er nicht. Selbst Rogoff und Reinhart haben nach der Veröffentlichung eines entsprechenden Artikels den peinlichen Lapsus eingestanden. „Es ist ernüchternd, dass sich ein solcher Fehler in eines unserer Papiere geschlichen hat“, schrieben sie im „Wall Street Journal“.

Etliche weitere Vorwürfe, die Herndon und zwei seiner Professoren erhoben haben, weisen Rogoff und Reinhart allerdings strikt zurück. Es geht vor allem um die Gewichtung: Neuseeland etwa sei voll in Berechnungen eingegangen, obwohl zunächst nur Daten aus einem einzigen Jahr berücksichtigt wurden – 1951. Es klingt nach schlampiger Arbeit, aber klären lässt sich das erst mit der Zeit.

Reinhart und Rogoff erklären jedenfalls, die Aussagen ihrer Papiere seien nach wie vor richtig. Herndon und seine Professoren sehen das anders.

„Ich glaube, dass die generelle Annahme, dass Schulden das Hauptproblem der Welt sind, nicht wahr ist. Und Reinharts und Rogoffs Ergebnisse waren die intellektuelle Basis dieser Behauptung“, sagt Pollin. Er ist kein Starökonom, aber er berät unter anderem ein Projekt der EU-Kommission und hat viel Erfahrung.

Auch sein Student Herndon gehört schon jetzt zum Lager jener Ökonomen, die in Krisenzeiten eher auf Ausgaben als auf Sparen setzen. Die Reinhart/Rogoff-Studie habe zur Rechtfertigung ziemlich „schmerzhafter Politik“ gedient, sagt er.

Dass dies aber mehr eine Glaubensfrage ist als eine, die sich mit statistischen Erhebungen beantworten lässt, geben beide indirekt zu. Es komme bei jeder Studie auf die Methodik und die Auswahl der Länder an, die man untersuche, sagt Pollin. „Eine Generalisierung, die für alle Länder für alle Zeiten gelten soll, ist falsch.“

ANNE SEITH

PASCAL MORA / DER SPIEGEL



Jussuf

DREI FRAGEN AN ...

Bassim Jussuf, 39, den ägyptischen Starkomiker und Herzchirurgen, der wegen Beleidigung des Präsidenten Mohammed Mursi angeklagt ist

SPIEGEL: Was finden Sie eigentlich so komisch an Mursi? Sie äffen seine Stimme nach und lästern über seine Muslimbrüder.

Jussuf: Ich mache mich nicht über einzelne Personen lustig, sondern

über ihre Ämter. Über die Macht. Als Satiriker faszinieren mich Menschen, die glauben, auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen, während andere in der Hölle schmoren.

SPIEGEL: Wäre es sicherer, Scherze über den ehemaligen Präsidenten Husni Mubarak zu machen?

Jussuf: Mubarak sitzt im Gefängnis. Ich schlage doch keinen, der schon am Boden liegt. Ich beschäftige mich lieber mit Leuten, die frei sind und mir direkt antworten können.

SPIEGEL: Gibt es Tabus für Sie?

Jussuf: Klar. Wir zensieren uns oft selbst. Das liegt an der Gesellschaft, in der wir leben. Witze, mit denen das Publikum nicht zurechtkäme, streichen wir wieder. Es wäre zum Beispiel geschmacklos, sich über Religion öffentlich lustig zu machen.

CHINA

Suche nach Virenversteck

Das neuartige Grippevirus H7N9, das in China bis vorigen Freitag mindestens 91 Menschen infiziert und 17 von ihnen getötet hat, wird möglicherweise nicht nur von Vögeln übertragen. „Wir haben den Wirt noch nicht gefunden“, sagt Ron Fouchier vom Erasmus Medical Center in Rotterdam, ein führender Virologe, der das Virus diese Woche in seinem Labor untersuchen wird. „H7N9 könnte sich auch in anderen Tieren wie Schweinen, Hunden, Katzen verstecken. Oder in ungewöhnlichen Vogelarten wie Wachteln oder Fasanen.“ Fouchiers Vermutung würde erklären, warum das Virus bei infizierten Enten und Gänsen kaum Symptome auslöst. Außerdem berichten rund 40 Prozent der Infizierten, sie seien nicht mit Geflügel in Kontakt gekommen. Einige wenige von ihnen haben sich offenbar nach sehr engem Kontakt bei Familienangehörigen angesteckt. Dennoch gilt H7N9 weiter als Tierseuche. Eine breite Übertragung des Virus durch die Luft von Mensch zu Mensch schlossen die Experten der Weltgesundheitsorganisation vorigen Freitag aus.

YOUSUF KARSH / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS



Mandela 1990

SÜDAFRIKA

Mandelas Millionen

Während Südafrika um das Leben des Nationalhelden Nelson Mandela bangt, wollen Angehörige schon das Erbe aufteilen. Seine Töchter Makaziwe und Zenani fordern Auszahlungen aus den Vermögensfonds des Ex-Präsidenten, in denen 11,9 Millionen Rand liegen sollen, umgerechnet rund eine Million Euro. Doch die Verwalter des Kapitals verweigern den Zugriff – es handelt sich um drei langjährige Weggefährten Mandelas, unter ihnen der Anwalt George Bizos, der einst den jungen Freiheitskämpfer verteidigt und 1964 vor der Todesstrafe bewahrt hatte. „Diese Frau will ohne spezifische Begründung Geld, um es an Familienmitglieder zu verteilen“, so Bi-

zos über das Ansinnen Makaziwes. Daraufhin beschuldigte ihn Mandelas Enkelin Tukwini, den Namen ihrer Familie zu beschmutzen und „dreiste Lügen“ zu verbreiten. Die Töchter wollen die Vermögensverwalter entmachten und haben Klage eingereicht. Das Gezerre um Mandelas Millionen beschämt viele Südafrikaner. Materieller Besitz hat dem Mann, den das Apartheid-Regime 27 Jahre lang eingekerkert hatte, nie viel bedeutet. Als Staatschef steckte er im Gegensatz zu vielen Potentaten nichts in die eigene Tasche. Der 94-jährige Mandela leidet an Demenz und erholt sich gerade von einer Lungenentzündung. Von dem Streit bekommt er wahrscheinlich nichts mit.



Enkeltdöchter, darunter Tukwini (M.)

NICK BOULTON / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS



EVARISTO SA / AFP

Zorn der Ureinwohner

Mehrere indigene Stämme protestierten vergangene Woche im brasilianischen Parlament gegen ein neues Verfahren bei der Landverteilung. Geplant ist, dass künftig nicht mehr die Regierung, sondern das Parlament über die Anerkennung von

Landrechten entscheidet. Damit könnte sich der Einfluss der mächtigen Agrarlobby noch verstärken. Weiße Farmer bauen auf dem Land der Ureinwohner bereits jetzt im großen Maßstab Soja und Zuckerrohr an, allein im Jahr 2012 starben über 40 Menschen bei Auseinandersetzungen.

Atombombe gegen Ungarn?

KOMMENTAR von Jan Puhl

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán ist der Paria der Europäischen Union: Er schikaniert die Medien, er hat sich eine Verfassung maßgeschneidert, er versucht, Gerichte und Nationalbank zu kontrollieren, er ist mächtig und gefährlich für die Demokratie in seinem Land. EU-Justizkommissarin Viviane Reding droht deshalb jetzt sogar mit der „Atombombe“, so nennt sie ein Verfahren nach Artikel 7 des Lissabon-Vertrags. Danach könnte Budapest sein Stimmrecht und sogar die Mitgliedschaft in der Union verlieren – es wäre ein Desaster für Un-

garn. Aber ist das durchsetzbar? Und sinnvoll?

EU-Kommission und EU-Rat müssten eine Gefahr für Europas Demokratie attestieren, zudem müsste das Parlament in Straßburg zustimmen – doch das ist schon jetzt zerstritten in dieser Frage. Orbáns Partei Fidesz gehört immerhin noch zur selben Fraktion wie CDU/CSU. Und ein Scheitern des Verfahrens würde Orbán als Freispruch deuten. Es wäre also wie beim NPD-Verbot: Einmal angestrengt, muss es auch kommen, sonst droht eine Blamage. Eine solche Strafaktion könnte jedoch jenen für

Ungarn typischen, depressiven „Alle-gegen-uns-Nationalismus“ befeuern und Premier und Volk zusammenschweißen. Stattdessen müsste die EU ausnutzen, dass Orbán derzeit die Wähler ohnehin davonlaufen. Nur noch 29 Prozent der Bürger halten ihn für den richtigen Mann an der Regierungsspitze, einst waren es zwei Drittel. Und im kommenden Jahr sind Parlamentswahlen. Brüssel darf also nicht nachlassen, Orbáns Sünden zu verurteilen, das antisemitische und romafeindliche Klima in Ungarn zu kritisieren. Die Staats- und Regierungschefs sollten Orbán diplomatisch isolieren, ihn nicht mehr zu Gesprächen einladen, seine Minister schneiden. Sanktionen müssen smart sein, sie wirken nur, wenn sie Orbán und seine Regierung treffen – aber nicht ganz Ungarn.

SYRIEN

„Wir unten, die oben“

Der Kampf um Sabadani zeigt alle Absurditäten des Krieges: Rebellen arrangieren sich mit Feinden, geschossen wird im Schichtdienst, nachts räumt die Schutt-abfuhr auf, damit abgedunkelte Autos vorbeirasen können. *Von Christoph Reuter*



Eine Stunde noch bis zum Morgengrauen, da taucht die Stadt zwischen den Berghängen auf. Ein Handzeichen des Vorausgehenden, abrupt bleiben die

Kuriere der Rebellen stehen. Nur der Atem der Erschöpften und das Kuln eines Kiesels sind noch zu hören. Mit einem Nachtsichtgerät sucht der erste Mann in der Kolonne die Landschaft ab, fragt leise ins Funkgerät: „Alles ruhig?“ Knackend kommt die Antwort: Ja, alles sei ruhig, keiner der feindlichen Posten habe sich von der Stelle gerührt. Die Armee des Diktators Baschar al-Assad kann den Funkverkehr zwar mithören, aber die Geräte nicht orten. Wieder ein Handzeichen, und in kleinen Schritten geht es talwärts, nach Sabadani.

Zwischen Obstgärten am Fluss gelegen, war der Ort einst die Sommerfrische der Hauptstadtbewohner, die an den Wochenenden hierherkamen, um der brütenden Hitze in Damaskus zu entgehen. Ausflugslokale reihten sich an Ferienapartments, am Stadtrand hat Saudi-Arabiens König ein Anwesen. „Wir sind hier nicht aus Armut auf die Straße gegangen“, wird Tage später der Buchhalter des Untergrund-Stadtrats von den Anfängen des Aufbegehrens vor zwei Jahren erzählen. Den Demonstrationen folgten Schüsse, Angriffe der Armee, Häuserkämpfe, Waffenstillstände und erneute Kämpfe.

Heute ist Sabadani ein großer, fast gänzlich schwarzer Fleck in der Nacht, umrahmt von den Lichtern der Armeestellungen auf den Bergkämmen. Seit 14 Monaten ist die Stadt komplett umzingelt, wird von den Panzern der 4. und 18. Division beschossen, man kann sie nur in mondlosen Nächten nach stundenlangen Märschen durchs Gebirge erreichen.

Der Ort im Tal ist ein ganz besonderer Schauplatz dieses Krieges, mit seltsamen Fronten und grotesken Allianzen. Doch zeigt der Kampf um die Stadt, wie sich die Menschen einrichten im Horror dieses endlos erscheinenden Krieges. Und dass beide Seiten weit entfernt davon sind aufzugeben.



REBELLENPOSTEN IN SABADANI: Wo das Regime die Kontrolle verloren hat, organisieren sich die Aufständischen. So entstehen im ganzen Land autonome Zonen.



FOLTEROPFER IM UNTERGRUND-KRANKENHAUS: Sieben Ärzte, darunter ein Neurochirurg, versorgen die Verwundeten in einem ehemaligen Möbellager.

Weiß blühen die Kirschbäume, der Nachtwind weht den Duft der Blüten heran. Plötzlich hallen zwei Schüsse von einem Armeeposten durch die Nacht. Noch kein Grund zur Sorge, sagt der Anführer der Kuriere: „Manchmal schießen die Soldaten nur, um mitzuteilen, dass sie wach sind – damit keiner sie angreift.“

Aus der Finsternis der ersten Häuserreihen löst sich ein Schatten. Gemurmelte Begrüßungen sind zu hören. In einem Auto ohne Heckscheibe und ohne Licht geht es weiter, in beängstigend rascher Fahrt durch völlige Finsternis hin-

ein in die Ruinenstadt. „Licht ist nicht gut“, sagt der Fahrer, während er ins Schwarze kurvt. Es locke die Scharfschützen an. „Ankar“, stellt er sich vor. Er ist Rechtsanwalt, aber im Moment zählt eher, dass er im Dunkeln ausgesprochen gut sehen kann. Eine Gasse zwischen hohen Häusern ist das Ziel, aus einer Souterrainwohnung dort dringt ein Lichtschimmer.

Am Vormittag wecken Einschläge in der Nachbarschaft die Männer im Souterrain. Zunächst scheint die Stadt leer zu sein, nur Katzen queren die Straßen. Aber dann huscht ab und zu jemand nach

draußen, selbst einige Läden mit kargem Sortiment öffnen. Drei Rebellen lehnen an einer Hauswand.

40 000 Menschen lebten zu Friedenszeiten in Sabadani, Muslime und Christen. 3000 sind geblieben, aus Trotz, aus Angst oder weil sie die Stadt verteidigen. Wer immer noch hier ist, haust in Kellern oder im Erdgeschoss. Oberhalb des ersten Stocks sind alle Gebäude verwaist. Dass Bauland einst teuer war im Tal und die Häuser oft fünfgeschossig sind, wurde zum rettenden Umstand. „Ein Volltreffer einer Panzergranate zerstört ungefähr eine Etage“, sagt einer der Rebellen, der sich als Bauingenieur mit Statik auskennt. „Da sie fast immer von oben einschlagen, halten wir unten eine Weile durch.“

Stockwerk um Stockwerk wird die Stadt abgetragen, mit einer gewissen Regelmäßigkeit schießt die Armee vormittags und am Spätnachmittag für ein bis zwei Stunden. Jede Woche sterben ein paar Menschen.

Doch die Stadt im Untergrund hat mit der Zeit ein zähes und raffiniertes Eigenleben entwickelt. Schon vor über einem Jahr trafen sich 50 Vertreter der großen Familien Sabadanis, um einen 15-köpfigen Stadtrat zu wählen. Der organisiert nun die Lebensmittelversorgung, das Untergrund-Krankenhaus, Polizei, Gericht und selbst die nächtliche Schuttabfuhr. Denn nur wenn die Straßen frei von Trümmern sind, kann man nachts ohne Licht fahren.

Der Rat hat ein Budget und ein Profil auf Facebook, dort wird öffentlich das Geld verbucht, das vor allem Exil-Syrer spenden, und dort steht auch, was damit passiert – wobei das Geld erst in bar über die Berge getragen werden muss. Es gibt ein Kellergefängnis, in dem zwei Soldaten und zwei Einbrecher sitzen, und sogar eine Asservatenkammer. An ihrer Tür hängt ein DIN-A4-Zettel mit allem, was geboten und verboten ist: Kein Angehöriger des Gerichts darf Leute schlagen oder beleidigen, keiner darf eigenmächtig entscheiden.

Der Gefängnisleiter und der Vorsitzende des Justizkomitees – der eine war Bauer, der andere Rechtsanwalt – erzählen vom neuen Rechtswesen unter absurden Umständen: „Wir haben Akten für jeden Vorgang; wir inventarisieren das Diebesgut, damit die Eigentümer sich melden können; wir haben in zwei Tötungsfällen vermittelt“ – als aus Versehen zwei Rebellen nachts aufeinander schossen in der Annahme, die anderen wären von der Armee.

„Und wir planen Uniformen für die Polizei“, fährt der Anwalt fort, „Ausweise mit Lichtbild!“ Vorläufig jedoch, räumt er ein, seien sie froh, den nächsten Tag zu erleben. „Genau deshalb brauchen wir Institutionen, Regeln, nicht nur Personen. Wenn einer von uns stirbt, muss der



KÄMPFER IM PROVISORISCHEN GEFÄNGNIS: In einem Keller halten die Rebellen zwei Soldaten und zwei Einbrecher fest. Für jeden Vorgang werden Akten angelegt.



RUINENSTADT SABADANI: Seit 14 Monaten wird der Ort von der Armee belagert. Zu Friedenszeiten lebten hier 40 000 Menschen, heute sind es nur noch 3000.

FOTOS: DER SPIEGEL

Nächste übernehmen können, ohne dass alles kollabiert.“

Ein paar Ruinen weiter sitzt der Buchhalter des Rats am Computer in seinem Souterrain-Quartier. Er öffnet Excel-Tabellen, zieht Aktenordner mit Quittungen aus dem Regal und erklärt sein System, das mehr als 20 000 Menschen wenigstens mit kleinen Summen versorgt. Er verantwortet die wichtigste Aufgabe des Rats: die Finanzverwaltung und die humanitäre Hilfe für die Bewohner wie für die Flüchtlinge in umliegenden Dörfern. Rund 150 Mittelsmänner wurden von ihren Familien und Clans gewählt, um die Verteilung sicherzustellen. 3000 Lira, knapp 20 Euro, gibt es für jede Familie für ein, zwei Monate: „Es ist wenig, aber sie sollen wissen, dass wir da sind.“

Überall dort in Syrien, wo das Regime die Kontrolle verloren hat, sind seit dem vergangenen Jahr solche Räte entstanden. Ihre Stärke, lokal zu funktionieren, ist auch ihre Schwäche: Sie zerteilen das Land in Hunderte autonomer Zonen. Aber zwischen den kämpfenden Rebellen und der desolaten Auslandsopposition wachsen sie zur dritten Kraft heran. Zu einer Konferenz im türkischen Ankara im Dezember kamen über hundert Delegierte aus ganz Syrien, sie wollen sich landesweit organisieren und werden vom US-Außenministerium unterstützt.

Doch es ist ein Kampf gegen die Zeit. Über Sabadanis Untergrund-Krankenhaus in einem ehemaligen Möbellager liegen vier Stockwerke. Die obersten beiden sind schon zertrümmert, und vor Tagen schlug eine Granate bis in den nächsten Stock durch. Zwei Etagen trennen Ärzte und Patienten in ihrem Kellerlazarett noch von der Verwüstung. „Wir müssten bald wieder umziehen“, sagt der Zahnarzt Mohammed Chair Charita, „nur wohin? Wir sind schon dreimal umgezogen.“

Im OP-Raum kümmern sich ein Chirurg und eine Krankenschwester um einen Mann, der nur noch flüstern kann, dass er Glück gehabt habe. Vor 22 Tagen wurde er an einem Straßenposten der Armee beim Nachbarort Bludan aus seinem Taxi gezerzt und von einem der Sicherheitsdienste verhört. Warum er für die Terroristen arbeite? Ob er zur Verschwörung von al-Qaida und Israel gehöre?

Tagelang traktierten Assads Schergen ihn mit Stromstößen, bis er gefesselt auf die Straße geworfen wurde und Bauern ihn im Schutz der vergangenen Nacht nach Sabadani trugen. Wo die Elektroden saßen, an Zehen und Handrücken, ist pechschwarzes, totes Gewebe geblieben.

Sieben Ärzte gibt es, unter ihnen sogar einen Neurochirurgen. Wer zu schwer verletzt ist, um hier behandelt zu werden, muss zu Fuß über die Berge in den Libanon getragen werden. „Viele überleben nicht“, sagt der Chirurg während der Mittagspause in einem Nachbarkeller.



FINANZVERWALTUNG DER REBELLEN: Ein Buchhalter erledigt die wichtigste Aufgabe des Stadtrats. Er versorgt die Familien in Sabadani mit Spendengeldern.

Andere werfen ein, was sie dringend brauchten, die Debatte endet bei der Apathie des Westens und dem jüngsten Treueschwur der Radikalengruppe al-Nusra zu al-Qaida. „Hirnrissig“, findet das ein junger Anästhesist, „wir sind komplett gegen solchen Irrsinn. Doch sie kämpfen gegen Assad, sie sterben. Die USA haben sie zu Terroristen erklärt, aber“ – er geht nach nebenan und kommt mit einem Erste-Hilfe-Rucksack für Kampfeinsätze wieder – „das hier ist die Hilfe aus Amerika für Sabadani bislang. Ein Rucksack. Kam vor drei Tagen an. Mit welchem Recht urteilt Amerika?“

Den Kampf gegen die Panzer könnten sie nicht gewinnen, gesteht Abu Adnan ein, Kommandeur des Hamsa-Bataillons, Sabadanis größter Rebellengruppe. „Wir sind unten, die sind oben.“ Lebensentscheidende Sekunden aber haben sie trotzdem gewonnen: Vor allen Panzerstellungen liegen inzwischen Späher zwischen Bäumen und Büschen, vor den wichtigsten sind Kameras installiert, deren Aufnahmen in einem unterirdischen Kontrollraum in Sabadani zusammenlaufen. Schon wenn der Motor eines Panzers startet, wird Alarm gegeben: „Kassif! Kassif! Kassif!“ Granaten! Der gellende Warnruf

Über die rote Linie

Briten und Franzosen warnen: Assad setze bereits Chemiewaffen ein.

Es war ein gespenstischer Angriff in Dschubar, einem Randbezirk von Damaskus, der von Rebellen gehalten wird: Am Sonntag vor einer Woche schlug dort eine Granate ein. Wie üblich brachten Helfer die Opfer in improvisierte Krankenhäuser. Doch diese Opfer hatten keine äußeren Verletzungen. Sie litten unter üblen Erstickungsanfällen.

Die Furcht, dass Diktator Baschar al-Assad Giftgas gegen sein eigenes Volk einsetzen könne, gibt es seit Anfang des Aufstands. Doch jetzt haben die britische und die französische Regierung nach einem Bericht der „Washington Post“ erstmals behauptet, dass Assads Armee seit Dezember wiederholt chemische Kampfstoffe verwendet habe. Bodenproben und Zeugenaussagen hätten erwiesen, dass in den Regionen von

Aleppo und Homs, möglicherweise auch in Damaskus, Nervengas eingesetzt worden sei, heiße es in einem Bericht an Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon.

Nach Schätzungen westlicher Geheimdienste verfügt Syrien über Hunderte Tonnen Giftgas: VX, Sarin, Senfgas und andere Kampfstoffe. Zuletzt hatte die Regierung in Damaskus einer Uno-Untersuchungsgruppe die Einreise verweigert – obwohl sie selbst um deren Entsendung gebeten hatte.

US-Präsident Barack Obama hat schon vergangenen August eine „rote Linie“ gezogen für den Fall eines Chemiewaffeneinsatzes – nur sagte er nicht, was er dann tun würde: Militärisch eingreifen? Oder eine neue rote Linie ziehen?

Beweise würden Obama nun unter Zugzwang setzen. Entsprechend ver-



FOTOS: DER SPIEGEL

ZERSTÖRTE MOSCHEE: Die Armee schießt regelmäßig vormittags und am Nachmittag für eine bis zwei Stunden. Auch eine Kirche und ein Kloster wurden verwüstet.

per Sprechfunk treibt binnen Sekunden jeden in den nächsten Hauseingang.

Vom Turm der orthodoxen Markuskirche hat ein Panzer die Hälfte weggeschossen, das Dach der mehr als tausend Jahre alten Moschee ist nach mehreren Treffern eingestürzt. Verwüstet sind auch die katholische Kirche, das Nonnenkloster, der Bahnhof, das Kulturzentrum. Selbst am Friedhof waren Männer eine halbe Nacht lang damit beschäftigt, Schädel und Knochen von der Straße zu sammeln, um sie im Krater zwischen den Gräbern abermals zu bestatten. Nur ein Gebäude mitten im Zentrum bleibt stets verschont:

die Zentrale der „Allgemeinen Staatssicherheit“ des Regimes, in der 20 Mann unter Befehl eines Oberst Assam weiter ausharren. Eigentlich gehört die Staatssicherheit zu den Organen des staatlichen Schreckens in Syrien. Aber in Sabadani hielten sich Oberst Assam und seine Truppe aus allen Kämpfen heraus. Weder verhafteten oder töteten sie Demonstranten noch liefen sie über. Sie blieben einfach.

„Die tun uns nichts, wir tun ihnen nichts“, mit diesen Worten beschreibt Kommandeur Abu Adnan das Arrangement. Natürlich, so die offizielle Version, sähe man es lieber, sie liefen über. Aber:

halten blieb die Reaktion von Washingtons oberstem Geheimdienstkoordinator James Clapper auf die französisch-britischen Angaben: Man prüfe die Vorwürfe noch, sagte er in einer Senatsunterrichtung.

Einiges deutet darauf hin, dass die syrische Führung dieselbe Taktik verfolgen könnte wie zuvor mit konventionellen Waffen: Sie steigert das Ausmaß der Gewalt behutsam, um die Reaktionen des Westens zu testen und um Panik unter der Bevölkerung zu verbreiten.

Ein niedrig dosierter Einsatz chemischer Waffen könnte zum Beispiel die Symptome der Verletzten eines Angriffs Ende März in Aleppo erklären: Auf Videoaufnahmen sind Helfer ohne Schutzanzug zu erkennen, die sich um röchelnde und nach Luft schnappende Verletzte kümmern. Hätte die Armee massiv hochpotente Kampfgase wie VX oder Sarin benutzt, hätten Helfer und Verletzte nicht überlebt.

Lange blieb die Weltöffentlichkeit skeptisch. Die Rebellen hatten mehrfach aus Unkenntnis Angriffe mit Phosphor-

bomben, die unter starker Rauchentwicklung brennen und kaum zu löschen sind, als Chemie-Angriffe bezeichnet – und wer zu oft Alarm gibt, dem glaubt man bald nicht mehr.

Was genau die französischen und britischen Experten nun gefunden haben, war Ende vergangener Woche noch unklar. Verwechslungen mit Tränengas schlossen die Analysten des Verteidigungsministeriums in London aber aus. Man sei sich „ziemlich sicher“, das tödliche Kampfstoffe, mutmaßlich ein Stoff wie Sarin, eingesetzt worden seien.

Da gebe es, so der Schweizer Stefan Mogl, einer der weltweit führenden Chemiewaffen-Experten, „eine ganze Reihe von Organo-Phosphat-Verbindungen, die sehr ähnliche Vergiftungserscheinungen wie etwa Sarin hervorrufen – aber eine geringere tödliche Wirkung haben“. Das würde Assads Regime nicht entlasten. Denn auch diese Stoffe gelten, im Krieg eingesetzt, laut einem internationalen Übereinkommen als Chemiewaffen.

„Solange die da sind, dreht das Regime nicht den Strom ab und schießt keine Scud-Raketen und kein Giftgas auf uns.“ Dass Sabadani Fernmeldeamt direkt neben der Staatssicherheit liegt, hat den Kellerbewohnern bis auf weiteres ihr Festnetz erhalten.

Vor dem Gebäude haben die Rebellen Wachen postiert, damit niemand sich an Oberst Assams Männern vergreift. Zu zweit und unbewaffnet, so der Deal mit dem Stadtrat, dürfen die vormittags einkaufen gehen in den verbliebenen Läden. Und der Oberst kann nach Damaskus durchgeben, dass er wie gewohnt alles unter Kontrolle hat.

Diese Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln klingt ungewöhnlicher, als sie ist. An verschiedenen Orten gibt es sogar Waffenstillstände. Die Armee ist so ausgedünnt, dass sie nur noch Truppen schicken kann, die sie woanders abzieht. Auch in Sabadani verhandelt der Stadtrat seit Wochen über Mittelsmänner mit dem Kommandeur der 4. Division über eine Feuerpause. Es ist ja die Zeit der Obstbaumblüte, und die Imker müssen raus mit ihren Bienenvölkern, ohne von der Armee erschossen zu werden.

Entscheidend aber ist etwas anderes: Beide Seiten brauchen die Pfade durchs Gebirge. Nahe Sabadani beim Dorf Ain Hur verlaufen die Wege und Tunnel für die mit Assads Regime verbündete Hisbollah, die von hier aus Raketen und andere Waffen aus ihren Depots in Damaskus in den Libanon bringt und Konvois mit Kämpfern nach Syrien schickt. Weiter südlich verläuft die Autobahn Damaskus–Beirut, die letzte sichere Route des Regimes ins Ausland. Würden die Rebellen hier angreifen, würde das ganze Gebiet zur Kampfzone werden.

Daran hat niemand Interesse. Denn auch die Eingeschlossenen von Sabadani brauchen ihre Ameisenpfade, auf denen Medikamente, Waffen, Nahrungsmittel über die noch verschneiten Berge, 2000 Meter hoch, in die belagerte Stadt getragen werden. Keine der Kurierstaffeln aus Sabadani läuft dabei allein los. Stets folgt mindestens ein Mann als Nachhut, um sicherzustellen, dass dem Trupp keine Soldaten der Armee nachsetzen.

In einer der Nächte wird der Aufbruch einer Rebellengruppe plötzlich abgesagt: Auf dem Weg habe eine Armee-Einheit einen Hinterhalt gelegt. Über Funk werden zwei Hereinkommende gewarnt. Dann warten alle, stundenlang, bis die Soldaten sich zurückziehen und die Rebellen weiterlaufen können. Die von außen kommen gerade noch rechtzeitig in der Stadt an, bevor es wieder hell wird über Sabadani.



Video:
Auf Recherche in Syrien

spiegel.de/app172013syrien
oder in der App DER SPIEGEL



Polizeieinheit im Bostoner Vorort Watertown am Freitag: Journalisten twitterten die Funksprüche der Polizei

BRIAN SNYDER / REUTERS

USA

Täterjagd live

Die Suche nach den mutmaßlichen Attentätern von Boston konnte im Minutentakt nachvollzogen werden. Über die Motive der Täter wurde zuallererst auf Twitter spekuliert.

Die ersten Nachrufe auf sein angeblich so perfektes amerikanisches Leben wurden geschrieben, als die Jagd auf Dschochar Zarnajew, den zweiten Attentäter des Boston Marathon, gerade begonnen hatte.

„Mein Herz ist gebrochen“, twitterte die amerikanische Radiomoderatorin Robin Young. Es gibt ein Foto von Dschochar, das ihn im Smoking mit roter Fliege auf dem Abschlussball, der „Prom“, zeigt, er hält da ein Mädchen in den Armen. Dschochar sei einer der besten Freunde ihres Neffen gewesen, und sie wolle ihm ein ehrwürdiges Andenken bewahren, so die Moderatorin. „Haltet Dschochar in guter Erinnerung, einen hübschen Jungen im Smoking“, schreibt Young.

Elf und neun Jahre lang haben Dschochar und sein Bruder Tamerlan in den Vereinigten Staaten gelebt, bevor sie am vergangenen Montag in der Nähe der Ziellinie des Boston Marathon zwei Bomben deponierten. Zwei Jungen, geboren in eine tschetschenische Familie, die

Freunden zufolge ein normales amerikanisches Leben lebten und nun für das Grauen verantwortlich gemacht werden: die blutverschmierten Bürgersteige, die mehr als 170 Verletzten und die 3 Toten, darunter ein Achtjähriger.

Warum die Brüder die Anschläge verübt haben, wer ihnen dabei half und ob dabei eine radikale islamistische Ideologie eine Rolle spielte, blieb bis zum späten Freitag im Unklaren. Irgendwann in dieser Nacht umzingelte die Polizei den 19-jährigen Dschochar, der sich in einem Garten im Bostoner Vorort Watertown versteckt hatte. Sein Bruder Tamerlan war bereits zuvor bei einem Schusswechsel ums Leben gekommen. Ob sich die Tat der beiden mit tschetschenischem Islamismus erklären lässt, mit einer schleichenden Radikalisierung in einem fremden Land oder ob sie eher mit Amokläufern wie jenen von Columbine und Newtown vergleichbar ist, mit dem Wunsch von Außenseitern, eine Spur aus Blut und Terror zu hinterlassen, auch das stand noch nicht fest.

Und natürlich stellt sich wieder einmal die Frage, woher die Täter Waffen und Sprengstoff hatten – in einer Woche, in der der Senat eine Verschärfung der Waffengesetze abgelehnt hat, umso mehr.

Tamerlan, der Ältere der beiden, soll sich gegenüber einem Fotografen schon im Jahr 2009 als „sehr religiös“ bezeichnet haben. Er erklärte, er trinke keinen Alkohol und zeige sich, obwohl er Boxer sei, nie mit nacktem Oberkörper, „damit die Mädchen nicht auf falsche Gedanken kommen“. Seine portugiesischstämmige Freundin sei ihm zuliebe zum Islam konvertiert. Er brach sein Studium ab und sagte damals: „Ich habe keinen einzigen amerikanischen Freund. Ich verstehe die nicht.“ Auf einer YouTube-Seite sammelte Tamerlan religiöse Videos des Hasspredigers Scheich Feiz Mohammed, es findet sich auch ein Ordner, der mit „Terrorists“ überschrieben ist – die Videos darin sind allerdings gelöscht. Im vergangenen Jahr soll er sechs Monate lang in Russland gewesen sein, von Januar bis Juli.

Tamerlan mochte angeblich den tschetschenischen Liedermacher Timur Muzurajew. Einige seiner Lieder sind in Russland verboten, sie waren Hymnen des Widerstands gegen Russland. „Uns rettet nur der heilige Krieg“, heißt es in einem. Ein anderes ist mit dem russischen Wort für Selbstmordattentäter überschrieben und hört sich an wie eine Anleitung zum Terroranschlag: „Kämpft bis zum Letzten auf dem Weg zu Allah. Die Zeit ist reif, ihm ins Gesicht zu schauen.“

Der jüngere Bruder lebte dagegen vergleichsweise angepasst: Er hatte 2011 die „Cambridge Rindge and Latin“-Schule abgeschlossen, auch Matt Damon und Ben Affleck waren dort. Die Stadt Cambridge gewährte Dschochar ein Stipendium, das mit 2500 Dollar dotiert war, nur 45 Stipendien werden jedes Jahr vergeben. Die früheren Mitschüler bezeichnen ihn als ruhig, als freundlichen, beliebten Jungen, der ein erfolgreicher Wrestler gewesen sei.

Der einzige Hinweis, den es auf eine religiöse Gesinnung bei ihm gibt, findet sich auf Dschochars Profilbild beim russischen sozialen Netzwerk VKontakte. Da gibt er als Weltanschauung „Islam“ an, aber er legte seine Religion offenbar nicht allzu streng aus. Er soll auf Partys gelegentlich getrunken oder gekifft haben. Im vergangenen Jahr nahm er die amerikanische Staatsbürgerschaft an, ausgerechnet am 11. September. Ein Zufall?

Die Familie der Attentäter war vor den Grauen des Tschetschenien-Kriegs erst ins ferne Zentralasien geflüchtet. Später in Dagestan bemühte sich der Vater um eine gute Ausbildung der Söhne. Von September 2001 bis März 2002 besuchten sie die Schule Nummer 1 in Machatschkala, der Hauptstadt der Kaukasusrepublik, die prestigeträchtigste der Stadt.

Machatschkala liegt nur 50 Kilometer vom umkämpften Tschetschenien entfernt, wo Tamerlan und Dschochar Verwandte haben. Es ist wahrscheinlich, dass sie damals viel von den Grausamkeiten der russischen Sicherheitskräfte gehört haben. Die tschetschenischen Rebellen, unterstützt von Islamisten aus arabischen Ländern, waren für viele Menschen im Kaukasus Helden. Ihren jüngeren Sohn benannten die Eltern vermutlich nach General Dschochar Dudajew, dem ersten gewählten tschetschenischen Präsidenten. Aber bedeutet das auch, dass damals bei ihnen schon der Hass auf die „Ungläubigen“ gesät worden ist?

Die Geschichte der Einwandererkinder, die in ihrem neuen Heimatland nie ganz angekommen sind, erinnert an den Lebenslauf vieler Dschihadisten und an die Geschichte von Mohamed Merah. Der Sohn algerischer Einwanderer aus Toulouse hatte sich schleichend radikalisiert, bis er vor gut einem Jahr Anschläge auf französische Soldaten und eine jüdische Schule beging. Der Fall Merah gilt heute als besonders beunruhigendes Beispiel von „homegrown terrorism“, von Terrorismus, der weniger in pakistanischen Trainingscamps genährt wurde, sondern in den tristen Vororten von Paris oder New York.

Der Familie Zarnajew fiel es nicht leicht, in Amerika Fuß zu fassen. Anzor Zarnajew, der Vater der Täter, galt als begabter Automechaniker, er wollte seine eigene Werkstatt eröffnen, als er mit Frau und Kindern 2002 in die USA kam. Aber er lernte kaum Englisch, berichtet ein

Freund in US-Medien, daran scheiterten seine Pläne. Er nahm Gelegenheitsjobs an, oft für nur zehn Dollar pro Stunde. Dass er gern auf der Straße an defekten Autos herumbastelte, irritierte seine Nachbarn. Vor etwa zwei Jahren erkrankte Anzor an Krebs, berichtet ein Freund der Familie. Amerika blieb für ihn ein Versprechen, das sich nie erfüllte. Zarnajews Schicksal ist eines, das viele Einwanderer teilen. Spielte das eine Rolle bei der Radikalisierung seiner Söhne? Würden sie deshalb zu Mördern?

Die vergangenen Tage in Boston haben ein weiteres Mal gezeigt, dass vorschnelle Schlüsse wenig hilfreich sind. Alte und neue Medien spielten in den Stunden und Tagen nach dem Anschlag eine unglückliche Rolle: Die „New York Post“ druckte auf der Titelseite ein Foto von gleich zwei falschen Verdächtigen, CNN bezeichnete vorschnell „einen dunkelhäutigen Mann“



Attentäter Dschochar Zarnajew
„Ein hübscher Junge im Smoking“



Attentäter Tamerlan Zarnajew
Radikalisierung im fremden Land

als möglichen Attentäter, und schließlich meldeten mehrere Medien, ein Täter sei verhaftet worden, obwohl das nicht stimmte. Schon nach dem Amoklauf von Newtown waren selbst angesehene Medien der Versuchung erlegen, Nachrichten aus Internetquellen ungeprüft zu übernehmen. Nun folgte auch auf den Anschlag in Boston eine gewaltige Flut an Informationen, die ungefiltert durchs Internet strömten, und nicht nur jeder Einzelne, auch die großen Medienorganisationen schienen überfordert damit, die Fakten von Gerüchten zu trennen.

Es ist nicht das erste Mal, dass soziale Medien die Verbreitung von Nachrichten beschleunigen und zugleich für Verwirrung und Hysterie sorgen. Es zeigte sich einmal mehr das Dilemma von Nachrichtensendern wie CNN, die in ihrer Berichterstattung langsamer sind als Twitter, aber beim Versuch mitzuhalten immer wieder Falschmeldungen produzieren. Der Comedian Stephen Colbert witzelte, die „vier W des Journalismus“ seien inzwischen: „Wer, wie auch immer, und warum warten?“

Der Wahnsinn der Echtzeitberichterstattung erreichte seinen Höhepunkt in der Nacht auf Freitag, kurz nachdem das FBI die Fahndungsbilder der beiden Verdächtigen bekanntgegeben hatte. Es begann eine öffentliche Suche, bei der etwa die Nutzer des Internetdienstes Reddit wahllos Verdächtige outeten, die mit der Sache nichts zu tun hatten.

Als die wahren Verdächtigen schließlich die Nerven verloren und sich eine Schießerei mit der Polizei lieferten, waren die folgenden Ereignisse auf Twitter zu verfolgen, ganz so, als wäre man dabei: Einwohner des Bostoner Vororts Watertown luden Fotos ihrer durchschossenen Wände hoch und lieferten Augenzeugenberichte, Journalisten twitterten live aus den Funksprüchen der Polizei, denen in jener Nacht bis zu 90 000 Menschen im Internet zuhörten, dazu kamen die Live-streams der Lokalfernsehsender.

So wurde die Verfolgungsjagd zu einem filmischen Erlebnis, nur verstehen ließ sich die ganze Sache dadurch nicht besser. Falschinformationen verbreiteten sich ebenfalls schnell – im Polizeifunk wurde kurz der Name eines indischstämmigen Studenten genannt, der von seiner Familie seit fünf Wochen vermisst wird. Auf Twitter galt der junge Mann wenig später schon als Attentäter, bis dementiert wurde – ebenso schnell wie zuvor verdächtig. Als die Namen der beiden Brüder Tamerlan und Dschochar dann publik wurden, fanden sich auf Twitter in kürzester Zeit Fotos der Männer, Facebook-Zitate von ihnen und Informationen über ihr Vorleben. Früher musste man tagelang auf solche Informationen warten. Aber das war in einer anderen Welt.

MARC HUIER, MATHIEU VON ROHR,
MATTHIAS SCHEPP, GREGOR PETER SCHMITZ

ESSAY

Die Lehren von Boston

Zivile Gesellschaften sind mit Bomben nicht zu erschüttern.

Von Ulrich Fichtner



Opfer des Terroranschlags von Boston: Obama brach mit der schlechten Tradition der Bush-Jahre

Die Blitze zweier Explosionen, abgerissene menschliche Gliedmaßen, drei Tote, darunter ein Kind, Tausende arglose Menschen attackiert von Mördern, die einem heiteren Tag die schlimmstmögliche Wendung geben – so ist es in Boston gewesen, und die schlechte Nachricht ist: So wird es wieder sein, bald oder später, an einem anderen Ort zu anderer Zeit, denn dies ist die Welt, in der wir heute leben.

Was sich in Boston ereignete, ist Alltag in Bagdad und Kabul, ist ständige Bedrohung in Tel Aviv und Jerusalem, ist ein Stachel der Angst in Moskau, Lahore und Islamabad. Große Gewaltakte sind Traumata geworden im nordossetischen Beslan, in balinesischen und tunesischen Dörfern, in Ägypten, in Algerien, in Norwegen. Sie haben sich eingraviert in die Geschichte großer, stolzer Städte wie London, Madrid, Mumbai und Marrakesch, Istanbul, Jakarta und New York.

Dort überall haben sich seit dem 11. September 2001 Terroranschläge ereignet, von den Mördern stets irgendwie begründet mit islamistischen oder rechtsextremistischen Wahnvorstellungen, mit nationalistischen oder separatistischen Meisterplänen. All die -ismen fügen sich freilich immer nur zu verquastem Palaver, denn ihre Frontkämpfer werden am Ende nie erklären können, warum und wozu es sinnvoll sei, wahllos Kinder umzubringen.

In die Trauer mischt sich deshalb unsagbare Wut, und letztere kann, zumal in Amerika, übermächtig werden. Zu Zeiten von George W. Bush wurde den Tätern stets mit Tod und Krieg gedroht, mit gnadenloser Verfolgung bis ans Ende der Welt. Es wurde versprochen, die Terroristen mit allen Mitteln zur Strecke zu bringen – ohne zu erkennen, dass in solch blinden Ver-

balschlägen die eigentliche Gefahr liegt, die vom Terrorismus ausgeht. Wo die schuldlos Angegriffenen selbst zur Keule greifen, beginnen die barbarischen Denkmuster der Angreifer ihre giftige Wirkung zu entfalten.

Amerika war seit dem 11. September zu oft zu schnell bereit, an der Stärke des zivilen Rechtsstaats zu zweifeln. Die Folter wurde als „verbesserte Verhörmethode“ wieder gutgeheißen, an Terrorverdächtigen wird bis heute, ohne Anhörung, ohne Prozess, die Todesstrafe per Drohnenschlag vollzogen. Das Lager von Guantanamo bleibt ein Symbol dafür, dass die führende Macht des Westens es mit den eigenen Werten nicht mehr allzu genau nimmt – und all dies schwächt den Terror nicht, sondern stärkt ihn.

Ermutigend sind die ersten offiziellen Reaktionen, die nach dem Terror von Boston in Amerika zu hören waren. Präsident Barack Obama mühte sich, einen ruhigen Ton vorzugeben und brach mit der schlechten Tradition der Bush-Jahre, den Rechtsstaat als Rächer aufzurufen. Er tat dies im vollen Bewusstsein, dass Amerika keine neuen Anti-Terror-Gesetze, keine neuen Behörden, keinen Ausbau der Polizei- und Geheimdienstapparate und vor allem keine neuen Brandreden braucht.

Gewiss: Die dramatische Fahndung nach den beiden Tätern erinnerte anschließend doch wieder an eine Menschenjagd, und die sozialen Netzwerke – Twitter voran – waren mit falschen Verdächtigungen und vielen Hasstiraden geflutet. Aber das ändert nichts an der Qualität von Obamas Auftritt, dessen Rede in gutem Sinne staatsmännisch war: gelassen und voller Selbstvertrauen auf seine eigene, breit legitimierte, zivile Macht.

Es war Queen Elizabeth II., die diesen Ton nach den Bombenanschlägen von London im Jahr 2005 mustergültig gefunden hatte. Die Königin sprach damals zu ihren Untertanen von Trauer und Mitleid mit den Opfern, sie dankte den Hilfskräften und der Londoner Bevölkerung, und dann sagte sie, kurz und trocken: „Jene, die solch brutale Akte gegen unschuldige Menschen verüben, müssen wissen, dass sie unseren Way of life nicht ändern werden.“

So klingt die Stimme der Zivilisation, und sie darf nicht verstummen, nur weil ein paar Höhlenmenschen jetzt immer draußen vor der Tür stehen. Man sollte sich den Gedanken der Queen und die ruhigen Worte Obamas heute und in Zukunft überall dort laut vorlesen, wo der Terror gerade wieder zugeschlagen hat. In der Tat kann die Botschaft an die Mörder nur lauten: Ihr könnt unser Leben nicht ändern. Ihr könnt eure Bomben legen, wie ihr wollt – unsere Kultur, unsere Werte, unsere Gesellschaften sind stärker als eure Zerstörungswut. Das sind die besten Antworten auf jedweden Terror.

Sie beruhen auch auf einer kühlen Beurteilung dieser gewalttätigen Epoche, die zu Beginn des Jahrhunderts ihren Anfang nahm. Leider fehlt diese Kühle vielen Amerikanern noch immer. Es mag ungebührlich scheinen, kurz nach einem schrecklichen Anschlag Opferzahlen relativieren zu wollen, aber eine Beobachtung drängt sich doch immer wieder auf: Das Echo auf Terrorakte in Amerika ist stets unverhältnismäßig groß. Die sozialen Netzwerke verstärken diese Tendenz noch, und wer den Strom der Tweets zu Boston verfolgt hat, könnte meinen, amerikanische Opfer seien bedeutsamer als andere.

Es braucht keine Prophetengabe, um vorauszusagen, dass die mediale Reaktion auf Boston wieder viel ausführlicher und dauerhafter sein wird, als das in vergleichbaren Fällen in anderen Ländern die Regel ist. Als im August 2007 bei Selbstmordanschlägen mit vier Sprengsätzen im irakischen Distrikt Sindschar fast 800 Menschen getötet und mehr als 1500 verletzt wurden, war das Medienecho hinterher laut, aber doch viel leiser, als es nun im Fall Bostons – mit drei Toten und gut 180 Verletzten – der Fall ist. Die Bombe von Bagdad, die am Donnerstagabend 27 Menschen in den Tod riss, war schon am Freitag eine Meldung unter fernem Liefen.

Hier wird mit zweierlei Maß gemessen, und darin liegt ein Skandal, der kaum je thematisiert wird. Wenn uns aber daran liegt, dem Terrorismus das Wasser abzugraben, sollten wir uns im Westen für die Geschichten der Opfer in aller Welt mit der gleichen Anteilnahme und demselben Mitgefühl interessieren wie für jene aus Amerika. Nur dann kann eine Internationale gegen den Terror entstehen.

Stattdessen findet regelmäßig eine Art westliche Nabelschau statt, die die Wahrnehmung verzerrt. Die „New York Times“, die es besser wissen müsste, verglich die Szenen im Zielbereich des Bostoner Marathons mit einem Kriegsgebiet – aber das ist genau der Zungenschlag, den Obama in seiner Rede vermied. Boston ist kein Kriegsgebiet und sieht auch nicht so aus, wenn dort zwei Bomben explodieren, selbst wenn die tagelangen Endlosschleifen des Fernsehens anderes suggerieren.

Ein Kriegsgebiet wird aus Boston nur, wenn man den Krieg dauernd im Kopf hat. Es ist ein Sprachbild, das nur dem einfällt, der sich im Kriegszustand wähnt. Vielen Amerikanern – und vielen amerikanischen Politikern – ist genau das in den vergangenen Jahren bedauerlicherweise widerfahren.

Statt sich unbeirrt dem friedlichen Aufbau des Landes zu widmen, seiner Kultur, seinen vielen sozialen Problemen, aber auch seinen vielen Stärken, haben sie sich gefährlich anfressen lassen vom diffusen Gefühl einer andauernden nationalen Bedrohung. Statt, wie es die Queen formulierte, am eigenen Way of life festzuhalten, schickten sie sich an, ihn zum Schlechteren

zu verändern, in der irrigen Hoffnung, absolute Sicherheit herstellen zu können. Aber Absolutes ist in Demokratien nicht zu haben.

Wir müssen uns eingestehen, dass es auf die Frage, wie Regierungen und freiheitliche Gesellschaften auf die Bedrohung durch den heute zersplitterten Mikro-Terrorismus reagieren sollten, keine vollumfängliche befriedigende Antwort gibt. Die technische Seite des Problems scheint inzwischen so gut wie gelöst: In aller Welt sind seit dem Schock des 11. September robuste Sicherheitsapparate entstanden. Ihre Erfolge im Kampf gegen den Terror sind unbestreitbar, und zahlreiche Anschläge wurden schon im Ansatz durch die professionelle Arbeit von Polizisten, Geheimdienstlern und Soldaten vereitelt.

Auch verfügt die Justiz heute über ausreichend Spielraum, Ermittlungen zu führen und Täter selbst dann zu verurteilen, wenn die Tat erst geplant und noch nicht ausgeführt wurde. Ungelöst ist aber die Frage, wie der gesellschaftliche Dauerstress zu mildern wäre, der politisch-kulturelle Flurschaden, den Terroristen anrichten. Unklar ist, wie zu verhindern wäre, dass dieser Stress langfristig unsere offenen, freiheitlichen Gesellschaften in geschlossene, unfreie verwandelt. Diese Gefahr ist groß, in Amerika wie in Europa.

Es stellen sich schon heute ein paar bange Fragen: Sind etwa die Niederlande heute, nach den islamistisch motivierten Morden dort, nach den vielen schrillen Debatten über Zuwanderung und die muslimische Minderheit, noch dasselbe liberale Land wie vor zehn, zwanzig Jahren? Kann Norwegen nach

den furchtbaren Taten des Irren Anders Breivik seine kultivierte Demokratie ohne Abbrüche erhalten? Hat Großbritannien, wo es im öffentlichen Raum wahrscheinlich mehr Überwachungskameras gibt als irgendwo sonst, wirklich vermocht, in den Jahrzehnten des IRA-Terrors und

den jüngeren Umtrieben durch muslimische Extremisten seinen Way of life zu erhalten?

Es gibt, aus der Welt der Statistik und der Soziologie, Hinweise darauf, wie rätselhaft sich gesellschaftliche Debatten und kollektive Gefühlslagen oft gestalten. Die Furcht vor Kriminalität etwa kann sich in einer Gesellschaft von der realen Gefahrenlage völlig abkoppeln. Sie kann gering sein, obwohl die Gefahr hoch ist, sie kann aber auch völlig übertrieben sein, obwohl kaum Gefahr besteht. Medien spielen dabei eine wichtige und oft unrühmliche Rolle, und im Zusammenspiel mit Politikern können sie die Selbstwahrnehmung von Gesellschaften entscheidend mitbestimmen.

Amerika hat, in den Jahren seit dem 11. September, die reale Gefahrenlage lange Zeit verkannt. Ja, eine Bedrohung, eine furchtbare Möglichkeit war und ist immer da, aber die konkrete Gefahr für den Einzelnen, Opfer von Terroristen zu werden, war, bei Licht betrachtet, verschwindend gering. Sie stand jedenfalls in keinem Verhältnis zur gleichzeitig hitzig geführten Debatte über den Terror und wie sich das Land am besten und mit brutalsten Mitteln vor ihm schützen könnte. Daran ändert sich mit dem traurigen Tag von Boston nicht weiter viel.

Die Lehre von Boston ist nicht, wie jetzt hier und da wieder zu lesen und zu hören ist, dass der Terror nach Amerika zurückgekehrt sei. Er ist, in der prekären Epoche, in der wir leben, sowieso immer furchtbare Möglichkeit, und wir sollten im Ernstfall nicht überraschter tun, als wir es sind. Je routinierter wir mit dem Terror umgehen, desto schwächer wird er werden. Je mehr wir uns auf die zivile Kraft unserer modernen, demokratischen Gesellschaften besinnen, desto sinnloser werden alle Angriffe. Die Lehre von Boston heißt: Unser Way of life ist mit Bomben und Terror nicht kaputtzumachen. Der Boston Marathon 2014 wird stattfinden. Und er wird ein neues Fest werden. ◆

Je routinierter wir mit dem Terror umgehen, desto schwächer wird er werden.

CHINA

„Traut euch mehr“

Der blinde Menschenrechtsaktivist Chen Guangcheng über sein Leben im US-Exil, die neue Führung in Peking und die ängstliche Chinapolitik Obamas



CARL G. FRIEDRICH

Aktivist Chen: „Ich freue mich jeden Tag, wie warm die Sonne hier scheint“

Chen Guangcheng, 41, wuchs im ländlichen China auf, erwarb im Selbststudium Grundkenntnisse der Rechtswissenschaften und beriet Behinderte und Eltern, die Opfer von Pekings Ein-Kind-Politik wurden. Er protestierte gegen Zwangssterilisationen und -abtreibungen. Die Kommunistische Partei stellte ihn 2005 unter Hausarrest, 2006 wurde er verhaftet und verurteilt. Im April 2012 floh er aus dem Hausarrest in die US-Botschaft in Peking und durfte nach langen Verhandlungen ausreisen. Inzwischen studiert er an der New York University. Diese Woche besucht Chen Berlin.

SPIEGEL: Sie leben heute im schönen Greenwich Village in New York – Tausende Kilometer von China entfernt. Fühlen Sie sich privilegiert oder abgeschohen?

Chen: Inzwischen lässt sich online so leicht kommunizieren, dass ich mir nicht wirklich wie im Exil vorkomme. Außerdem habe ich meine Ausreise keine Minute bereut. In New York sind meine Frau, meine Kinder und ich endlich sicher nach all diesen Jahren in China. Sie können sich nicht vorstellen, wie schrecklich es dort war. Die Schergen der Partei sind fast jeden Tag in unser Haus eingedrungen, sie schlugen alles kurz und klein, sie klauten Wertsachen, sie verprügelten meine Familie und mich.

SPIEGEL: Bis Sie es nicht mehr aushielten und flohen.

Chen: Glauben Sie mir, diese Entscheidung war die schwerste meines Lebens. Man lässt nicht einfach seine Heimat im Stich. Aber es gab keinen Ausweg mehr.

SPIEGEL: Verwandte von Ihnen leben noch in China. Sind sie sicher?

Chen: Leider nein. Mein Neffe wurde ins Gefängnis gesteckt, er muss jeden Tag 14 Stunden Zwangsarbeit leisten. Man hat ihn gefoltert, binnen wenigen Wochen hat er zehn Kilo abgenommen. Ich mache mir große Sorgen um ihn.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich auch hier in den USA bedroht?

Chen: Ich bin mir zu 100 Prozent sicher, dass die Kommunistische Partei mich weiter beschattet. Deren Funktionäre geben sich wenig Mühe, dies zu verbergen. Die Telefone aller Menschen, mit denen ich kommuniziere, werden abgehört. Ich bin sehr vorsichtig in Gesprächen.

SPIEGEL: Wie verbringen Sie Ihre Tage im Exil?

Chen: Morgens schreibe ich an einem Buch über meine Flucht. Nachmittags versuche ich Englisch zu lernen und das US-Rechtssystem zu verstehen.

SPIEGEL: Haben Sie Hoffnung, dass sich unter dem neuen Präsidenten Xi Jinping die Verhältnisse ändern werden?

Chen: Alle zehn Jahre, wenn die Führung wechselt, hoffen die Chinesen auf einen

Neuanfang. Aber außer schönen Worten passiert nichts. Das neue Regime ist nur die Fortsetzung des alten Regimes. Wenn Xi so fortschrittlich ist, warum schafft er dann nicht die Propagandaabteilung ab?

SPIEGEL: Schätzen Chinesen Wohlstand und Stabilität mehr als Demokratie?

Chen: Wer so denkt, weiß nichts über das moderne China. Das Volk will Demokratie. Dieses Gerücht vom chinesischen Streben nach Stabilität ist von Parteioberen gesteuert, um ihre Macht zu zementieren. Harmonie heißt auf Chinesisch, dass alle miteinander auskommen, aber nicht, dass alle das Gleiche denken müssen.

SPIEGEL: Immerhin hat die Partei Millionen Menschen aus der Armut befreit.

Chen: Das ist die nächste Illusion: Egal wie rasch die Wirtschaft wächst, die Mittel fließen doch nicht in erster Linie an die Armen. Das meiste Geld gibt die Kommunistische Partei für ihren Machterhalt aus. Ihr Etat für „innere Sicherheit“ ist größer als der für Verteidigung.

SPIEGEL: Wie viel Angst hat Chinas Führung der Arabische Frühling bereitet?

Chen: Sie waren zu Tode erschrocken, weil sie fürchteten, die Bewegung werde auch China erreichen. Ehrlich gesagt, zu Recht, denn es gibt viele Graswurzelbewegungen. Sie finden nur noch nicht so viel Beachtung wie in der arabischen Welt. Aber meine Freunde und ich wissen, dass wir um Demokratie kämpfen müssen, sie fällt nicht vom Himmel.

SPIEGEL: Sind Sie enttäuscht, dass Präsident Barack Obama Sie bislang nicht empfangen hat?

Chen: Ach, ich habe gehört, dass Obama sich nicht traut, weil die US-Regierung den Chinesen im Gegenzug für meine Ausreise Diskretion zugesagt hat. Ursprünglich hatten die Chinesen allerdings auch versprochen, die Repressalien gegen mich zu untersuchen. Das ist natürlich nicht geschehen.

SPIEGEL: Was würden Sie Obama bei einem Treffen sagen?

Chen: Bei Menschenrechten keine Kompromisse einzugehen: sich mehr zu trauen! Amerika will weltweit für Demokratie einstehen, aber es spricht nicht einmal direkt mit dem chinesischen Volk. Das ist falsch und töricht. Denn früher oder später wird China demokratisch werden. Und die neue Regierung dürfte sich genau erinnern, wer früh an ihrer Seite stand.

SPIEGEL: Wollen Sie bald nach China zurückkehren?

Chen: Noch nicht, das wäre zu gefährlich. Aber ich vermisse meine Familie, meine Heimatstadt. Eigentlich vermisse ich alles – bis auf das verseuchte Wasser, die abgeholzten Wälder, die dreckige Luft. Ich freue mich jeden Tag, wie warm und hell die Sonne in Amerika scheint. So etwas habe ich in China seit meiner Kindheit nicht mehr erlebt.

INTERVIEW: GREGOR PETER SCHMITZ



Die
Bundesregierung



„Wir nutzen unsere Chance: Wir haben uns für Pflege zu Hause entschieden.“

Die Pflegeversicherung gibt den Pflegebedürftigen jetzt mehr Wahlmöglichkeiten. Deshalb können sich Ümmü Cirakbel und ihr Mann zu Hause betreuen lassen. Ihre Tochter Ayten Yilmaz, selbst Altenpflegerin, hilft dabei mit.

Auch für Demenzzranke bietet die Pflegeversicherung seit Anfang des Jahres bessere Leistungen. Denn jeder soll in Würde alt werden können.

Mehr Informationen im Chancenheft. Sie finden es unter www.bundesregierung.de oder können es unter 01805 77 80 90* bestellen.



* 14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, Mobilfunk max. 42 Cent/Min.



GROSSBRITANNIEN

Harry und die Plastikwelt

Lange galt der Bruder von Prinz William als der Flegel der Königsfamilie. Bei jungen Briten ist er wohl gerade deshalb so beliebt wie kein anderes Mitglied der Royals.

Soldat Harry in Afghanistan

Wer Henry Charles Albert David näherkommen möchte, kann die sieben oder acht Biografien lesen, die über den 28-Jährigen bislang erschienen sind. Man erfährt aber mehr, wenn man die Bars besucht, in denen Prinz Harry regelmäßig versackt.

„Unglaublich netter Kerl“, sagt der Barkeeper im Rum Kitchen. „Bodenständig, sehr lustig“, sagt die Kellnerin in Bodo's Schloss. „Unverstellt“, sagt der Chef des Mahiki. Harry gleitet durchs Londoner Nachtleben wie viele in seinem Alter, die viel Geld und einen Hang zu kitschiger Deko haben. Schon das ist ungewöhnlich an diesem Prinzen: seine Gewöhnlichkeit.

Natürlich hat Harrys Mutter viel dazu beigetragen, dass ihr Sohn weniger verklemt aufwuchs als ihr Ehemann. Diana, die tragische Princess, kämpfte bis zuletzt dafür, dass Harry und sein Bruder William nicht zermalmt wurden von der königlichen Disziplinarmaschine, die für jedes Blinzeln ein Ablaufprotokoll bereithält. Wie es aussieht, hatte Diana den größten Erfolg bei ihrem jüngeren Sohn.

„Harry unternimmt alles, um ein möglichst normales Leben zu führen“, schreibt der Journalist Chris Hutchins, dessen Harry-Biografie in dieser Woche erscheint. Ein Prinz, der sich besäuft, ist den Briten schon deswegen sympathisch, weil sie sich in ihm wiedererkennen. Auf der Liste der beliebtesten Mitglieder des Königshauses rückte Harry kürzlich auf den dritten Platz vor, hinter Prinz William und der Königin, noch vor seinem Vater Charles. Junge Briten himmeln ihn als den lässigsten Windsor an, den England seit langem hat.

Jede Monarchie lebt von Bildern, Glanz und Ritualen, aber die Gefahr ist, dass sie in diesen Ritualen irgendwann erstarren. Das ließ sich zuletzt vergangene Woche bei der Trauerfeier für Margaret Thatcher in der St.-Paul's-Kathedrale beobachten, als die Königin und ihr Gatte eine Stunde lang fast unbeweglich auf samtbezogenen Stühlen hockten. Sie saßen da wie ihre eigenen Wachsfiguren. Über Prinzessin Kate schrieb die britische Autorin Hilary Mantel, sie sei so perfekt, als wäre sie von einem Komitee entworfen und von Handwerkern zusammengesetzt worden.

Harry dagegen ist unberechenbar, widerspenstig und impulsiv, ein Mensch wie seine Mutter. Er wirkt lebendig in dieser Welt voller Plastiklächeln. Und inzwischen begreift auch seine Familie, wie wertvoll ein Prinz sein kann, wenn er sich nicht an alle Regeln hält. Fast mehr noch als seinem Bruder fällt Harry die Aufgabe zu nachzuweisen, dass die Windsors kein verbrauchtes Adelsgeschlecht sind, dass sie die Monarchie ins 21. Jahrhundert führen können. Auch deshalb wird Harry immer wichtiger. Und er wird mit wachsender Aufmerksamkeit beobachtet: Ein Schwarm von Kameras und

Mikrofonen wartet permanent auf seinen nächsten Aussetzer. Harry hasst das, weil es ihn daran erinnert, dass er nicht gewöhnlich ist. Spätestens seit dem Unfall seiner Mutter 1997 in Paris verabscheut er Paparazzi, am liebsten würde er sie von der Insel jagen. Doch die Monarchie ist auf die Sympathien des Volkes angewiesen, heute eine Grundlage ihrer Legitimation. Harry weiß, dass er sich deshalb mit der Meute arrangieren muss.

Niraj Tanna ist einer aus dieser Meute. Bevor er sich 2005 der Königsfamilie widmete, fotografierte er Popmusiker und Schauspieler in London. „Stars haben aber keine Bedeutung“, sagt Tanna. „Die Monarchie dagegen ist relevant, und sie wird es auch in Zukunft bleiben.“ Außerdem mache es Spaß, Harrys Bodyguards auszutricksen.

Tanna ist erst 32, aber schon ein Veteran als Paparazzo. Er hat Harrys wechselnde Affären fotografiert, hat ihn betrunken erlebt, verzweifelt, glücklich, wütend. Auch Harry kennt Tanna, was es für den Fotografen mittlerweile schwierig macht, sich ihm unerkannt zu nähern. Der Party-Prinz ist ein gutes Motiv, weil er mit einer von Geburt an festgelegten Rolle ringt. Tanna rast zu jeder Tages- und Nachtzeit durch die Stadt, wenn er hört, dass Harry auf einer Feier gesichtet wurde. Seine Zuträger sind Kellner, Barkeeper, Gäste und die Betreiber der angesagtesten Lokale der Stadt. Bessere Werbung als einen Besuch von Harry gibt es für Londoner Wirte nicht.

Der Prinz ist zurzeit der Dritte in der Thronfolge, nach Charles und William. Wenn Kate ihr Kind zur Welt bringt, wird er an die vierte Stelle rutschen. Es müssten äußerst ungewöhnliche Umstände eintreten, damit er König wird, auch das gibt ihm die Freiheit, die sein Bruder nie besitzt. „Harry war immer schon derjenige mit der größeren Risikofreude“, sagt Ken Wharfe, sechs Jahre lang Bodyguard von Harrys Mutter. Anders als William wollte Harry unterhalten werden. Er rannte durch den Palast, warf Blumen-



Fotograf Tanna, Prinz Harry 2007
Paparazzi am liebsten von der Insel jagen

vasen um und kippte rote Lebensmittel-farbe ins Badewasser seines Leibwächters. Schon als kleiner Junge sagte er zu William: „Du wirst eines Tages König sein, ich nicht, also kann ich tun und lassen, was ich will.“**

Unter dem Tod seiner Mutter litt Harry wohl wie niemand sonst in der Familie. Er entdeckte früh den Alkohol, beim 50. Geburtstag seines Vaters riss er sich betrunken die Kleider vom Leib und rannte nackt zwischen den Gästen herum. Damals war er 14, später warf er in Cornwall mit Cidre-Flaschen um sich. Harrys Exzesse ließen sich gut als Reaktion auf den Tod der Mutter deuten, tatsächlich aber benahm er sich nicht anders als seine Freunde. England um die Jahrtausendwende war die Insel der Flatrate-Partys. Und Harry lebte auf radikale Weise das gewöhnliche Leben, das seine Mutter für ihn und William immer wollte.

Es wunderte niemanden, dass er in der Schule schlechter war als sein Bruder. Im Keller der königlichen Residenz von Highgrove richtete er sich eine Disco ein, inklusive Bar. Bei den Partys waren offenbar auch Drogen im Spiel. Angeblich besorgte ein Freund Gras und lud Mädchen ein, obwohl Harry bei Frauen keine Hilfe brauchte. Die Pubs um Highgrove waren sein Jagdrevier, schreibt Chris Hutchins in der neuen Biografie. Harrys bester Anmachspruch: „Hey, kommst du mit auf einen Drink in meinen Palast?“

Mit 17 gab er zu, gekifft zu haben. Die Presse nannte ihn „His Royal High-Ness“, Freunde gaben ihm den Spitznamen „Hasschisch-Harry“. Aus Sicht des Palasts lag die Gefahr nicht darin, dass sich der Prinz für Frauen, Drogen und Alkohol interessiert, sondern dass all das an die Öffentlichkeit kommt. Das gilt umso mehr, seit jeder Partygast, der seine Handykamera im richtigen Moment hochreißt, Geld verdienen kann mit einem Harry-Foto. Er ist der erste Prinz, dessen Exzesse quasi in Echtzeit übertragen werden.

Der „Prince Harry Watch“ informiert ganzjährig über die Aufenthaltsorte des Prinzen, betrieben wird er von einer Amerikanerin, die ihre Informationen per Twitter weitergibt. „Harry in Las Vegas gesehen“, schrieb sie im vergangenen August. Später tauchten dann Fotos des nackten Prinzen beim Strip-Billard auf.

Harry ist inzwischen vorsichtiger geworden. Er benehme sich erwachsener, sagt Fotograf Tanna, seit er erstmals 2007 als Soldat nach Afghanistan flog. „Man konnte sehen, dass er männlicher geworden ist, ernster.“ Afghanistan hatte den großen Vorteil, dass keine Fotografen in der Nähe waren, weil der Palast und das Verteidigungsministerium eine Nachrich-

tensperre verhängen, sobald Harry in den Krieg zieht. Er fliegt Kampfhubschrauber, manche sagen, er habe ein bisschen zu viel Spaß dabei. In einem BBC-Interview nach dem Vegas-Skandal sagte er, befragt zu seinem Afghanistan-Einsatz, er spiele auch gern Playstation: „Ich glaube, dass ich mit meinem Daumen recht nützlich bin.“ Dabei gibt ihm die Armee die Bewegungsfreiheit zurück, die er so sehr vermisst. Dort kann er einer unter vielen Jungs sein, so normal wie möglich.

Das vergangene Jahr war Harrys bislang bestes: „Vanity Fair“ wählte ihn zum bestangezogenen Mitglied der Königs-



Frauenliebling Harry 2003*

Alle warten auf den nächsten Aussetzer

familie. Er schaffte es, seine Großmutter zu überreden, während der Jubiläumsfeiern die Band Madness auf dem Dach des Buckingham-Palasts auftreten zu lassen. Und angeblich überzeugte er die Queen auch davon, bei der Eröffnung der Olympischen Spiele in einem Kurzfilm an der Seite von „James Bond“ zu erscheinen. All das ließ das Königshaus moderner aussehen, als es tatsächlich ist.

Seit einigen Monaten ist Harry mit der vier Jahre jüngeren Cressida Bonas liiert, deren Mutter viermal verheiratet war und fünf Kinder von drei verschiedenen Männern hat. Nächstes Jahr wird er 30. Sein Leben wird ruhiger, jedenfalls sieht es danach aus. Er stolperte zuletzt nur noch aus Wohnungen von Freunden, mit denen er ein paar Flaschen Wein getrunken hatte, erzählt Tanna, oder mietete zum Abendessen ein Restaurant in Notting Hill. Das ist nicht besonders aufregend.

Wird Harry womöglich langweilig?

„Keine Angst, die Geschichte fängt gerade erst an“, sagt Tanna. „Harrys Freundin stammt aus einer ähnlich dysfunktionalen Familie wie er“, und das sei ein sehr zuverlässiges Rezept für ein Desaster.

CHRISTOPH SCHEUERMANN



Video:

Prinz Harry im Einsatz

spiegel.de/app172013harry
oder in der App DER SPIEGEL

* Mit seiner damaligen Freundin Natalie Pinkam.
** SPIEGEL TV Reportage: „Mensch Harry! – Der wilde englische Prinz“. Montag, 22. April, 23 Uhr, Sat.1.



Milliardär Chodorkowski in einem Moskauer Gericht 2010

ALEXANDER NEMENOV / AFP

RUSSLAND

Das Gespenst

Der Oligarch Michail Chodorkowski spaltet das Land und die Stadt, in der er in Lagerhaft sitzt. Das Oberste Gericht entscheidet nun über eine Herabsetzung seiner Strafe.

Zwischen Wollsocken aus Armenien und Mützen aus der Türkei senkt Anna, die Marktfrau, ihre Stimme. Dass bei Winteranbruch wochenlang die Heizungen in den Wohnungen der Stadt kalt blieben, auch das sei die „Schuld dieses Oligarchen, der auf uns niedergekommen ist wie ein vom Himmel gefallener Meteorit“.

Anna hasst Michail Chodorkowski, weil er vor seiner Verhaftung Russlands reichster Mann war, sie aber immer noch so arm ist, dass sie ihre Rente von weniger als hundert Euro mit dem Verkauf von Billigkleidung aufbessern muss.

Ihr Stand liegt am Rand von Segescha, einer tristen 30000-Einwohner-Stadt in menschenleerer Landschaft. Moskau ist 900 Kilometer entfernt, die Grenze zu Finnland nah. In den dreißiger Jahren ließ Stalin Kriminelle und Oppositionelle

in diese Einöde schicken, mehr als hunderttausend fanden hier den Tod.

Der Weg zum Straflager Nummer 7 führt über eine von Tannen gesäumte Schotterstraße. Wie in jedem Frühjahr versinken die Busse der Linie 4 in Schneematsch und Schlamm. An der Endhaltestelle: Mauern mit Stacheldraht, Wachtürme und ein „Fotografieren verboten“-Schild. 1300 Gefangene leben hier, der Oligarch Michail Chodorkowski ist der prominenteste unter ihnen, seit knapp zwei Jahren. Aber vielleicht nicht mehr lange?

In diesen Tagen schwirren neue Gerüchte über eine baldige Freilassung Chodorkowskis durch Moskau. Das Oberste Gericht hat sich die Akten aus den ersten beiden Prozessen gegen den Oligarchen kommen lassen. Wegen offenkundiger Verfahrensfehler könnte es das Strafmaß von elf Jahren weiter reduzieren. Und dann käme der Magnat in Kürze frei.

Andererseits schreibt die Tageszeitung „Nesawissimaja gaseta“, der Kreml bereite gerade ein drittes Strafverfahren gegen Chodorkowski vor, eines, das ihn noch einmal für zwei Jahrzehnte hinter Gitter bringen könnte – diesmal wegen Auftragsmords. Auch das ist möglich. Denn ein Chodorkowski in Freiheit würde das putinsche Machtgefüge erneut bedrohen: Er könnte sein von Putins Freunden gefledertes Ölimperium zurückfordern und zu einer Galionsfigur der schwächelnden Opposition werden.

Gegen deren populärsten Anführer, den Blogger und Anwalt Alexej Nawalny, wurde erst vergangene Woche ein Prozess eröffnet. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm persönliche Bereicherung vor. Nawalny geht davon aus, dass die Anklage vom Kreml initiiert wurde und er für Jahre im Gefängnis verschwinden soll, genau wie Michail Chodorkowski.

Neuneinhalb Jahre ist es nun her, dass Putin den Milliardär wegen Steuerhinterziehung festnehmen und später seinen Ölkonzern Jukos zerschlagen ließ. Chodorkowski ist heute weitaus berühmter als auf dem Gipfel seiner Macht, als er Oppositionsparteien finanzierte, Putins engsten Freunden Korruption vorwarf und erwog, Anteile seines Konzerns an amerikanische Firmen zu verkaufen.

Für den Westen ist der Fall Chodorkowski zum Indikator geworden, wohin Russland steuert: Wird er freigelassen,

um im Vorfeld der Olympischen Winterspiele und angesichts einer beginnenden Wirtschaftsflaute das ramponierte Image des Landes aufzupolieren?

In Russland ist Chodorkowski Projektionsfläche für die Bürger eines Landes, das 20 Jahre nach dem Zerfall der Sowjetunion immer noch nicht zu sich selbst gefunden hat. Die einen hassen, die anderen bewundern ihn.

Eine der wenigen, die in Segescha Sympathien für den Inhaftierten hegen, ist die Direktorin der Schule Nummer 6. Vor Jahren hat sie an einem von Chodorkowskis Stiftung „Offenes Russland“ finanzierten Computerseminar teilgenommen. Als sie plante, in ihrer Abiturklasse das Thema „Soziale Gerechtigkeit und Oligarchen wie Chodorkowski“ diskutieren zu lassen, untersagte die Schulbehörde ihr das.

Wie ein Geist schwebt der Unternehmer über Segescha, und weil es kaum Informationen über ihn gibt, blühen Spekulationen: dass er aus Rache der Stadt die Schweinepest geschickt habe; dass er auch hinter Stacheldraht wie ein Fürst lebe.

Chodorkowski ist aber auch ein Gespenst, das den Kreml heimsucht: Putin gegen Chodorkowski – das ist ein Kampf zweier Titanen. Putin kann gegen den verhassten Oligarchen mit der gesamten Macht seines Staatsapparats zuschlagen. Und die gutgeölte PR-Maschinerie des Magnaten sorgt dafür, dass freundliche Bücher über ihn erscheinen und eine zu seinen Ehren komponierte Sinfonie weltweit Beachtung findet. Bei den Massendemonstrationen in Moskau gehörte die Freilassung Chodorkowskis zu den Hauptforderungen der Opposition.

Putins Ansehen im Land sinkt, auch in Segescha. Das hat wenig mit Chodorkowski, aber viel mit Perspektivlosigkeit zu tun. In den vergangenen fünf Jahren flüchtete jeder Siebte aus der Stadt. Für ihre Misere machen die Einwohner den Präsidenten und sein System verantwortlich – und wählten einen von Kommunisten und Nationalisten unterstützten Bürgermeister ins Amt. Bei der Wahl im März 2012 erzielte Putin hier 16 Prozentpunkte weniger als 2004: nur noch 56 Prozent, in Russland ein schlechtes Ergebnis.

Auch Segeschas schönste Politikerin konnte diesen Absturz nicht verhindern. Mit wehender blonder Mähne hat Liana Wagusenkowa für Putin Wahlkampf gemacht. Als Abgeordnete vertritt die 31-Jährige das Viertel, in dem Chodorkowskis Strafkolonie liegt. Sie hat für ihren verarmten Wahlkreis Warmwasserleitun-

gen erstritten und verhindert, dass die einzige Buslinie eingestellt wird.

Die alleinerziehende Mutter leitet das städtische Kino, das einzige im Ort. Direkt unter der Decke hat sie ein Netz aufspannen lassen, damit herabstürzender Putz die Zuschauer nicht verletzt. Trotzdem sagt sie: „Putin garantiert die Stabilität unseres Landes.“

Den Film „Der Fall Chodorkowski“ des deutschen Regisseurs Cyril Tuschi durfte sie nicht in ihrem Kino zeigen, sie hat ihn sich im Internet angeschaut. Er hat ihr gefallen, weil er „Chodorkowski als mutigen Menschen zeigt und nicht nur als Verbrecher wie bei uns im Fernsehen“.



Straflager in Segescha, Politikerin Wagusenkowa
Wie ein Geist schwebt Chodorkowski über der Stadt

Der Journalist Alexej Jakowlew verachtet Putin und sein Propagandafernsehen. „Putin legt uns die Ketten wieder an“, sagt er, „die wir unter Gorbatschow verloren haben.“ Jakowlew arbeitet für den Privatsender Nika Plus, er ist stolz, zwei Prozesse gegen den Bürgermeister gewonnen zu haben, er ist das Gewissen der Stadt. Im blauen Mantel und mit einem Schal gegen die ewige Kälte im Büro sitzt er vor seinem Schreibtisch.

„Putin hat mein Leben langweilig gemacht, unter Gorbatschow war es interessant“, sagt er. Als kommunistische Hardliner im August 1991 einen Staatsstreich gegen Gorbatschow anzettelten,

klebte Jakowlew Plakate mit der Aufschrift „Der Putsch kommt nicht durch“ an die Bushaltestellen von Segescha.

Einmal in der Woche macht er sich auf zu Straßenumfragen, lässt seine Mitbürger über die schlechte Qualität der Krankenhäuser und den verschmutzten Strand am Ufer des Sees schimpfen. Es ist sein Versuch, die Aufbruchstimmung der Wendejahre wieder aufleben zu lassen. Nur nach Chodorkowski hat Jakowlew noch nie gefragt. „Ich mag ihn so wenig wie die anderen Neureichen“, sagt er. Auch von den Mini-Oligarchen in Segescha hält er nicht viel, der Anständigste von ihnen sei noch Andrej Markow. Aber auch der sei nur durch gute Beziehungen zum damaligen Kreischef zu seinen Millionen gekommen.

In der Lobby von Markows Villa am Stadtrand warten zwei ausgestopfte Wölfe und ein Braunbär mit gefletschten Zähnen auf Besucher. Markow hat sie selbst erlegt. In den neunziger Jahren war er vom Krankenwagenfahrer zum reichsten Mann der Stadt aufgestiegen. Ihm gehörten 17 Supermärkte, 4 Bäckereien und eine Tankstelle; er war so etwas wie der kleine Chodorkowski von Segescha.

Markow überstand ein Attentat und den Übernahmeveruch einer Petersburger Mafiagruppe. Zwei seiner Mitarbeiter wurden erschossen. Der Unternehmer kommt gerade vom nahen Stausee zurück. „Bei diesen Ausflügen muss ich immer daran denken, was für ein Monster Stalin war“, sagt er. „Dutzende Dörfer ließ er fluten, auch das meiner Großeltern.“ Heute aber, nach zu vielen Jahren Ärger über betrunkenen Angestellte und korrupte Bürokraten, denkt er, „dass Russland wohl leider einen neuen, kleinen Stalin braucht, damit nicht weiter so geklaut wird wie jetzt unter Putin“.

Einen Teil seiner Firma hat er verkauft, seinen zehnjährigen Enkel will er nach London schicken. „In Russland ändert sich ja doch nichts“, sagt er. „Und solange Putin an der Macht ist, kommt auch Chodorkowski nicht frei.“

Vor der Strafkolonie Nummer 7 steht eine alte Dame. Der elegante Hut verrät, dass sie keine Einheimische ist. Die Rentnerin ist 14 Stunden lang mit dem Zug aus St. Petersburg angereist. In ihrer Tasche trägt sie immer ein Bild von Chodorkowski. „Er wird Russland retten“, daran glaubt sie. An der Bushaltestelle wartet ihr Mann. „Meine Frau war immer eine Träumerin“, sagt er.

MATTHIAS SCHEPP



Zeit ist Geld

GLOBAL VILLAGE: Wie eine Bank in Den Haag den Wert von Arbeit neu definiert

Die Bank, für die Ronald Huynen arbeitet, vergibt keine Kredite. Sie spekuliert nicht, ist nicht vom Goldpreis abhängig und nicht an Gewinnmaximierung interessiert. Sie handelt mit einer Währung, die krisensicher ist, sie handelt mit Zeit.

Ronald Huynen, Angestellter der „time bank“ im niederländischen Den Haag, wird sein Gehalt in Stunden ausbezahlt. Für eine Stunde hinter dem Bankschalter gibt es eine Stunde auf seinem Konto.

Die Zeitbank begründet ein Wirtschaftssystem ohne Managergehälter, Boni und Inflation. Der einzige Maßstab, an dem der Wert einer Dienstleistung bemessen wird, ist die Zeit, die dafür aufgewendet wurde. Eine Stunde ist eine Stunde – egal, ob ein Rechtsanwalt oder ein Möbelpacker sie berechnet.

Ausgedacht haben sich das Ganze zwei Künstler aus Berlin und New York, Julieta Aranda und Anton Vidokle, die eine Mikrowirtschaft für Menschen aus dem Kulturbetrieb etablieren wollten. Das war vor vier Jahren. Sie schufen ein Modell, das nach der Ökonomie des Teilens auf die Ökonomie des Tauschens setzt. Anwendbar vor allem für Leute mit Zeit, für Menschen, die sich Zeit dazuverdienen und in Zeit bezahlen.

Wahrscheinlich ist es ein Modell mit Zukunft. 845

Kunden hat die Haager time bank, jeden Monat kommen 30 neue hinzu, die meisten von ihnen haben mit Künstlerkreisen nichts zu tun. Im Mai soll eine Zeitbank in Amsterdam eröffnet werden, in anderen europäischen Städten gibt es schon ähnliche Modelle. Für ihre Stundenguthaben können Zeitbanker selbst Dienste in Anspruch nehmen. Und zum Beispiel bei Ronald Huynen anrufen, der als Angestellter auch Teil des alternativen Wirtschaftssystems ist.

Huynen kann Fahrräder reparieren, Holz- und Metallarbeiten erledigen, Umzüge organisieren, Websites gestalten und

maßgefertigte Bilderrahmen bauen. Das alles steht auf seinem Online-Profil. Die Zeit, die er dafür braucht, stellt er in Stunden in Rechnung; das Material in Euro. In seinem Online-Bank-Account steht gerade ein Saldo von plus 99,45 Stunden. Huynens letzte Umsätze: 25 Stunden für einen Umzug nach Lyon. Minus eine Stunde für einen Brief, den jemand für ihn ins Deutsche übersetzt hat.

Der 34-Jährige löst seine Kreditstunden grundsätzlich nur online ein, er schwört auf die neue Zeit-Wirtschaft. Die aktuelle

ramabildern, in Deutschland, Sibirien, den Emiraten und den USA.

Huynens Werkstatt liegt in einem leerstehenden Bürogebäude in einem Vorort von Den Haag. Die Heizung funktioniert nicht, der Heizlüfter ist nicht mehr als eine gutgemeinte Geste – es ist kalt in dem großen, kargen Raum. Ein weiterer Banker der neuen Generation hilft heute hier aus: Gonçalo Monteiro, 38, Portugiese, Musiker und erst seit wenigen Monaten Kunde. Monteiro erhöht seinen Netto-Stunden-Kontostand normalerweise nur einmal pro Woche mit Gitarrenunterricht, an diesem Tag tut er es, indem er mit Huynen Leisten zu Bilderrahmen verleimt. Das Angenehme sei, sagt er, dass Profit in dieser Parallelökonomie keine Rolle spiele. „Dadurch sind die Menschen ehrlicher und vertrauen einander.“

Die Suche nach einem neuen Wertesystem, einer Welt jenseits von Stop-loss-Optionen, Bankenrettungspaketen und Eigenkapitalrenditen, verbindet alle Zeit-Banker. Yuval Gal, Koch aus Tel Aviv, schätzt vor allem die Gemeinschaft. „Das ist hier wie in einem Kibbutz“, sagt er. Wenn er für Kunden koche, dann lasse er sich die Zeit oft gar nicht mehr gutschreiben.

Bianca Pereira Passaro, 30, bis vor kurzem Angestellte der Hilfsorganisation Oxfam, sieht in der Bank eine Alternative zur globalen Finanzwirtschaft und lobt ihre Transparenz: „Viele Menschen haben keinen Bezug mehr zu ihrem Geld. Sie legen es an, ohne zu wissen, wo die Bank es investiert.“ In ihrer Freizeit passt Passaro nun auf Kinder auf. Und nimmt mit ihren Kreditstunden Yoga-Unterricht.

Im krisengeplagten Südeuropa entstünden viele solcher Projekte, sagt Ronald Huynen, der Künstler, der der time bank eine große Zukunft prophezeit. Huynen hat gerade nur ein Problem: Er verdient jetzt mehr, als er ausgeben kann. Er hat einfach keine Zeit.

HILKE FISCHER



Time-Banker Monteiro, Huynen: Wertesystem ohne Inflation

Banken- und Finanzkrise habe die Menschen aufgerüttelt, sagt er. Viele wünschten sich nun einen engeren Bezug zu den Menschen, mit denen sie eine wirtschaftliche Beziehung eingehen. „Außerdem erfahre ich doch so eine Wertschätzung für die Zeit, die ich für meine Arbeit bringe.“

Den Job bei der Bank macht Huynen nur nebenbei, eigentlich ist er freischaffender Künstler. Und auch da arbeitet er mit Zeitbankern zusammen, sie sind Teil seines Netzwerks geworden. Zurzeit malen sie an einem grenzüberschreitenden Projekt, an bis zu 30 Meter langen Pano-

Das SPIEGEL-Testpaket:

10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



Komplett
für nur
€ 29,-
Über 30%
gespart!



B&F - Borken

NEU

Armbanduhr „Airborne“

Edles Accessoire: Fliegeruhr mit japanischem Markenuhrwerk, poliertem Metallgehäuse, Mineralglas, Datumsanzeige und PU-Lederarmband. Gehäuse-Ø: ca. 42 mm.

Halfar-CrossBag – jetzt auch in Oliv!

Trendige Umhängetasche aus stabiler Lkw-Plane (in Schwarz matt) und Baumwolle. Hauptfach mit Kordelzug, großes Reißverschluss-Innenfach, Organizer-Elemente, längenverstellbarer Schultergurt und Überschlag mit Steckverschlüssen. Wahlweise in Braun oder Oliv. Maße (B x H x T): ca. 38 x 33 x 9 cm.

Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ 10 x den SPIEGEL ohne Risiko testen
- ✓ Nur im Testpaket über 30% sparen
- ✓ Wunschgeschenk sichern
- ✓ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus



Digitale SPIEGEL mitbestellen:

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- ▶ Schon sonntags ab 8 Uhr
- ▶ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ▶ Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- ▶ Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 42,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Mein Wunschgeschenk:

Armbanduhr „Airborne“ (3124)  Halfar-CrossBag Braun (3677) Oliv (4489) 

Frau Herr
Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ _____ Ort _____ Geburtsdatum _____ **1 9**

Telefon (für eventuelle Rückfragen) _____ E-Mail (für eventuelle Rückfragen) _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug BLZ _____ Konto-Nr. _____

Geldinstitut, Ort Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen. SD13-507

Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Datum, Unterschrift _____ **X** _____ SP13-069

 **Einfach Coupon senden an:**
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg

 **Telefon 040 3007-2700**
Aktionsnummer SP13-069
 **Fax 040 3007-857085**
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

Der Duft der Wälder

Der Zeppelin als Klimamobil: Voraussichtlich diese Woche starten Atmosphärenforscher von Lübeck aus zu einem 1200 Kilometer langen Trip in den hohen Norden. Ziel sind Finnlands Wälder mit ihren endlosen Fichten-, Kiefern- und Birkenflächen, die im Frühling riesige Mengen an Terpenen und anderen ätherischen Stoffen ausdünsten. Die Aerosole haben mutmaßlich einen wichtigen Einfluss aufs Klima. Nur welchen? In Luftschichten zwischen 80 und 1000 Meter herumgondelnd, wollen die Forscher das Geheimnis jener Duftwolken der Wälder untersuchen, die auf komplexe Weise als Waschmittel in der Atmosphäre dienen. Die Reise nach Hyytiälä dauert rund zwei Wochen, weil das Luftschiff nur ein Durchschnittstempo von 60 Stundenkilometern erreicht.



Forschungszeppelin

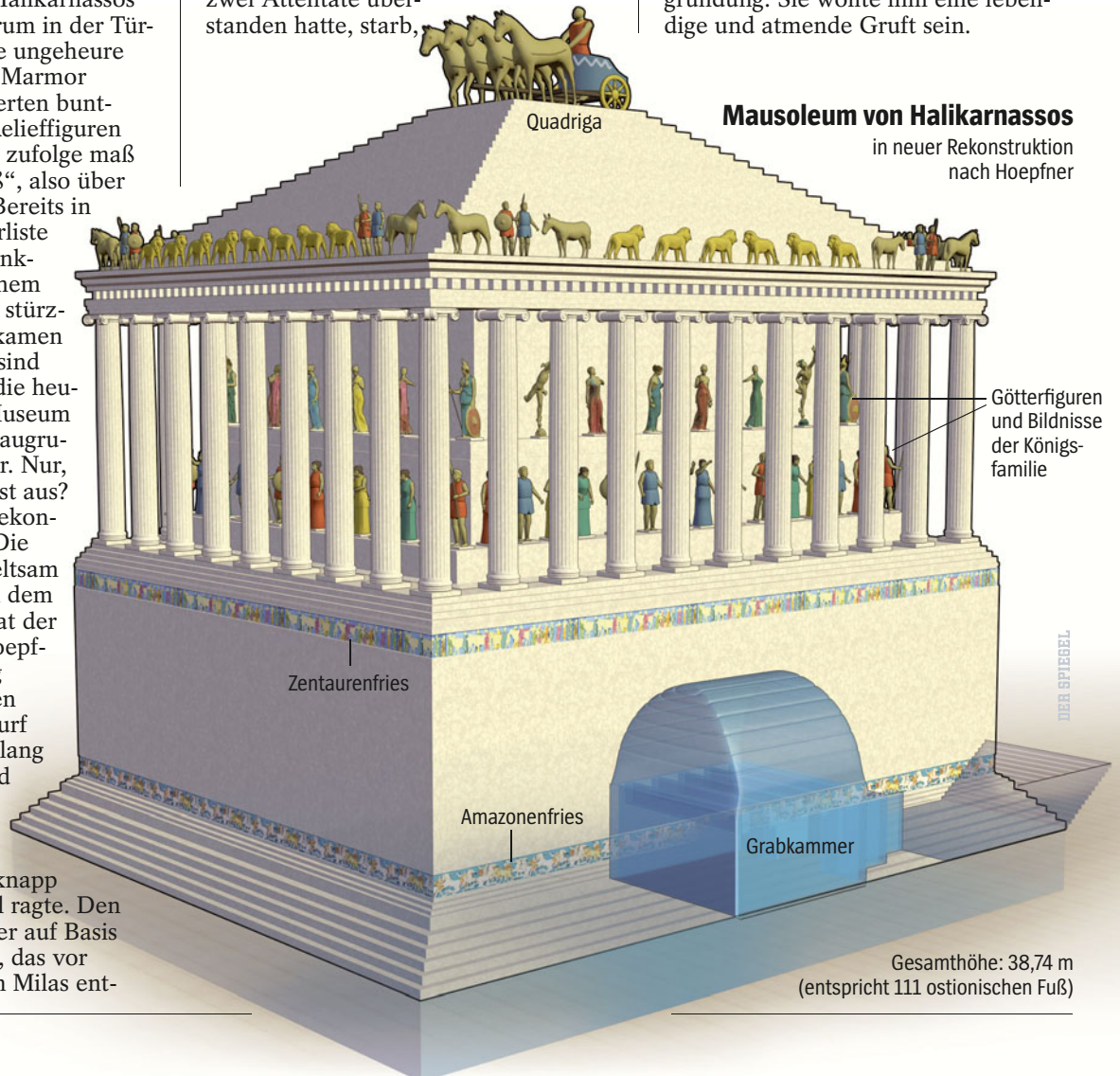
ARCHÄOLOGIE

Weißes Weltwunder

Das Rätsel um das Grabmal des 353 vor Christus gestorbenen Königs Mausolos scheint gelöst. In Halikarnassos (heute der Badeort Bodrum in der Türkei) ließ der Tyrann eine ungeheure Totenstätte aus weißem Marmor errichten, die mit Hunderten buntbemalten Statuen und Relieffiguren geschmückt war. Plinius zufolge maß das Monument „140 Fuß“, also über 48 Meter, in der Höhe. Bereits in der ältesten Weltwunderliste der Antike wird der Prunkbau aufgeführt. Nach einem Erdbeben im Mittelalter stürzte die Pracht ein, dann kamen Steinräuber. Geblieben sind nur zahllose Trümmer, die heute zum Teil im British Museum in London liegen. Die Baugrube misst 38 mal 33 Meter. Nur, wie sah der Jenseitspalast aus? Über 80 verschiedene Rekonstruktionen liegen vor. Die meisten Pläne wirken seltsam überfrachtet und ähneln dem Turm von Babel. Nun hat der Archäologe Wolfram Hoepfner aus Berlin im Verlag Philipp von Zabern einen verblüffenden Neuentwurf vorgelegt – es ist der bislang überzeugendste. Anhand alter Manuskripte konnte der Forscher ermitteln, dass das Gebäude in Wahrheit nur knapp 39 Meter in den Himmel ragte. Den Sockel gestaltete Höpfner auf Basis eines Zwillinggrabmals, das vor einigen Jahren im nahen Milas ent-

deckt wurde. Unstrittig ist, dass der kostbare Gigantentempel von einer steinernen Quadriga mit über fünf Meter großen Pferden und einem Wagenlenker gekrönt wurde. Die Totenkammer war mit einem Steinpfropf verschlossen. Als König Mausolos, der zwei Attentate überstanden hatte, starb,

stand der schneeweiße Klotz allerdings immer noch unfertig da; seine Gattin (und Schwester) bastelte weiter daran herum. Legenden zufolge liebte sie ihren Bruder so sehr, dass sie seine warme Asche mit einem Trank vermischte und hinunterschluckte. Begründung: Sie wollte ihm eine lebendige und atmende Gruft sein.



Mausoleum von Halikarnassos

in neuer Rekonstruktion nach Hoepfner

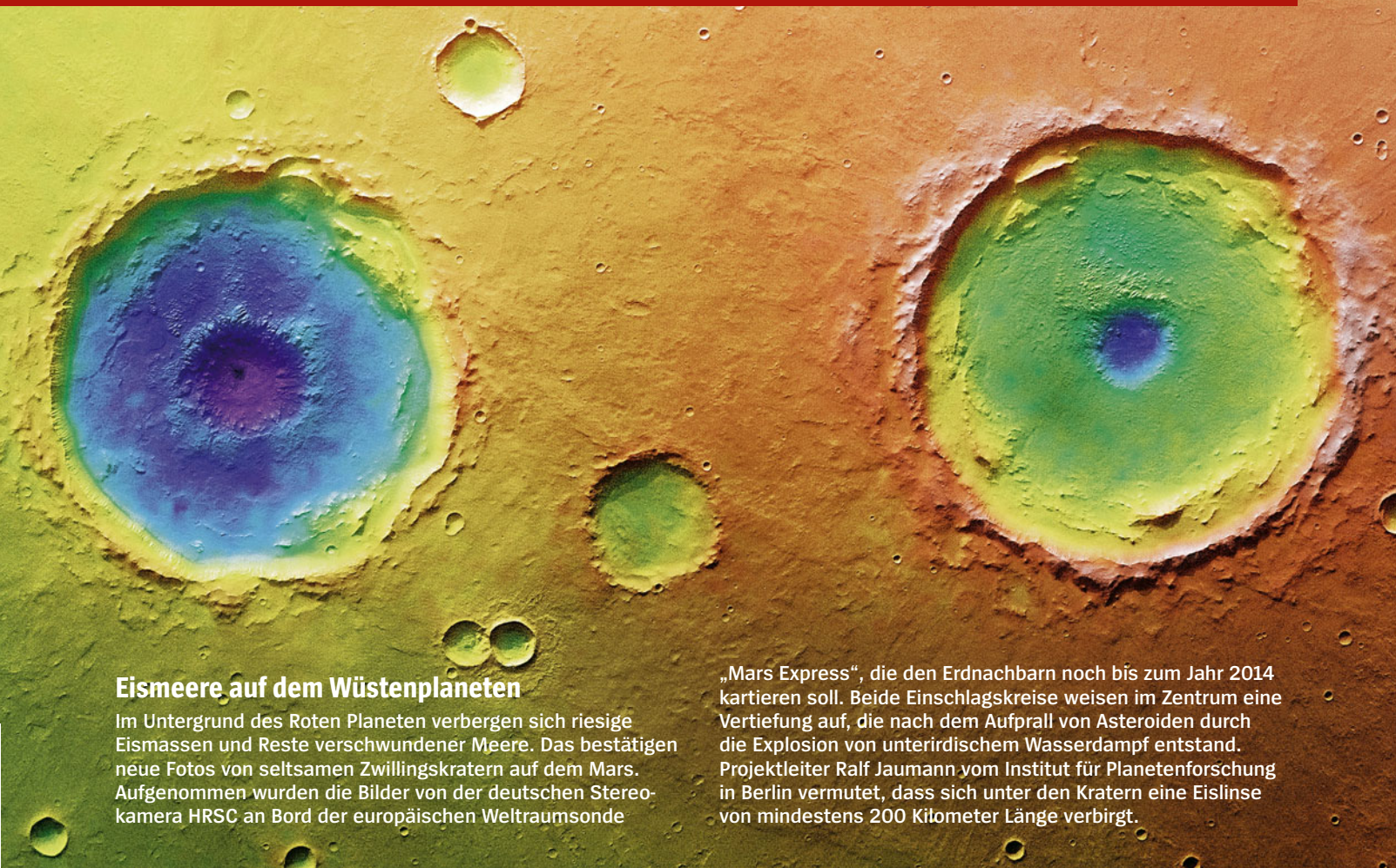
Götterfiguren und Bildnisse der Königsfamilie

Zentaurenfries

Amazonenfries

Grabkammer

Gesamthöhe: 38,74 m (entspricht 111 ostionischen Fuß)



Eismeere auf dem Wüstenplaneten

Im Untergrund des Roten Planeten verbergen sich riesige Eismassen und Reste verschwundener Meere. Das bestätigen neue Fotos von seltsamen Zwillingsskratern auf dem Mars. Aufgenommen wurden die Bilder von der deutschen Stereokamera HRSC an Bord der europäischen Weltraumsonde

„Mars Express“, die den Erdnachbarn noch bis zum Jahr 2014 kartieren soll. Beide Einschlagskreise weisen im Zentrum eine Vertiefung auf, die nach dem Aufprall von Asteroiden durch die Explosion von unterirdischem Wasserdampf entstand. Projektleiter Ralf Jaumann vom Institut für Planetenforschung in Berlin vermutet, dass sich unter den Kratern eine Eislinse von mindestens 200 Kilometer Länge verbirgt.

G. NEUKUM, FU BERLIN / DLR / ESA

MEDIZIN

Pflaster vom Wurm

Der Kratzwurm, ein ekliger Darmparasit, hat Wissenschaftler vom Brigham and Women's Hospital in Boston zu einem Superpflaster inspiriert. Der neuartige Wundverschluss sieht aus wie ein winziges Fakirbrett und ist mit Tausenden Mikronadeln besetzt. Dringen die kleinen Spitzen aus Hydrogel ins Körpergewebe ein, schwellen sie vorn an und verhaken sich – genau so, wie sich die schmarotzenden Würmer an der Darmwand festhaken. Nach Angaben der Erfinder hat das Nadelpflaster eine mindestens dreimal größere Klebkraft als herkömmliche chirurgische Klammern. Es soll sich besonders gut zum Behandeln großer Brandwunden eignen. Dort aufgebrachte Hauttransplantate ließen sich so viel besser befestigen. Zudem sei das Entfernen der Pflaster nach dem Abheilen weniger schmerzhaft.

UMWELT

Roter Fluss im Osten

Die Spree blutet. Seit Wochen schwappet eine Brühe aus Rost und Schwefelverbindungen durch den Fluss – insgesamt 25 000 Tonnen. Das Wasser ist rot gefärbt, Fische, Krebse und Insektenlarven sterben in dem Schlick. Die Schadstoffe stammen aus alten DDR-Braunkohlegruben, die nach der Wende geschlossen wurden. Weil der Grundwasserspiegel gestiegen ist, kommen die alten Zechen mit Wasser in Kontakt – und schwemmen aus. Die für die Sanierung zuständige „Lausitzer und Mitteldeutsche Bergbau-Verwaltungsgesellschaft“ (LMBV) hat wegen der dramatischen Entwicklung nun ein „20-Punkte-Programm“ gestartet. Der Nebenfluss Wudritz wird bereits mit einem Bagger vom roten Schlick befreit. In dieser Woche kommt auch ein Saugrüssel zum Einsatz, der marode Absetzbecken wieder flottmachen soll. Zudem werde man „35 000 Tonnen Kalkhydrat“ in die 400 Kilometer lange Spree kippen, um die Rostpartikel zu binden, so ein LMBV-Spre-

cher. Für das Jahr 2014 sei auch eine Impfung der belasteten Böden mit eisenfressenden Bakterien vorgesehen. Dennoch bleiben Umweltschützer alarmiert. In dem Fluss liegen auch Unmengen an Laub. Die Mikrokrebse, die die Blätter normalerweise fressen, sind alle tot.



THEO HEIMANN / DAPD

Kahnfahrer im Spreewald

Kinderjahre einer Revolution

Vor 20 Jahren begann der Aufstieg des Internets zum Weltmedium. Seinen Siegeszug verdankt das Netz einem bezaubernd simplen Browser – und den vielen Pionieren, die den Mut hatten, sich zu blamieren.

Am 21. April 1993 erscheint ein mickriges Stück Software, das so gut wie nichts kann. Es zeigt Texte in einem Fenster auf dem Computerbildschirm, und wer auf die unterstrichenen Wörter klickt, ruft damit andere Texte auf.

Der Wahnsinn! Die Zeitgenossen sind begeistert. Sie rühmen die elegante Erscheinung des Programms; es zu benutzen sei pures Vergnügen. Von Magie ist die Rede.

„Mosaic“ heißt das Wunderding. Marc Andreessen, ein Student an der Universität von Illinois, hat es in wenigen Wochen geschrieben – nur ein paar tausend Zeilen Programmcode, mancher Bildschirmshoner erfordert mehr Aufwand. Aber die Leute sagen, man könne sich damit das Internet ansehen.

Gegen Ende des Jahres ist Mosaic weltweit so populär, dass die „New York Times“ von verstopften Netzleitungen berichtet. Diese Software, genannt Browser, sei womöglich imstande, aus dem Nichts eine neue Industrie zu schaffen.

Anno 1993 ist das Internet schon zwei Jahrzehnte alt. Aber mit Vergnügen hat es nichts zu tun. Es ist ein karges, asketisches Medium, eine Buchstabenwelt fast ohne Bilder, zugänglich nur für Wissenschaftler (und ein paar Hacker). Die Urinwohner des Internets schicken einander E-Mails, tauschen Dateien aus und diskutieren in Foren. Sie müssen dafür kryptische Befehle eintippen, lange Zeichenketten, die aussehen, „als habe man ein eingerolltes Gürteltier über die Tastatur gewälzt“, sagt der Berliner Schrift-

Neue Welt

Der grafikfähige Browser Mosaic erscheint im April 1993 in der Version 1.0, bis Ende des Jahres sind bereits zwei Millionen Kopien im Umlauf.

Datenverkehr im Internet weltweit, in Petabyte* (PB) pro Jahr

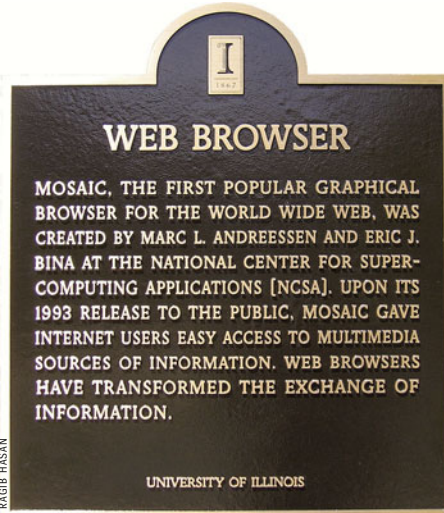
1993: **0,11** PB

Das Forschungszentrum Cern stellt die selbstentwickelte www-Technologie kostenlos zur Verfügung.

15 Mio. Internetnutzer weltweit

Mosaic wird von Marc Andreessen (r.) weiterentwickelt und kommt als Netscape auf den Markt. Der Börsengang macht Investor James Clark (l.) zum Internetmilliardär.

* 1 Petabyte = 1024 Terabyte



Mosaic-Gedenktafel

steller Peter Glaser, ein Netzflaneur der ersten Stunde.

Das Internet gehört den Experten wie die Kirche dem Klerus. Wenn es nach den Netz-Gurus geht, kann das auch so bleiben. Sie pflegen ihre exklusiven Bedienungssprachen und sind zufrieden.

Und dann kommt ein dahergelaufener Browser namens Mosaic und macht Schluss mit dem Idyll. „Die Experten waren mit einem Schlag entmachtet“, sagt Glaser. „Jetzt konnte man auch einer älteren Dame mit Hut in zehn Minuten das Internet erklären: Hier die Maus, schieb sie im Fenster herum, mach klick-klick.“

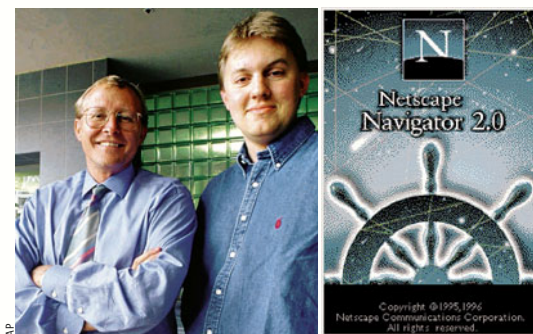
Mosaic vereinfacht die Navigation im Netz radikal. Fortan genügt ein Maus-klick, um nach Belieben von einem An-

gebot zum nächsten zu hüpfen. Der Browser macht sich dafür eine Plattform zunutze, die es erst seit kurzem gibt. Man nennt sie das World Wide Web. Dieses Web vereinigt, was das Internet zu bieten hat, unter einer einfachen, klickbaren Oberfläche. Mit dem neuen Browser wird es nun laientauglich.

Vor allem wird das Internet bunt und bewegt. Mosaic kann, anders als etliche Vorgänger, auch Bilder im Text darstellen – zum Missfallen nicht weniger Eingesessener. Sie fürchten, dass Rummel und Boulevard sich breitmachen, dass die Bilder das Netz verändern werden.

Für viele, die den Web-Browser ausprobieren, kommt das Erlebnis einer Offenbarung gleich. Denn im Jahr 1993 stehen die elektronischen Medien noch unter hoheitlicher Verwaltung – kein Zutritt für Unbefugte. Selbst das Telefon ist nur gemietet, es gehört der Bundespost. Wer zum Sprechen ein paar Meter von der Wanddose weggehen will, muss ein amtlich zugelassenes Verlängerungskabel mieten. Und über den Bildschirm im Wohnzimmer herrschen die Sendeanstalten. Das Publikum hat wenig zu bestimmen: „An, aus, laut, leise, hell, dunkel“, sagt Glaser. Durchs Fernsehfenster gucken die Leute in die Welt auf der anderen Seite.

Der neue Browser ändert alles, er macht den Bildschirm durchlässig: Jetzt können sie hinüberwechseln.



Bald erzählen sich die ersten Kundschafter vom Glücksgefühl des Klickens: Wie auf einem Trampolin hüpfen sie in Riesensätzen um die Welt – hier eine indische Heiratsvermittlung, eins weiter die amerikanische Kongressbibliothek und ums Eck die Gesellschaft der Kanarienvogelzüchter von Südtasmanien.

Vielen genügt das Herumklicken bald nicht mehr. Denn jetzt kann, sagt Glaser, „jeder selbst ins Fernsehen schreiben“. Wer etwas auf sich hält, macht eine Homepage auf. Die ersten Privatleute wagen sich ans Licht der Weltöffentlichkeit und müssen erst einmal blinzeln. „Hallo – das bin ich!“, schreibt Tommy unter sein Foto. „Danke, daß Du hierher gefunden hast. Tja – was soll ich erzählen?“

So manchem sinkt zunächst der Mut vor der Leere des Datenuniversums. Über den Seiten steht groß „Planet Bob“ oder „Lisa's World“, aber dann werden die Ideen oft schon knapp. Wer irgendwas sammelt, ist im Vorteil. Ein Paul Telford breitet seine gewaltige Enzyklopädie der PEZ-Lutschbonbons und PEZ-Spender aus. Andere präsentieren ihre Schallplatten, die bisher gelesenen Bücher oder Gedichte aus eigener Hand („In deinen leeren Augen pfeift der Wind“).

Viele Homepages sind herausgeputzt, wie es sich gehört für eine Ständige Vertretung im Cyberspace. Es herrscht eine Art psychedelisches Barock: bunte Girlanden, Bordüren und viel Geflacker. Animierte Bildchen sind Pflicht. Überall glitzern Sterne, züngeln Flammen, pochen Herzen. Und ewig schaufelt das Männchen mit Helm: Achtung, Baustelle!

Die Pioniere, scheint es, wollen endlich mal selbst Programm machen auf der Mattscheibe – Hauptsache, es bewegt sich was. An selbstgedrehte Katzenvideos ist in dieser Zeit noch kaum zu denken, YouTube liegt weit in der Zukunft. Fürs Erste muss das Wackelbildchen genügen, es ist das Web-TV der kleinen Leute.

Zu den beliebtesten Animationen zählt das Briefchen, das sich selbst faltet, frantiert und in den Kasten wirft. Es zierte in der Regel das Gästebuch, das auf fast jeder

Homepage dringlich um Einträge bittet. Hier zeigt sich gnadenlos, ob der Neubürger im Web überhaupt Zuspruch findet. Ein gutes Jahrzehnt später werden die Leute bei Facebook mit ähnlichem Herzklopfen nachsehen, wer alles ihre neuen Fotos gut findet; das Gästebuch ist der Urahn der „Gefällt mir“-Schaltfläche. Der mit Abstand häufigste Eintrag lautet: Schreib doch bitte auch in mein Gästebuch.

Überall klicken jetzt offenbar Menschenmassen im Web herum, aber zu Besuch kommen sie nicht. Wie schwer es ist, Publikum anzulocken, lässt sich an den Zählern ablesen, die zur Einrichtung einer typischen Homepage gehören. Bei jedem Besucher schlagen sie an wie Bewegungsmelder im Vorgarten, und so mancher ist irgendwann um den 112. herum stehen geblieben.



Der Nokia Communicator 9000 ist ein Handy mit Internetzugang – Vorbild für heutige Smartphones

Als Trost winkt die Aufnahme in eine Liste, die der amerikanische Pokerspieler Paul Phillips gegründet hat: Unter dem Titel „The Useless Pages“ ist der größte Unsinn im Web versammelt – von Kochrezepten für Maden bis zur Homepage der Einrad-Geländefahrer. Nicht wenige Kandidaten bewerben sich selbst um Aufnahme. Sie können dann auf deutlich mehr Besucher hoffen.

Mosaic-Schöpfer Andreessen lobt dieses Verzeichnis als eine der besten Adressen der Netzwelt. Darin steckt eine höhere Wahrheit. Denn im Web ist, bei allem Gründungseifer, anfangs nicht besonders viel los. Man kann endlos herumklicken, aber kaum jemand weiß so recht, was sich sonst damit anfangen ließe. Die hilflosen Selbstdarsteller, die tap-

feren Blödler sorgen für Anekdoten, die das Ungreifbare erzählbar machen. Niemand würde auf einer Party mit der Neuigkeit punkten, dass in der US-Kongressbibliothek jetzt die Reden des Präsidenten Jefferson online stehen.

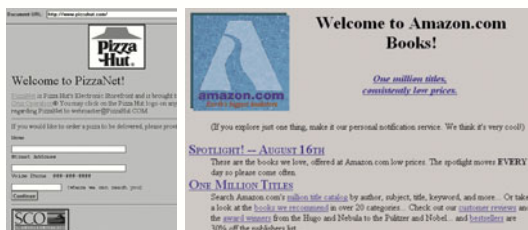
Der Browser Mosaic hat das World Wide Web – und damit das Internet – überhaupt erst mehrheitsfähig gemacht. Aber selbst jetzt ist noch fraglich, ob das neue Medium sich durchsetzen kann.

Im Januar 1993 erscheint die erste Nummer von „Wired“, dem künftigen Zentralorgan der digitalen Revolution. Die Zeitschrift feiert von Beginn an wie keine zweite die Macht der Computer – aber im ganzen Heft findet sich so gut wie nichts über das Internet, das nun schon seit vielen Jahren existiert. Auch das klickbare World Wide Web, der neue, volkstümliche Zugang zur Netzwelt, kommt lange Zeit kaum vor. Erst im Oktober 1994 bringt „Wired“ schließlich die erste Geschichte über den Umsturz, der mit Mosaic begonnen hat – da ist der Browser schon anderthalb Jahre in Umlauf und millionenfach verbreitet.

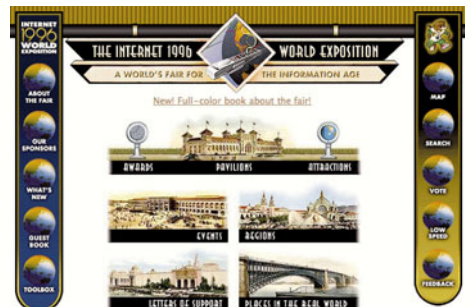
Selbst Nerds können anfangs nur schwer verstehen, was das soll, dieses World Wide Web.

Die Pioniere müssen viel erdulden. Der Eintritt ins Internet kostet, je nach Anbieter, sechs Pfennig pro Minute oder mehr. Man muss eine Telefonnummer anwählen, mit Glück zum Ortstarif, ab 18 Uhr billiger. Die Bilder bauen sich oft peinvoll langsam auf, Zeile für Zeile, als kämen die Pixel einzeln aus einem Fernschreiber getickert. Für die Unentwegten gehört das Warten auf die Beute zum Erlebnis, wie früher das Rauschen und Krächzen zum Amateurfunk. Die Widrigkeiten unterstreichen nur, dass sie vorgedrungen sind an einen Ort, wo noch niemand vor ihnen war.

Aber wie soll es weitergehen? Und wohin? Es gibt weder Karten noch brauch-



Die ersten Online-Lieferservices starten, darunter Pizza Hut, 1995 folgen unter anderem Amazon und Ebay.



Fünf Millionen Besucher aus 130 Ländern sehen sich die Beiträge zur „Internet World Expo“, der ersten Weltausstellung im Internet, an.

68 Millionen Internetnutzer



Die Yahoo-Gründer David Filo und Jerry Yang (1995).



Hollywood entdeckt das Internet: Der Film „e-m@il für Dich“ spielt Millionen ein.

bare Suchmaschinen. Die ersten Entdecker kommen mit Lesezeichen zurück, die fortan als Ortsmarken dienen. Vielgereiste erwerben sich Ansehen mit langen Listen sehenswerter Orte. Bald kursieren so viele Listen, dass Listen von Listen nötig werden.

Der Frankfurter Journalist Janko Puls baut in jahrelanger Fleißarbeit „Jankos Media Monster“ auf, ein riesenhaftes Portal mit Links zu den unzähligen Zeitungen und Magazinen aus aller Welt, die schon im Web zu finden sind.

Buchverlage bringen gedruckte Reiseführer fürs Netz heraus. Neulinge tippen geduldig die langen Adressen ab. Diese sehen oft noch wie Geheimcodes aus, die zu einem versteckten Schatz führen, etwa <http://lark.cc.ukans.edu:8000/cgi-bin/Random2/>. Wer diese Adresse ansteuert, landet beim Zufallsgenerator URouLette, der den Ankömmling zum nächstbesten Link im Irgendwo schleudert.

Für Neulinge ist der Eindruck von Weite überwältigend – grenzenlos scheint der Raum sich zu dehnen. Diese Illusion gab es vor dem Web nicht: Wer Radio hört, fernsieht oder telefoniert, ist immer verbunden mit einem menschlichen Gegenüber. Niemand denkt dabei an die Distanzen, die das Signal überbrückt. Im Web ist das anders. „Hier bin ich auch mal allein mit der Maschine“, sagt Glaser. Nur in der Menschenleere kann ein Gefühl entstehen für die Ausdehnung des

digitalen Raums, des Cyberspace. Wer hier umherschweift, wird belohnt mit Entdeckungen, die meisten unverhofft. Die Leute springen von einem Zufallsfund zum nächsten und vergessen bald, wonach sie gesucht haben. Bei vielen Neubürgern steht vorm Zuzug ein Schlüsselerlebnis, das sie vom Nutzen des Web überzeugt. Bei dem einen sind es die ungeahnten Möglichkeiten für Ahnenforscher – sie können nun in gewaltigen Adressverzeichnissen wie Bigfoot oder Switchboard nach ausgewanderten Urgroßtanten wühlen. Andere staunen über die Reichtümer der Filmdatenbank IMDb, die Freiwillige zusammengetragen haben. Die Freunde des düsteren Computerspiels „Doom“ wiederum streben zum Portal Doomgate, der ersten Weltzentrale des Ballerns. Dort gibt es zahllose Angebote zum Spiel, darunter von Fans erstellte Zusatzlevel, alle kostenlos herunterzuladen.

Das Web dehnt sich rasch aus, immer neue Server gehen online. Für die ältere Generation ist das nicht leicht zu fassen. „Meine Mutter fragt mich noch heute, ob das Internet nicht bald voll ist“, sagt die Berliner Autorin Kathrin Passig, die im Nebenberuf einen Online-Shop für T-Shirts mit computergenerierten Zufallsprüchen („Ausgerechnet Matsch“) betreibt.

Eine beliebte Liste („Interesting Devices Connected to the Net“) versammelt eine wachsende Zahl seltsamer Geräte mit Anschluss ans Netz. Ein Student in Pittsburgh gewährt per Web-Kamera einen Live-Blick auf sein Sofa, wo gelegentlich

eine schwarze Katze Platz nimmt. Der Betrachter kann ihr mit einer fernsteuerbaren Papphand zuwinken. Tippt er einen Text ein, bekommt die Katze ihn mit Computerstimme vorgesprochen.

In Los Angeles lädt ein Universitätsinstitut zur archäologischen Ferngrabung. In einem sandgefüllten Terrarium sind rätselhafte Objekte versteckt: eine Tüte Basilikumsamen, eine Tabakspfeife, ein Vorhängeschloss. Die Mitspieler im Internet fördern mit einem Roboterarm eines nach dem anderen zutage. Sie sollen den Text finden, auf den die Funde passen.

Besonders eifrig suchen weltweit die Künstler Anschluss ans Netz. Das Festival „Ars Electronica“ im österreichischen Linz bietet eine Großinstallation, genannt „Brain Opera“, in der das Publikum herumlaufen und Musik machen darf. Geblähte Plastikblasen baumeln von der Decke, übersät mit bunten Knollen. Schlägt man dagegen, ertönt ein Grollen, Winseln oder Sirren. Und natürlich kann übers Internet alle Welt mitmusizieren.

Es geht fröhlich zu wie im Kindergarten – zum Glück für das Web. Bei den

Neulingen droht nach dem ersten Furor des Herumklickens die Entdeckerfreude rasch zu ermatten. Wer Zugang zu vernetzten Computern hat (in der Frühzeit vor allem Studenten), begeistert sich für E-Mails oder die Diskussionsforen, die es längst gibt.

Aber das Web? Das ist eben dieses Ding, an das man jeden Quatsch anschließen kann. Der furiose Hokuspokus hält das Web im Gerede, er lockt immer mehr Neugierige in dieses abgefahrene Medium.

Ernsthafte Forscher haben ihren Anteil am wilden Treiben. Der Computerkonzern IBM etwa macht sich daran, nun auch den menschlichen Körper ans Netz anzuschließen. 1996 stellt er sein „Personal Area Network“ vor: Vom Computer im Schuhabsatz fließen die Bits zur schlaue-

Datenverkehr im Internet weltweit, in Petabyte* pro Jahr

Während in den Anfangsjahren das Datenvolumen noch überschaubar war, explodiert es förmlich durch Dienste wie Videostreaming, Musikdownloads und Internettelefonie.

Zeitraum der Chronik

0,11 PB

1993

368 808 PB

2011



Internetsuchmaschinen revolutionieren die Auffindbarkeit von Seiten im Netz. Ab 1998 rollt Google den Markt auf.



* 1 Petabyte = 1024 Terabyte

151 Millionen Internetnutzer



Computerspiel „Doom II“ 1994: Weltzentrale des Ballerns

en Uhr und von dort zur Datenbrille. Beim Händeschütteln springen Visitenkarten von einem Körper zum anderen über; der Griff an den Türknopf übermittelt automatisch den Zugangscode. Die Menschen selbst laufen als Datenträger herum – die Information kriecht ihnen über die Haut, die den Strom bekanntlich gut leitet. Die nötige Stromstärke, versichert IBM, betrage nur einen Bruchteil dessen, was beim Haarekämmen entsteht.

@

Einer der glühenden Kundler der digitalen Zukunft ist Nicholas Negroponte, Direktor des legendären Media Lab am MIT bei Boston. Seine Kolumne in „Wired“ füttert das Publikum jeden Monat mit neuen Ideen und Visionen an. Negroponte beschwört Toaster mit Internetanschluss herauf, die morgens den Aktienkurs in die Scheibe brennen, und künstliche Agenten, die angeblich bald durchs Internet wimmeln.

Diese Agenten, kleine Computerprogramme, seien schlau genug, im Auftrag ihres Gebieters selbständig zu handeln: Sie sollen nach günstigen Flügen fahnden

und Nachrichten sammeln, die ihn interessieren könnten. Falls sie unterwegs dem Agenten seines Zahnarztes begegnen, verabreden sie auch noch rasch einen Termin für die Wurzelbehandlung.

Dass nur Agenten gegen die drohende Informationsflut helfen, gilt in zukunfts-frohen Kreisen bald als ausgemacht (im Herbst 1998 wird die Suchmaschine Google eine ganz andere Lösung präsentieren). Auch ehrwürdige akademische Journale verfallen dem Traum: „Science“ sinniert über den Menschen als Manager, der seine Arbeit an Schwärme digitaler Dienstboten delegiert.

In Wahrheit geht es um simple Vorgänge: Computer sollen Daten im Web ausfindig machen und die Funde mehr oder weniger geschickt filtern. Die Agenten existieren nur in der Phantasie der Visionäre. Das erinnert an Kinder, die beim Kaufladenspielen ihren Plüschhasen um ein Pfund Möhren schicken. Aber Kinder wissen, dass in Wahrheit nicht der Hase einkauft.

Die Agentenmetapher dagegen gewinnt ein spektakuläres Eigenleben. Forscher dis-

kutieren, wie zu verhindern sei, dass gegnerische Agenten die Helferlein vorm Einkauf ausrauben. Hexenmeister Negroponte warnt vor Doppelagenten, die unterwegs umgedreht werden. Was, wenn sie heimlich fürs Reisebüro arbeiten und ihrem Gebieter überbeuerte Flüge andrehen?

In den ersten Jahren des World Wide Web beherrschen die „Internetschamanen“ die Bühne. So nennt der Medienwissenschaftler Mathias Mertens die Prediger, die immer feuriger die Zukunft des Mediums ausmalen müssen – „gerade weil es außer langweiligen Textseiten nichts im Internet zu sehen gab“.

Der Gipfel ist erreicht, als einige Zeitgenossen im Internet eine Art Hyper-Gehirn zu erkennen glauben: Ständig flitzen Informationen herum, und Abermillionen Dokumente sind verlinkt fast wie durch Synapsen. Und wenn die Menschen auf diese Links klicken und Sachen aufrufen – ist das nicht fast wie das Feuern der Neuronen? Wenn sie Links setzen zu interessanten Informationen – ist das nicht, als bildeten sich gerade neue Verknüpfungen im Dickicht der Hirnzellen? Als hätte das Netz etwas gelernt?

Es gibt Forscher, die diese lose Metapher tatsächlich beim Buchstaben nehmen. Sie sehen ein globales Gehirn heranwachsen, das schon bald zu Bewusstsein kommen könnte. Das gute alte Telefonnetz hat nie zu solchen Visionen angeregt. Niemand käme auf die Idee, es könnte eines Tages zu denken beginnen, nur weil immer mehr kluge Gespräche über seine Leitungen geführt werden.

@

In den frühen Jahren glauben viele, das Web werde sich in eine Art Videospiel verwandeln: Die Leute bugsieren Stellvertreterfigürchen, genannt Avatare, durch eine 3-D-Kopie der echten Welt – vom Geldautomaten hinüber in den 3-D-Buchladen und dann mit der Rolltreppe hinauf in den vierten Stock zu den Reisebüchern.

Jeder kennt sich sofort aus. Das ist die Verheißung der virtuellen Realität, die jahrelang durch die Medien geistert. Aber am Ende ist es doch praktischer, eine

2000: 1002 PB ▶

800

600

400

200

Auf der Website JenniCam lässt Jennifer Ringley von 1996 bis 2003 Internetnutzer rund um die Uhr an ihrem Leben teilhaben.



Die Tauschbörse Napster hat durchschlagenden Erfolg, es folgt eine Diskussion um Recht und Gesetz im Internet.



Auf dem Hoch der Dotcom-Blase 2000 ist AOL an der Börse so wertvoll, dass es den Medienkonzern TimeWarner für 164,7 Mrd. Dollar per Aktien-tausch übernimmt.



361 Millionen Internetnutzer

DER SPIEGEL

1999

2000

Gigantische Taktzahl

Spieldauer von MP3*-Musikstücken, die man in einem einstündigen Download herunterladen kann

12 Tage |

13 Tage |

14 Tage |

| 11 Tage

| 10 Tage

| 9 Tage



1993: 6,5 Minuten
Analogmodem, 14 400 bit/s



2003: 11 Stunden
DSL, 1,5 Mbit/s

1 Tag |

2 Tage |

* eingeführt 1995

Telefonnummer zu wählen, als zu jemandes virtueller Wohnung zu flattern, um mit seinem Avatar zu plauschen.

Nur Spieler finden Gefallen am Spazierenführen von Figürchen. Für sie entsteht eine virtuelle Welt nach der anderen. Sie können darin in beliebigen Rollen auftreten: Frauen als Macker, Greise als Teenies, der Personalchef als Kräuterweiblein in einem Fantasy-Abenteuer. Das Irrlichtern der multiplen Identitäten wird das große Thema der Feuilletons. Die Soziologin Sherry Turkle ergründet das Wechselspiel zwischen drohendem Ich-Verlust und der heilsamen Freiheit der Maskerade. „Du kannst eine Teetasse sein!“, spöttelt Netzautor Glaser.

Es kommt aber anders. Die Leute wollen sich einfach nur zeigen, wie sie sind.

@

Im April 1996 geht die amerikanische Studentin Jennifer Ringley, 19 Jahre alt, live ans Netz. Sie installiert eine Web-Ka-

mera in ihrem Zimmer. Wer will, kann ihr nun zusehen beim Gähnen, Haareräufen und Schlafen, beim Arbeiten am Computer und später gelegentlich auch beim Ausziehen und beim Sex mit Männern. Sieben Jahre und acht Monate lang ist JenniCam auf Sendung. An guten Tagen, heißt es, lockt sie drei, vier Millionen Zuschauer an.

Jennifer Ringley löst eine Debatte aus, die so bald nicht mehr enden wird: Gelten keine Sitten mehr im neuen Medium? Können die Leute sich hier entblößen, wie sie wollen? Der Vorwurf der Entblößung droht künftig jedem, der sich in der Netzwelt ungeniert betragt. In der öffentlichen Meinung, so zeigt sich, ist das Internet eigentlich nicht als Bühne für jedermann vorgesehen. „Die Leute dürfen gern nach Informationen suchen“, sagt die Netzexpertin Passig. „Aber wenn sie anfangen, sich ungefragt selbst darzustellen, heißt es schnell: Das geht zu weit.“

@

Im Jahr 1993 ist die Aussicht auf schrankenlose Informationen manchem schon Sensation genug. Bislang ist es so: Wer nachsehen will, welche Bücher es überhaupt gibt über Wankelmotoren oder Pippin den Buckligen, muss zum Buchhändler. Der guckt in seinem Computer, und zufällig steht der Monitor immer so, dass man nicht mitlesen kann. Das Nachsehen ist eine Arbeit für Fachleute.

Die entscheidende Wende leitet der kleine ABC-Bücherdienst in Regensburg ein, der bereits im umständlichen BTX-Netz der Bundespost einen Versandhandel begonnen hat. „Die Großhändler rückten ihr Verzeichnis lieferbarer Bücher einfach nicht raus“, erinnert sich Mitgründer Michael Gleissner. Schließlich gelingt ein Deal mit dem Grossisten Libri. Ende 1995 geht die Regensburger Firma mit einem Katalog ins Web, der

Beste Gründe für das Arbeiten bei Audi:

Kinder gehören bei Audi zur Familie

»Beste Gründe bei Audi zu arbeiten« sind so individuell wie die Kinder unserer Mitarbeiter. Mit flexiblen Eltern- und Arbeitszeitmodellen sowie attraktiven Kinder-Betreuungsangeboten bietet Audi ideale Voraussetzungen, um Beruf und Familie in Einklang zu bringen.

So nutzt Dr.-Ing. Jutta Blobner, Leiterin Entwicklung Akustik Audi A3, TT und Q3, regelmäßig das Angebot der flexiblen Kinderbetreuung. Kommt kurzfristig ein Termin dazwischen, steht eine Dienstreise an oder hat der Kindergarten geschlossen, weiß sie ihren Sohn dort immer in besten Händen.

Mehr erfahren unter: www.arbeiten-bei-audi.de



2013: 15,5 Tage

VDSL, 50 Mbit/s

15 Tage

8 Tage

7 Tage

6 Tage

3 Tage

4 Tage

5 Tage

bald auf eine Million Bücher anwächst, alles frei durchsuchbar. In diesen Zeiten ist das eine Killer-App. Sechs Monate nach der Übersiedlung ist die Zahl der Mitarbeiter von 2 auf 36 gestiegen. Es beginnt eine der ersten Erfolgsgeschichten im deutschen Online-Kommerz.

Der Web-Server, über den der Buchversand läuft, steht in Manhattan. Eine Standleitung zu deutschen Preisen wäre unbezahlbar. Wenn die Software wieder mal gewartet werden muss, nehmen die Jungunternehmer einen Billigflug nach New York, das ist günstiger. Der Kundenservice sitzt in Namibia; dank kostenloser E-Mails sind Entfernungen kein Problem mehr.

1998 kauft Amazon den ABC-Bücherdienst und macht daraus Amazon Deutschland.

@

Wenig später will Gleissner es noch einmal versuchen. Überall investieren die Leute jetzt wie nährisch in Inter-

netfirmen. Gleissner steigt ein bei einem Start-up namens Magic Day. Die Geschäftsidee ist nicht ganz klar, irgendwas mit Geschenkeservice und Events, sie fangen an mit dem Versand von Schnittblumen und Grußkarten. Als Chefin wird eine 22 Jahre alte Wirtschaftsstudentin angeheuert. Die Belegschaft besteht vor allem aus Quereinsteigern, Studenten und Praktikanten. Nach anderthalb Jahren ist Magic Day pleite.

Das ist ebenso eine Spätfolge des kleinen Browsers Mosaic. Er hat ein Medium erschlossen, das auch Investoren noch kaum verstehen. 1994 ist der Nachfolger von Mosaic erschienen, ein Browser namens Netscape. Er beherrscht bald 80 Prozent des Weltmarkts. Die gleichnamige Firma geht an die Börse, der Kurs steigt und steigt. Ende 1995 ist Netscape mehr wert als Apple. Das ist das erste Vorzeichen eines kollektiven Vollrauschs. „Wir waren wie Rockstars“, sagt später einer der Programmierer.

Um das Jahr 2000 erreicht die Dotcom-Blase ihren Höhepunkt – ehe sie mit Getöse platzt.

@

Nach der Jahrtausendwende ist der Spuk vorbei, viele Firmen sind untergegangen, noch mehr haben aber überlebt. Und im World Wide Web sieht es jetzt aus, als habe der Kommerz endgültig gewonnen. Man kann überall einkaufen, aber es fehlt das Leben. „Die längste Schaufensterflucht der Welt“, sagt Peter Glaser.

Dann kommen die Blogger. Facebook geht ans Netz, YouTube, Twitter. Es beginnt das Zeitalter des Web 2.0, der sozialen Netze. Das Internet verwandelt sich in ein Medium, das Menschen verbindet, nicht Computer.

Wer vor 20 Jahren geboren wurde, als Mosaic erschien, hält das alles für selbstverständlich. Ulkig, wie die Alten sich mal ereifert haben über künstliche Agenten, globale Gehirne und die Selbstentblößung im Cyberspace.

MANFRED DWORSCHAK



Vorsprung durch Technik

Audi



Beste Gründe bei Audi zu arbeiten finden Sie auch hier.



YouTube

Botschaft vom Quastenflosser

Ein rundmäuliger Parasit und ein fleischflossiger Raubfisch: Genforscher studieren exotische Kreaturen, um die Wendepunkte in der Geschichte des Lebens zu verstehen.



Quastenflosser bei den Komoren

SCOOONES / XXPOOL / SPL / AG. FOCUS

Als Marjorie Courtenay-Latimer ihren Taxifahrer überredete, einen 60 Kilogramm schweren Fischkadaver in seinem Auto zu befördern, da war sie überzeugt davon, einen bedeutenden Fang nach Hause zu bringen. Dass sie damit Wissenschaftsgeschichte schreiben würde, das ahnte sie nicht.

Heute gilt der stahlblaue, dickschuppig gepanzerte Fisch, den die junge Museumsangestellte kurz vor Weihnachten des Jahres 1938 im Fang eines südafrikanischen Trawlers aufspürte, als vielleicht größte zoologische Entdeckung des 20. Jahrhunderts.

Bis zu jenem Moment hielt man das urtümlich anmutende Tier für ausgestorben. Etwa 70 Millionen Jahre alt war das jüngste bekannte Fossil eines solchen Fisches. Erst durch Courtenay-Latimers Entdeckung wurde offenbar: In der Tiefe des Indischen Ozeans existierten noch lebende Exemplare. Fasziniert erklärte

der Fischkundler James Smith: „Ich wäre kaum erstaunter gewesen, wenn mir auf der Straße ein Dinosaurier begegnet wäre.“

Jetzt, 75 Jahre nach jener legendären Entdeckung, ist es gelungen, die Erbinformation dieses Urzeit-Fisches auszulesen. Ein Team von 91 Forschern aus 40 Instituten veröffentlichte vorige Woche im Fachblatt „Nature“ das Genom des Quastenflossers.

Für Evolutionsbiologen ist das ein Triumph. Denn seine Stellung im Stammbaum aller Organismen macht den Quastenflosser zum idealen Untersuchungsobjekt, um einen der großen Wendepunkte in der Geschichte des Lebens zu studieren: den Landgang der Wirbeltiere.

Vor rund 380 Millionen Jahren robbten erstmals Fische an Land, um sich dort irgendwann dauerhaft einzurichten. Aus diesen unbeholfen watschelnden Kreaturen ging die überbordende Vielfalt der

Landwirbeltiere hervor. Egal ob Kolibri, Maulwurf, Laubfrosch oder Kobra – sie alle sind Nachfahren jenes Pioniers.

Zu gern möchten die Forscher die Vorgänge genau verstehen, die den Sprung aufs Trockene möglich machten: Was ließ die Flossen zu Watschelbeinen mutieren? Wann schob sich erstmals ein Hals zwischen Kopf und Körper? Wie erlernten die Tiere das Hören von luftgetragenem Schall? Und vor allem: Was trieb die Innovation voran, worin liegt das Geheimnis evolutionärer Kreativität?

Wenn sie nach Antworten auf derlei Fragen suchen, ziehen Wissenschaftler gern Fossilien zu Rate. Aus den Sedimenten des Devon-Zeitalters kratzten sie eine Reihe fischiger Übergangsformen, die an der Schwelle zum Landleben gestanden hatten.

Zuletzt sorgte die Entdeckung von Tiktaalik für Aufsehen: Das Team des Chicagoer Evolutionsforschers Neil Shu-

bin war auf einer kanadischen Insel auf die versteinerten Überreste eines flachköpfigen Fisches gestoßen, der offenbar mit seinen muskulösen Flossen im seichten Uferwasser Liegestütze gemacht hatte, um nach Beute zu schnappen. Die Knochen, aus denen Jahrtausende später Hände werden sollten, sind bereits zu erkennen.

Anhand solcher Funde gelingt es den Paläontologen, den Prozess evolutionärer Gestaltwerdung detailgenauer nachzuvollziehen. Die Genforscher vermochten dazu lange Zeit wenig beizutragen. Sie konnten allenfalls Verwandtschaftsbeziehungen aufklären und Stammbäume rekonstruieren. Zwar ist gewiss, dass Mutationen verantwortlich für den Formenreichtum des Tierreichs sind. Wie diese aber ihre Wirkung ausüben, wissen die Forscher zumeist nicht.

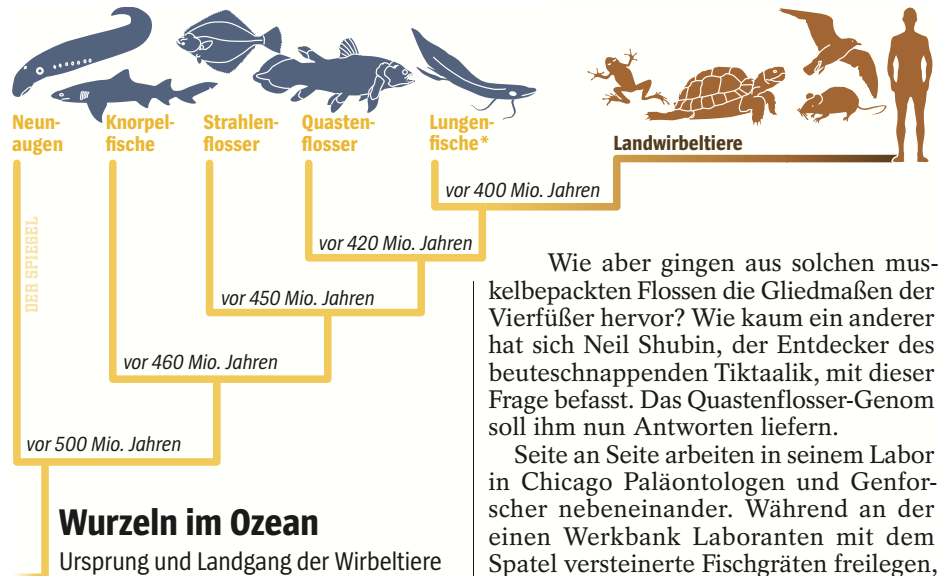
Mit der Entschlüsselung von Genomen wie dem des Quastenflossers beginnt sich das nun zu ändern. Denn versteckt in der schier endlosen Buchstabenfolge der DNA solcher Kreaturen sind viele Geheimnisse aus der Vorgeschichte verborgen.

Das besondere Interesse der Forscher gilt dabei evolutionären Sonderlingen, deren Erbgut Aufschluss über einschneidende Neuerungen in der Entwicklungsgeschichte geben könnte. Vor wenigen Wochen erst veröffentlichten sie zum Beispiel die DNA-Sequenz des Meerneunauges, eines aalförmigen Parasiten, dessen kreisrundes, mit Hornzähnen besetztes Maul einem Saugnapf ähnelt. Mit ihm hält sich das Neunauge am Leib seiner Opfer fest, um deren Haut abzuraspeln und ihre Körpersäfte zu schlürfen.

Das Rundmaul ist das urtümlichste aller Wirbeltiere. Rund 500 Millionen Jahre ist es her, dass sich der letzte gemeinsame Vorfahr von Neunauge und Mensch durchs kambrische Meer schlängelte. Das Studium des Neunaugen-Genoms macht es nun möglich, die genetische Mitgift zu ermitteln, die der Homo sapiens von diesem Urwirbeltier geerbt hat. Insgesamt 224 Genfamilien konnten die Forscher identifizieren, die das Meerneunauge zwar mit mindestens einem Wirbeltier, nicht aber mit irgendeinem Wirbellosen teilt – eine Art Wirbeltier-Grundausstattung, die beim Menschen etwa 1,3 Prozent seiner Gene ausmacht.

Vor allem ein Ereignis aus der Frühgeschichte der Wirbeltiere aber interessiert die Forscher besonders; einige halten es für eines der bedeutsamsten in der Stammesgeschichte des ganzen Tierreichs: Irgendwann muss sich das gesamte Erbgut der Wirbeltiere zweimal verdoppelt haben. Diese doppelte Duplikation könnte eine Art Schicksalsmoment für die weitere Entwicklung gewesen sein.

Die Vervierfachung aller Gene ist mehr als eine bloße Vermehrung des Erbmater-



rials. Sie gilt als wirkmächtiger Motor der Innovation, als Quell einer Vielfalt, die vom Seepferdchen bis zum Pfau, vom Narwal bis zum Flughund und vom Ochsenfrosch bis zum zweibeinigen Menschenaffen reicht.

Denn vor dem großen Duplikationsereignis bestand bei Mutationen eines Gens stets die Gefahr, dass seine alte Funktion verlorengeht. Für den Organismus ist das oft verheerend, die Mutation kann sich folglich nicht durchsetzen. Liegt jedoch von jedem Gen eine Sicherungskopie vor, kann die Natur unbeschwert herumexperimentieren, ohne bei Mutationen unter dem Verlust der Originalfunktion zu leiden. Vieles spricht dafür, dass dies die Experimentierlaune der Evolution enorm befördert hat.

Die Neunaugen-Forscher konnten nun diesen kreativen Schlüsselmoment in der Wirbeltiergeschichte präziser datieren: Offenbar hat er sich schon im frühen Kambrium ereignet, noch ehe sich die Rundmäuler vom Rest der Wirbeltiere abspalteten. Denn auch im Erbgut der Neunaugen finden sich die Spuren der frühen Genomduplikationen.

Einem anderen Trick, mit dessen Hilfe die Natur Neuerungen hervorbringt, sind die Forscher nun anhand des Quastenflossers auf der Spur. Unter den Fischen zählt dieser zu den nächsten Verwandten der Landwirbeltiere. Deshalb ist er geeignet, den Landgang zu studieren.

In der Tat scheinen beim Quastenflosser erste Weichen gestellt, die das Verlassen des Wassers erleichtert haben dürften. Besonders die fleischigen Paddel, mit denen das Tier seine eigenartig tänzelnden Bewegungen vollführt, muten an wie eine Vorahnung von Beinen.

* Lungenfische stehen den Landwirbeltieren noch näher als Quastenflosser. Für eine Sequenzierung sind sie aber ungeeignet, weil ihr Erbgut rund 30-mal so umfangreich ist.

Wie aber gingen aus solchen muskelbepackten Flossen die Gliedmaßen der Vierfüßer hervor? Wie kaum ein anderer hat sich Neil Shubin, der Entdecker des beuteschnappenden Tiktaalik, mit dieser Frage befasst. Das Quastenflosser-Genom soll ihm nun Antworten liefern.

Seite an Seite arbeiten in seinem Labor in Chicago Paläontologen und Genforscher nebeneinander. Während an der einen Werkbank Laboranten mit dem Spatel versteinerte Fischgräten freilegen, surrt an der anderen die DNA-Zentrifuge. In Käfigen springen unterdessen transgene Mäuse umher, die Fischgene im Erbgut tragen. Alles, was hier geschieht, dient dem Ziel, das Rätsel der Gliedmaßen-Evolution zu knacken.

Sämtliche Extremitäten – gleichgültig ob Flügel, Sprungbein oder Arm mit Greifhand – sind nach demselben Masterplan konstruiert. „Die Formel lautet: „1 – 2 – viele – 5“, sagt Shubin, „beim Arm heißt das: ein Oberarmknochen, dann Elle und Speiche, ein vierteiliges Handgelenk und schließlich fünf Finger.“

Verantwortlich für die genaue Gestalt, die eine solche Extremität einnimmt, sind dabei vermutlich gar nicht die Gene selbst. Zunehmend setzt sich unter den Forschern die Einsicht durch: Wichtiger für den Fortgang der Evolution könnten vielmehr jene Schalter sein, die diese Gene regulieren.

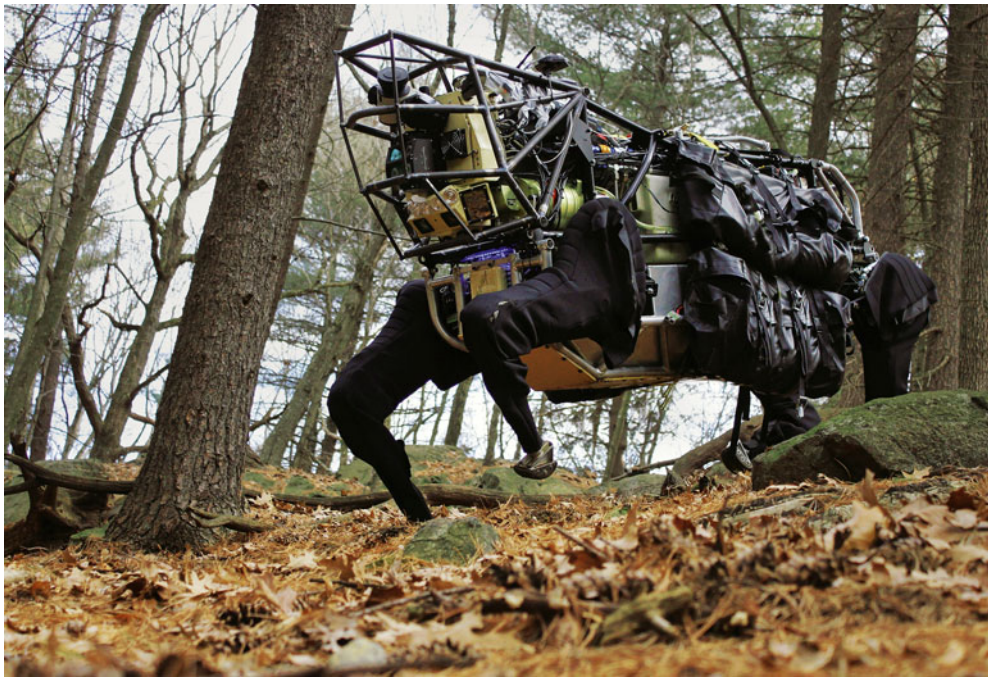
Einen solchen Schalter, der anscheinend einen ersten Schritt hin zum Bauplan der Gliedmaßen darstellte, konnten die Forscher nun im Erbgut des Quastenflossers dingfest machen. „Insel 1“ heißt dieses genetische Steuerelement, das sich in Landwirbeltieren, nicht aber im Erbgut von Knochenfischen findet.

Genschalter und Genomduplikation – zwei maßgeblichen Mechanismen, die zur Formenfülle der Tiere beitragen, kommen die Forscher so langsam auf den Grund. Doch das ist erst ein Anfang. Rasant nimmt die Zahl entschlüsselter Tiergenome zu.

Schon ist am chinesischen Forschungszentrum BGI das Projekt „Genome 10K“ angelaufen. Das Ziel des ehrgeizigen Vorhabens: die Erbgut-Sequenz von 10 000 Wirbeltierarten auszulesen.

Ein regelrechter Datentsunami wird damit über die Genlabors weltweit niedergehen. Tausende wundersame Schöpfungsgeschichten aus dem Evolutionslabor der Natur werden in diesem Datenwust versteckt sein. Die Kunst wird darin bestehen, sie auch zu lesen.

JOHANN GROLLE



Laufroboter „Big Dog“
Unbelehrbare Dummheit der Maschine

WAFFEN

Hund des Krieges

Vergesst Drohnen! Größere Gefahr geht von Killerrobotern aus, warnt ein britischer Informatiker – und startet eine weltweite Kampagne zu deren Ächtung.

Lange war Noel Sharkey der Dieter Bohlen der Kampfmaschinen. In der BBC-Sendung „Robot Wars“ trat der Informatiker mit Rauschbart und Pferdeschwanz über hundertmal als Chef-Schiedsrichter auf. Lauthals johlte er, wenn ein von Studenten gebauter Elektro-Gladiator seine Gegner plattmachte; die Schlaffis unter den ferngesteuerten Schreckensgeschöpfen hingegen kanzelte er ab mit feinem irischem Humor.

Der lustige Krieg der Roboter führte Sharkey bis nach China. Doch längst ist ihm das Lachen vergangen. In seinem Hauptberuf als Professor für Künstliche Intelligenz und Robotik an der Universität Sheffield hat er dreierlei erkannt:

- ▶ Das Zeitalter autonomer, also selbständig handelnder Kampfroboter mit Lizenz zum Töten steht bevor;
- ▶ eine solche pseudointelligente Waffe mag unter Rüstungsfabrikanten und Militärs ihre Fans finden, aber sie kann niemals präzise, sie kann nur inhuman und mörderisch sein;
- ▶ folglich muss die Welt ihr präventiv Einhalt gebieten. Nur: wie?

Der geläuterte „Robot Wars“-Enthusiast rührt in seinem Tee in seinem Shef-

fielder Stammcafé, das ihm als Hauptquartier dient. Frisch emeritiert, ist Sharkey, 65, zum Vollzeitaktivisten geworden. „Ich möchte erreichen“, sagt er, „dass sich die internationale Gemeinschaft auf ein Zusatzprotokoll zu den Genfer Konventionen einigt.“ Die Entwicklung und Erprobung autonomer Kampfroboter müsse weltweit verboten werden, ehe sie ein neues Wettrüsten befeuern.

Die Forderung klingt so aussichtsreich wie der Kampf des Don Quijote, doch siehe da: In dieser Woche nimmt Sharkeys Mission Gestalt an. Auf einer Veranstaltung im Londoner Frontline Club soll sich jetzt offiziell die internationale „Stop the Killer Robots“-Kampagne formieren.

Sharkey hat Mitstreiter von Format gewonnen. Die renommierte US-Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch ist mit von der Partie – und auch Jody Williams, Friedensnobelpreisträgerin von 1997. Sie hatte einst die Kampagne zur Ächtung der Landminen angeführt, die tatsächlich in ein Verbot der Anti-Personen-Minen mündete.

Gleich zum Auftakt dringt die neue Gruppe bis ins britische Unterhaus vor. Vor einem Parlamentsausschuss werden die Gegner der Killerroboter ausführen, wie ernst die Lage ist. Dann tragen sie ihren Kampf gegen den Robo-Krieg über die Grenzen. Im Mai und Juni reist Sharkey nach Berlin – wo derzeit die drängende, aber vergleichsweise geringe Frage ansteht, ob die Bundeswehr Kampfdrohnen anschaffen soll.

Im Falle heutiger ferngesteuerter Drohnen entscheidet am Ende wenigstens noch ein Mensch über Leben und Tod derer, die da beschossen werden. Bei den zu befürchtenden Killerrobotern zu Lande, zu Wasser und in der Luft wird es diese Instanz am Joystick womöglich nicht

mehr geben. In Zukunft fällt nötigenfalls ein Stückchen Software die Entscheidung blitzschnell selbst, was ein Ziel ist und ob es vernichtet wird. „Es ist eine wahnsinnige Idee, dass es Robotern erlaubt werden soll zu töten“, klagt Sharkey beim Sandwich.

Wenn ein Offizier ein Massaker anrichtet, ist er dafür völkerstrafrechtlich verantwortlich. Aber wenn ein autonomer Roboter Zivilisten umbringt, wer muss dann vor Gericht? Der General? Der Hersteller? Der Programmierer? Der Wartungstechniker?

Das Hauptproblem ist für Sharkey die auf noch sehr lange Zeit unbelehrbare Dummheit des geist- und gewissenlosen Maschinenhirns. Roboter könnten vieles, aber sie könnten eben nicht unterscheiden zwischen einem Mann mit Greifzange und einem Mann mit Revolver.

Und Roboter seien nie und nimmer fähig, im Kampfeinsatz die Gebote des Völkerrechts zu berücksichtigen, etwa das der Proportionalität. Niemals würden sie verstehen, dass es falsch wäre, ein Mehrfamilienhaus in Schutt und Asche zu legen, nur weil jemand von dort mit einer Pistole geschossen hat.

Noch baut kein US-Waffenkonzern irgendetwas, das bereits an eine Mordmaschine der Terminator-Klasse erinnert. Aber dennoch ist der Trend in den US-Labors eindeutig: Die Ingenieure streben für ihre Hightech-Waffensysteme mehr und mehr Autonomie an. Obwohl das Pentagon beteuert, keine Killerroboter erschaffen zu wollen, dürfte es Sharkey zufolge am Ende fast unausweichlich welche geben.

Da ist zum Beispiel „Big Dog“, ein vierbeiniger Lastenträger, den die Firma Boston Dynamics erprobt. Groß wie ein Maultier, kann der Robo-Hund 150 Kilo Gepäck über unwegsames Gelände schleppen, sich ausbalancieren, navigieren, Hindernissen ausweichen. Er wäre, das glaubt auch Sharkey, ein nützlicher Fronthelfer, der Nachschub bringt.

Aber „Big Dog“ könne bereits fast alles, was es braucht, um zum Frontkämpfer zu werden, so der Informatiker. Nur eine Waffe und ein wenig Software fehlten ihm. „Sobald irgendeine militärische Notwendigkeit danach verlangt, wird er beides bekommen“, vermutet Sharkey. „Das ist es, was mich sorgt.“

Wie zur Bestätigung hat Boston Dynamics seinem Geschöpf gerade einen neuen Trick beigebracht. „Big Dog“ verfügt jetzt über einen Greifarm, mit dem er Hohlblocksteine aus Beton meterweit durch die Luft schleudern kann.

Was würde der Hund des Krieges wohl mit Handgranaten ausrichten können?

MARCO EVERS

M O R O C C O

MORE
OPPORTUNITIES

**ERFOLGREICHE
INVESTITIONEN:**

15% JÄHRLICHES WACHSTUM
DER AUSLÄNDISCHEN
DIREKTINVESTITIONEN*

*Durchschnittliches jährliches Wachstum der ausländischen Direktinvestitionen zwischen 2004 und 2011

AMBITIONIERTE SEKTOR-STRATEGIEN:

Nationaler Pakt für Industrielle Entwicklung

Vision 2020 für den Tourismus

Plan für die Verbesserung der Wettbewerbsfähigkeit
der Logistik

„Vision 2015“ für das Handwerk

eGovernment-Plan „Maroc Numéric 2013“

„Plan Rawaj“ für Handel & Vertrieb

Agrarplan „Grünes Marokko“

Fischereiplan „Halieutis“

Solar & Wind-Plan

www.invest.gov.ma

MOROCCO - MORE BUSINESS

 **Invest in Morocco**
Sharing Success

KUNST

Picasso in der Wüste



„Kind mit Taube“, 1901

Europa ist um zwei Bilder Picassos ärmer, die Golfregion um dieselben reicher. Hatten also jene Kritiker recht, die angesichts der Großeinkäufe diverser Scheichs schon vor Jahren vor einem Ausverkauf europäischer Kultur warnten? Fall eins: Seit mehr als einem Jahr war in Großbritannien versucht worden, einen Käufer für das Picasso-Bild „Kind mit Taube“ aus dem Jahr 1901 zu

finden. Als Leihgabe hing es seit 1974 in der National Gallery in London, doch die Eigentümerfamilie wollte das Gemälde nun veräußern. Wegen der Bedeutung des Bildes gab es zeitweise einen Ausfuhrstopp – und die Hoffnung, dass ein Interessent auf der Insel 50 Millionen Pfund zahlen würde. Vergebens. Nun befindet sich das Bild in Privatbesitz in Katar und wird wohl für lange Zeit nicht mehr für das Publikum zu sehen sein. Fall zwei: Ein in der Öffentlichkeit noch nie gezeigtes Frauenporträt, das Picasso 1928 in Gouache- und Collage-Technik schuf. Es stammt angeblich aus europäischem Privatbesitz und gehört nun dem sogenannten Louvre Abu Dhabi, einem Kooperationsprojekt der französischen Regierung und dem Emirat, finanziert vom dortigen Herrscherhaus. In dieser Woche wird es in Abu Dhabi präsentiert, als Hauptstück einer Ausstellung mit dem Titel „Geburt eines Museums“. Der eigentliche Wüsten-Louvre wird erst 2015 fertiggestellt sein. Die Picassos und viele andere in die Golfregion exportierte Klassiker – darunter ein 250-Millionen-Dollar-Werk von Cézanne – müssen künftig besonders gut klimatisiert werden. Doch eines bleibt beim Alten: Die Kunst wandert dorthin, wo das Geld ist.

BRIDGEMAN / VG BILD-KUNST BONN 2013

LOUVRE ABU DHABI / AGENCE PHOTO F/VG BILD-KUNST BONN 2013



Picasso-Werk „Porträt einer Frau“, 1928

THEATER

Wilsons kleine Krachmusik

Es trötet und zischt im großen Kinder-Weltgedicht. Das „Peter Pan“-Musiktheaterstück, das der US-Regisseur Robert Wilson, 71, seit Mittwoch vergangener Woche im Berliner Ensemble zeigt, gewinnt Schwung durch das fröhliche Getöse des New Yorker Musikantennenduos CocoRosie. Die beiden Schwestern Sierra und Bianca Casady, Jahrgang 1980 und 1982, sind mit ihren oft melancholischen und manchmal schrillen Nachtgesängen seit einigen

Jahren Königinnen der fortschrittlichen Popwelt. Wie stets bei Wilson sieht man auch in „Peter Pan“ expressionistische Stummfilmgestalten mit roter Punker-Haartracht und hässlichen Grimassen vor hellblau leuch-

tendem Bühnenhintergrund und viel roboterhaftes Gehampel. Der Schauspieler Sabin Tambrea spielt den Titelhelden der berühmten Buchvorlage von James Matthew Barrie als spirrelligen Staune-Jungen. Ganz offensichtlich stilisiert Wilson den kleinen Peter Pan, der nie altern will, zu einem Wiedergänger seiner selbst – das verleiht dem Theaterabend ein wehmütiges Pathos und eine Kraft, die man in Wilsons Arbeiten schon lange nicht mehr bewundern konnte. Und damit es nicht zu rührselig wird, schrummelt die possierliche Krachmusik der CocoRosie-Schwestern dazu; das Peter-Pan-Material wird auch auf dem im Mai erscheinenden Album „Tales of a Grass Widow“ zu hören sein.



Szene aus „Peter Pan“

JANSCH / BERLINER ENSEMBLE

LITERATUR

Weiblich, britisch, gut

Alle zehn Jahre veröffentlicht die englische Literaturzeitschrift „Granta“ eine Liste der 20 besten Schriftsteller unter 40 Jahren mit britischem Pass. Weil die erste Veröffentlichung im Jahr 1983 fast prophetischen Charakter hatte – es standen Namen darauf wie Salman Rushdie, Ian McEwan, Julian Barnes und Kazuo Ishiguro –, wird die „Granta“-Liste als eine Art literarischer Ausblick auf die kommende Dekade betrachtet. In diesem Jahr nun hat die siebenköpfige Jury erstmals mehr Frauen als Männer ausgewählt. Unter den zwölf Schriftstellerinnen findet sich auch Taiye Selasi, 33, die mit ihrem Roman „Diese Dinge geschehen nicht einfach so“ (SPIEGEL 10/2013) in diesem Frühjahr im S. Fischer Verlag ein Debüt vorlegte, das jetzt schon zu den besten Büchern des Jahres gezählt werden kann. Selasi wurde in London geboren und stammt aus einer Familie mit afrikanischen Wurzeln. Auch das ist charakteristisch für die aktuelle „Granta“-Liste: Die Mehrzahl der genannten Schriftsteller sind Immigranten oder Kinder von Immigranten. Die nächsten zehn Jahre versprechen – zumindest mit Blick auf die britische Literatur – spannend zu werden.

Selasi



Psy bei einem Konzert in Seoul

POP

Stumpfes Rumsen

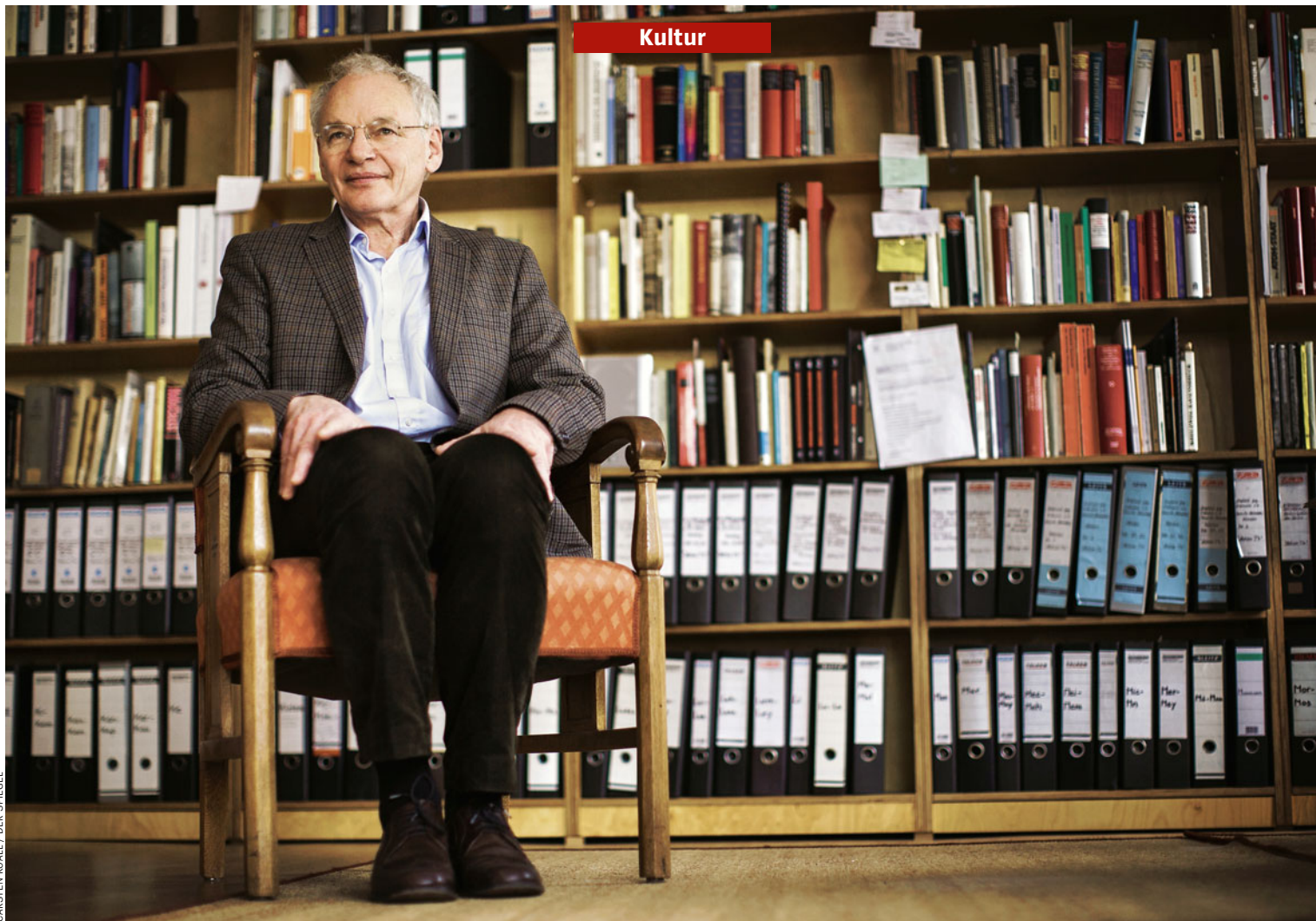
Der südkoreanische Superstar Psy gilt als eines der großen Rätsel unserer Zeit. Warum ist er nur so berühmt? 1,5 Milliarden Mal wurde das Video zu seinem Tanzstück „Gangnam Style“ bei YouTube schon angeklickt, kein Künstler hat bislang solche Zahlen erreicht. Und nie ist jemand in so kurzer Zeit so oft parodiert worden. Auch Psys neues Stück „Gentleman“ hatte nach fünf Tagen schon über hundert Millionen Klicks zu verzeichnen. Das Video zu „Gentleman“ handelt vom

ewig tumben Jungsspaß: Stühlewegziehen und fremden Mädchen den Bikini-knoten aufmachen. Dazu rumstumpf der Kirmes-Techno. Vielleicht ist das Pop, wie es ihn schon immer gegeben hat, nur eben zu Bedingungen einer globalen Öffentlichkeit, und deshalb größer als je zuvor. Weil jeder ihn gesehen haben will, muss ein Künstler wie Psy immer noch größer werden. Deutschland ist übrigens als einziges Land der entwickelten Welt nicht un-mittelbar dabei. Wegen des seit Jahren schwelenden peinlichen Streits zwischen YouTube und der Verwertungsgesellschaft Gema ist das „Gentleman“-Video auf der Plattform hierzulande gesperrt.

KINO IN KÜRZE

„**Beerland**“ ist ein Expeditionsfilm. Der in Potsdam lebende US-Amerikaner Matthew Sweetwood erkundet die Biernation Deutschland mit der Wissbegier eines Pioniers. Voller Zuneigung und mit Sinn für Skurrilitäten versucht er herauszufinden, warum es hierzulande über 1300 verschiedene Brauereien gibt und die Menschen mindestens ebenso viele Vorwände finden, Bier zu trinken. „Beerland“ ist ein amüsantes Lehrstück über die zwischen Regelungswut und Ausschweifung, zwischen Reinheitsgebot und Saufgelage pendelnde Mentalität der Deutschen.





Autor Aly in seinem Büro in Berlin: „Wir müssen moralische Maßstäbe neu definieren“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„All das gehört zum Leben“

Der Historiker Götz Aly über seine behinderte Tochter Karline, die Inklusionsdebatte und seine Euthanasie-Studie

In Deutschland sind in der Zeit des Nationalsozialismus 200 000 Menschen umgebracht worden, die psychisch krank oder behindert waren. Euthanasie (Altgriechisch: schöner Tod) war der zynische Name für das Vernichtungsprogramm. Diese fürchterliche Vergangenheit hat den Umgang mit unheilbar Kranken und Behinderten hierzulande geprägt. Die Vorschriften zur Sterbehilfe sind in Deutschland restriktiv, auch bei der Präimplantationsdiagnostik gibt es strengere Regeln als in den meisten europäischen Staaten.

Die Vereinten Nationen haben sich im Jahr 2006 auf eine Behindertenrechtskon-

vention geeinigt, die 2009 von Deutschland ratifiziert wurde. Vorgesehen ist darin ein sogenanntes inklusives Bildungssystem für alle Schüler. Kinder mit Behinderungen und Verhaltensstörungen sollen die Regelschule besuchen dürfen. Bremen hat die Verpflichtung zur Inklusion schon 2009 übernommen, andere Bundesländer sind dabei, sie umzusetzen.

Nun ist eine Debatte über das Für und Wider der Inklusion entbrannt. Die Befürworter sagen, es müsse normal werden, verschieden zu sein. Gegner meinen, die Inklusion gehe auf Kosten der Förderschulen, die Lehrer seien überfordert, die leistungsstarken Schüler kämen zu kurz, die

behinderten Kinder fühlten sich in den Regelklassen ausgeschlossen.

Es ist eine Debatte, in der die einen als Idealisten, die anderen als Ideologen beschimpft werden, letztlich geht es um die moralischen Normen des Miteinanders.

Der Berliner Zeithistoriker Götz Aly, 65, hat eine behinderte Tochter, sie heißt Karline und ist 34 Jahre alt. Im Gespräch erzählt er von den Freuden und Nöten, die der Alltag mit einem behinderten Kind mit sich bringt. Aly hat 32 Jahre lang über die Euthanasie geforscht. Sein Buch „Die Belasteten“ ist jetzt im S. Fischer Verlag erschienen (352 Seiten, 22,99 Euro).



PRIVATARCHIV

Aly-Tochter Karline: „Sie lacht und weint, liebt Musik und gutes Essen und trinkt auch mal ein Bier“

SPIEGEL: Herr Aly, Sie haben die sogenannte Euthanasie erforscht – die Ermordung von Behinderten und psychisch Kranken im Nationalsozialismus. Und Sie haben eine behinderte Tochter. Kam Ihnen dieses Thema nicht zu nahe?

Aly: Natürlich weiß ich, dass meine Tochter damals zu den Todeskandidatinnen gehört hätte. Aber Karlines Erkrankung vor 34 Jahren war ja der Anlass, mich mit diesem Thema zu beschäftigen, womöglich war das auch eine Form der Verarbeitung. So bin ich zur NS-Forschung gelangt. Es stört mich nicht, wenn Themen mir nahekommen, im Gegenteil: Ich finde es unangenehm, dass viele Deutsche, die über die NS-Zeit schreiben, so tun, als hätten sie keine eigenen Bezugspunkte. Ich mache mir manchmal einen Spaß daraus und frage ältere Kollegen: „Was hat denn Ihr Herr Vater im Zweiten Weltkrieg gemacht?“

SPIEGEL: Ihr Buch über Euthanasie ist Karline gewidmet, und Sie schreiben auch einige Sätze über sie. Dennoch wird Ihre Tochter in Rezensionen und Interviews kaum erwähnt. Gibt es da eine Scheu?

Aly: Es ist ein wissenschaftliches Buch; nach diesen Kriterien wird es besprochen.

Deutsche Historiker pflegen die sogenannte Objektivität. Sie bilden sich ein, sie könnten das Subjektive und damit auch das Verstörende ausschalten. Es gibt jedoch einen deutschen Geschichtswissenschaftler, der mich regelmäßig fragt, wie es Karline geht, und das ist Hans Mommsen. Das unterscheidet ihn von anderen.

SPIEGEL: Wie wirkt sich die Scheu vor Persönlichem auf die Wissenschaft aus?

Aly: Ich stehe am Rande des akademischen Ringelreihens und in Spannung dazu – einer Spannung, aus der ich Energie, Einfälle und Fragen beziehe. Dieser Betrieb ist weithin auf dumbe Weise mit sich selbst beschäftigt, da werden in großer Zahl sterile Texte geschrieben – oft mit einem unglaublichen Aufwand an öffentlichen Geldern –, die ein Lehrbeispiel dafür sind, wie man Leser verjagt und sich an geschichtlichen Einsichten vorbeidrückt. Zu großen Teilen ist die NS-Forschung eine Distanzierungs- und Betschwörungswissenschaft. Da wird so getan, als wären die Menschen im Nationalsozialismus Monster gewesen – als wären sie ganz anders als wir heute.

SPIEGEL: Wo liegen die Gemeinsamkeiten?

Aly: Der Untertitel meines neuen Buchs heißt: „Eine Gesellschaftsgeschichte“. Ich schaue nicht nur auf die 500 Mörder und

200 000 Euthanasie-Opfer, sondern versuche, das Zwischenfeld auszuleuchten: Wie haben sich Angehörige verhalten und Nachbarn? Da stößt man auf Reaktionsweisen, die allgemeinemenschlich sind: Chronisch Kranke und Behinderte können für die Familie zur Last werden. Diese Erfahrung ist niemandem fremd.

SPIEGEL: Deswegen der Titel Ihres Buchs: „Die Belasteten“. Sie weisen nach, dass die massenhafte Ermordung nicht ohne die stillschweigende Zustimmung der Angehörigen möglich gewesen wäre.

Aly: Ich spreche nicht von Zustimmung. Die Organisatoren der Euthanasie-Morde erfragten systematisch, wie oft ein Patient von wem besucht wurde. Hatten sie den Eindruck, die familiäre Bindung sei nicht eng, wurde der Kranke sehr viel eher abtransportiert als ein Leidensgenosse, der regelmäßigen Besuch erhielt. Nach der Ermordung bekamen die Verwandten eine amtliche Sterbeurkunde mit fingierter Todesursache. Die meisten fanden sich damit ab, sie akzeptierten das staatliche Angebot, die wirkliche Todesursache nicht wissen zu müssen. Auf derselben gesellschaftlichen Grundlage – im Halbdunkel, unter der Voraussetzung des Wegsehens – konnte später auch der Holocaust ins Werk gesetzt werden. Die

Das Gespräch führte die Redakteurin Susanne Beyer.

Mörder, die 1939 mit der Euthanasie begannen, waren überrascht, wie gering der Widerstand blieb. Das hatte mit der Scham vieler Angehöriger zu tun.

SPIEGEL: Eine Scham, die sich bis heute nicht gelegt hat.

Aly: Jeder achte heutige Deutsche ist direkt mit jemandem verwandt, der Opfer dieser Morde wurde. Und wenn Sie die angeheirateten Verwandten dazunehmen, würde fast jeder in der Familie einen finden. Aber in den meisten Familien wurde darüber nicht gesprochen. Die Ermordeten sind vergessen.

SPIEGEL: Angehörige könnten in Archiven forschen.

Aly: Die Institutionen, die heute über die Akten der Opfer verfügen, veröffentlichen meist nicht die Namen – obwohl es keine datenschutzrechtlichen Gründe gibt. Ich habe den Präsidenten des Bundesarchivs und den Bundesdatenschutzbeauftragten gefragt, warum. Sie antworteten beide: „Nehmen Sie bitte Rücksicht auf die noch lebenden Angehörigen.“ Im Fall der Juden würden wir niemals Namen unterdrücken, aber bei den sogenannten Irren heißt es auf einmal, wir wollen die heutige Verwandtschaft schützen. Warum? Wovor?

SPIEGEL: Es ist die Angst der Angehörigen, dass in ihnen selbst etwas steckt, was nicht normal sein könnte.

Aly: Ja. Als vor 20 Jahren die ersten Gedenkstätten entstanden und die ersten Briefe von Angehörigen dort eingingen, wurde vor allem gefragt: Haben wir eine Erbkrankheit in der Familie?

SPIEGEL: In Ihrem Buch zitieren Sie die Aussage eines Vaters, der in der NS-Zeit vom Leiter einer Anstalt erwartete, ihn von der Verantwortung für sein Kind zu befreien. Diese extreme Kälte wirkt auf uns heute dann doch befremdlich.

Aly: Die Extreme schon, aber das Grundgefühl der Last doch nicht. Mein Vater war viele Jahre lang dement, dann kam er in ein Heim. Wir wussten, das war nicht ideal, aber es ging nicht anders. Und noch ein Beispiel: Vor 35 Jahren löste sich meine Wohngemeinschaft auf, einer von uns kam in die Nervenklinik. Wir anderen treffen uns bis heute, sprechen aber nicht über den einen, wir wissen nicht, ob er noch lebt. Es ist ja nicht so, dass psychisch Kranke einfach wären. Wenn ein Kind psychisch krank wird, kann es in Familien Schuldzuweisungen geben.

SPIEGEL: Es werden viele behinderte Ungeborene abgetrieben. Andererseits gibt es ein Bemühen, Behinderte zu integrieren, Schulen sind dazu aufgefordert. Insofern unterscheidet sich die heutige Gesellschaft sehr von der damaligen.

Aly: Das ist so. Karline und wir Eltern haben sehr viel Hilfe bekommen von staatlichen Stellen, sehr viel Freundlichkeit von privater und professioneller Seite. Es heißt oft, es werde nicht genug getan, aber das

stimmt nicht. Ich kann nur sagen: danke. Wir leben insoweit in einem glücklichen Land. Als Vater einer behinderten Tochter weiß ich, wie wichtig Unterstützung für die innere Balance ist. Im Nationalsozialismus spürten die Angehörigen den Druck der Propaganda, galten selbst als erblich belastet, die meisten lebten in materiell engen Verhältnissen, zudem herrschte Krieg. Dass Menschen unter diesen Umständen wankten, kann ich verstehen.

SPIEGEL: Ihre Tochter Karline kam gesund zur Welt und erkrankte wenige Tage nach der Geburt. Was ist passiert?

Aly: Sie bekam an ihrem dritten Lebenstag eine Streptokokken-Infektion und wollte nicht mehr trinken. 30 Prozent der schwangeren Frauen haben Streptokokken B, wenn man das früh bemerkt und Antibiotika gibt, passiert nichts. In den sieb-

vermehrt Schädigungen infolge von Frühgeburten. Und es gibt mehr schwerverwirrte alte Menschen.

SPIEGEL: Wie haben die Ärzte in Ihrem Fall reagiert?

Aly: Der Oberarzt auf der Intensivstation der Universitätsklinik hat mich nach drei Tagen zur Seite genommen und gesagt: „Wenn Ihre Tochter die kommende Nacht überlebt, wird sie sehr schwer behindert sein.“ Ich habe das als codierte Frage aufgefasst und erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen.

SPIEGEL: Als Frage, ob die Ärzte dafür sorgen sollen, dass Karline die Nacht nicht überlebt? Was haben Sie gesagt?

Aly: Er sollte alles tun, damit sie überlebt.

SPIEGEL: Schon vor Karlines Geburt war geplant, dass sie bei der Mutter leben würde. Die Mutter, Morlind Tumler, hat



„Erbgesund – erbkrank“-Ausstellung in Berlin 1934: Kaum Protest der Angehörigen

ziger Jahren waren diese Tests nicht üblich. Außerdem: Es war die Zeit der sanften Geburten, Karline kam in einer Privatklinik zur Welt – der Kinderarzt wurde am Telefon gefragt und bagatellierte das Problem als Durstfieber. Karline verfiel stündlich, morgens war sie noch blühend und am Abend grau, fahl und faltig. Es dauerte zu lange, bis sie in die Kinderklinik verlegt wurde.

SPIEGEL: Ärztliches Versagen?

Aly: Ja – aber wir Eltern haben eben auch eine sanfte Geburt gewollt. Doch solche Dinge werden immer wieder passieren, auf die eine oder andere Art. Behinderungen gehören zu unserem Leben, nur die Formen ändern sich. Auch wenn so ein Fall wie Karline heute seltener vorkommt, auch wenn 90 Prozent der Ungeborenen mit Down-Syndrom abgetrieben werden, gibt es heute zum Beispiel

ein Kind aus einer anderen Beziehung, Sie selbst haben drei Kinder aus Ihrer Ehe. Wie hat sich das Leben für Sie durch Karline verändert?

Aly: Den Großteil, das möchte ich betonen, hat Karlines Mutter übernommen. Das erste Jahr hat sie mit der Arbeit ausgesetzt, aber nach einem Jahr wieder angefangen als Lehrerin, ihre Schule wurde damals Integrationschule. Ja, und ich habe durch Karline eben den Anstoß für meine Arbeit bekommen.

SPIEGEL: Sie wirken glücklich, wenn Sie über Karline sprechen, und doch ist das Leben mit einem behinderten Kind anstrengend.

Aly: Karline kann nicht sprechen, sie sitzt im Rollstuhl, sie kann sich nicht kontrolliert bewegen, ihr Oberkörper muss gestützt werden, sie hat manchmal epileptische Anfälle.

SPIEGEL: Sie muss gefüttert, gewickelt und manchmal auch getragen werden?

Aly: Ja, aber sie ist zart und klein, wiegt nur 20 Kilo, das ist ein Vorteil. Ich glaube nicht, dass ein Leben mit einem schwerbehinderten Kind mühsamer ist als ein Leben mit einem Kind, das nicht so stark eingeschränkt ist. Ich meine sogar, dass Eltern bei mittleren Behinderungen viel größere Schwierigkeiten haben können, sich hineinzufinden. Sie geben dann jahrelang Mühe rein, veranstalten Dutzende Therapien, bis sie akzeptieren, dass ihr Kind so ist, wie es ist.

SPIEGEL: Bei Karline war von Anfang an klar, dass es wenig Besserung geben wird?

Aly: Nach etwa einem Jahr. Und so war es leichter für uns zu sagen: Gut, wir versuchen, dem Kind das Leben so leicht wie möglich zu gestalten. Es ist nicht un-

hübsch. Sie lacht und weint, liebt Musik, gutes Essen und Gesellschaft. Sie trinkt auch mal ein Bier. Manchmal guckt sie verschmitzt. Dann sagen wir: Sie schaut sehr intelligent.

SPIEGEL: Ihre Tochter war in einem Kinderladen, kam dann in eine Sonderschule und lebt heute in einer betreuten WG. Was halten Sie von den jüngsten Bestrebungen nach Inklusion, dass also allen Kindern alle Schulen offenstehen sollen? Kritiker sagen, dass die behinderten Kinder auf der Regelschule eher spürten, dass sie von der Norm abweichen, und dadurch zusätzlich belastet würden.

Aly: Es gibt Kinder, die merken, dass sie eine Sonderrolle haben, und das genießen, aber es gibt viele, die spüren, dass sie doch nicht so können wie die anderen, und froh sind, wenn sie in eine beschützte

tungs- und genussfähigen Menschen entstand in den bürgerlich-liberalen, den linken und den nichtkirchlichen Milieus der Gesellschaft. Der Euthanasie-Gedanke kam weder aus der rechtsradikalen noch aus der konservativen Ecke. Er war und ist Teil der Moderne und des Fortschrittsdenkens – nur wurde dieses Denken nirgendwo auf der Welt mit solcher Radikalität exekutiert wie im Nationalsozialismus. In manchen europäischen Gesellschaften, die sich sehr an der Moderne orientiert haben, wird Sterbehilfe mit großer Selbstverständlichkeit praktiziert.

SPIEGEL: Welche meinen Sie?

Aly: Neulich traf ich eine niederländische Kollegin. Sie erzählte, sie hätte gerade mit ihren Geschwistern telefoniert, weil sie einen Termin suchten, an dem ihre krebserkrankte Mutter auf künstlichem Weg sterben sollte. Der Sohn der holländischen Königin, der seit einem Skiunfall im Koma liegt, wird in England versorgt, weil es in den Niederlanden fast keine Einrichtungen mehr gibt, in denen solche Patienten gepflegt werden.

SPIEGEL: Die Niederlande sind das erste Land der Welt, in dem die aktive Sterbehilfe legalisiert wurde.

Aly: Das ist geschichtlich konsequent. Die Niederländer schufen den ersten modernen bürgerlichen Staat Europas. Sie setzten früh auf Selbstbestimmung, auf diesseitiges Glück und Wohlstand.

SPIEGEL: Widerstand gegen die Vernichtung des sogenannten unwerten Lebens kam von kirchlicher Seite, von Clemens August Graf von Galen, der von 1933 bis 1946 Bischof von Münster war. Galen war sehr konservativ. Es zeigt sich, dass der Euthanasie mit Kategorien wie links und rechts kaum beizukommen ist.

Aly: Graf Galen wettete in derselben Predigt, in der er die Euthanasie als schweres Verbrechen brandmarkte, gegen vorehelichen Sex. Die Motive für Galens Widerstand sind uns Heutigen fremd, und dennoch verdient Galens singulärer, mutiger Widerstand Hochachtung.

SPIEGEL: Die meisten Menschen wollen selbstbestimmt leben und Abtreibungen und Sterbehilfe unter gewissen Umständen tolerieren. Zugleich wissen wir, dass uns das Leitbild des Perfekten zu Unmenschlichen macht. Die Kirche verliert an Einfluss, es gibt keine moralischen Leitlinien mehr. Brauchen wir eine neue Ethik?

Aly: Ja, wir müssen moralische Maßstäbe neu formulieren. Menschen müssen sich in ihren Handlungen und Wünschen Grenzen setzen. Es gibt in der Bibel den schönen, sehr radikalen Satz: Jeder Mensch ist Ebenbild Gottes – gleichgültig, wie krank, arm oder beschädigt er ist. Wir sollten versuchen, diese Maxime in unser weltliches und rechtsstaatliches Selbstverständnis zu transponieren.

SPIEGEL: Herr Aly, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Kinder in der „Brandenburgischen Idiotenanstalt“ um 1933*: „Das Gefühl der Last“

gewöhnlich, dass Eltern gegenüber einem behinderten Kind auch Aggressionen, selbst Todeswünsche entwickeln – das geschieht aus Überforderung, Verlassenheit oder Verzweiflung. Solche ambivalenten Gefühle belasten das Gewissen schwer, weil sie sich gegen einen nahen, noch dazu vollständig wehrlosen Menschen richten. Die NS-Gesundheits- und Fitnessprogrammatik hat solche durchaus menschlichen Ambivalenzen verstärkt – hier setzte die Politik des Mordens an.

SPIEGEL: Eltern wollen sich in ihren Kindern spiegeln, auch so entsteht Bindung. Wenn das Kind begabt ist, glauben Eltern gern, dass das an ihnen liegt. Sich in einem behinderten Kind zu spiegeln dürfte schwieriger sein. Wie ergeht es Ihnen?

Aly: Das funktioniert durchaus. Karline ist sehr sanft und ausgeglichen, das hat sie sicherlich von ihrer Mutter. Sie ist

Schule kommen. Es hängt von den Persönlichkeiten ab. Deswegen sollte es die Wahlmöglichkeit geben.

SPIEGEL: Die Forderung nach den Gemeinschaftsschulen kommt eher aus dem linken Spektrum der Gesellschaft. Sie selbst waren einmal Protagonist der linken Bewegung, haben sich aber nun von manchem distanziert. In Ihrem Buch schreiben Sie, dass die Ideologie, die zur Euthanasie führte, von der Reformbewegung, also eigentlich von links, inspiriert worden war. Wie kamen Sie zu dieser Erkenntnis?

Aly: Es hat keinen Widerstand von linker und laizistischer Seite gegen die Euthanasie-Morde gegeben. Die Vorstellung von einer gesunden Gesellschaft, von leis-

* Foto aus einer Ausstellung 2012 der Berliner Stiftung „Topographie des Terrors“.

Liebe Ursula von der Leyen!

Ein Brief an die Arbeitsministerin und Quotenkämpferin

Es ist zwei Jahre und drei Monate her, dass Sie in einem Interview mit dem SPIEGEL eine gesetzliche Frauenquote forderten. „Weil die Zeit reif ist“, sagten Sie damals.

Das Aufnahmegerät lag vor Ihnen auf dem Tisch und zeichnete Ihre Sätze auf. „Erstens: Ich plädiere dafür, keine Quote allein für ein Geschlecht festzuschreiben, sondern einen 30-Prozent-Schlüssel, der für alle gilt. Zweitens ist es wichtig, dass Sanktionen daran gekoppelt werden.“ Mein Kollege Markus Dettmer und ich saßen Ihnen gegenüber, und trotz der Konzentration auf das Interview hatte ich Herzklopfen vor Freude.

Ihre Forderung war ein Dammbbruch. Dass Sie, eine amtierende CDU-Bundesministerin und ein Stern in Merkels Kabinett, sich öffentlich für die Quote aussprachen, ermutigte viele Frauen. Bald war die Diskussion darüber Thema in den Kantinen und bei Abendessen. Sie haben das Thema vom Siebziger-Jahre-Muff befreit, weil ausgerechnet Sie, eine CDU-Politikerin und Tochter des Landespatrarchen Ernst Albrecht, erkannten, wie sich das Miteinander von Männern und Frauen nach der Jahrtausendwende zu verändern begann. In der SPD und bei den Grünen schnarrten die Politiker vor sich hin, während Sie als Familienministerin das Erziehungsgeld durchboxten.

Sie setzten auf den Ausbau der Krippenplätze und lächelten das Wort Rabenmutter einfach weg. Ich erinnere mich gut an ein Gespräch in einer Runde von Freundinnen. „Wenn die von der Leyen jemals als Bundeskanzlerin kandidiert“, sagten wir, „dann müssen wir wohl zum ersten Mal CDU wählen.“ Da hatten Sie sich gerade starkgemacht gegen den Flexi-Quoten-Quatsch von Kristina Schröder.

In den vergangenen zwei Jahren ist der Anteil von Frauen in den Aufsichtsräten der Dax-Konzerne um gut sechs Prozentpunkte gestiegen auf immerhin 16,2 Prozent. Das sind noch immer zu wenige Frauen, keine Frage, aber die Steigerung um 60 Prozent geht zu großen Teilen auf die öffentliche Diskussion zurück, die Sie ausgelöst haben.

Der Gesetzentwurf, dem Sie am vergangenen Donnerstag nicht zu-

Sie haben dagegen gestimmt, „so schwer es mir auch fällt“, sagten Sie. Aber ein Nein bleibt ein Nein, Gefühle verändern keine Ergebnisse. Es hat offensichtlich gute strategische Gründe gegeben für Ihr Abstimmungsverhalten, und ich glaube Ihnen, dass Sie sich die Entscheidung nicht leichtgemacht haben. Es mag sein, dass es auch mit Ihrer Stimme nicht für ein Gesetz gereicht hätte. Und, ja, Sie haben bereits in den Tagen zuvor einen Teilsieg errungen, indem Sie der CDU eine gesetzliche Quote ab 2020 ins Wahlprogramm geschrieben haben. Obwohl an diesem Erfolg nur Ihre Raffinesse zu bewundern ist, denn 2020 ist in sieben Jahren. Trotzdem haben Sie politisch vermutlich alles richtig gemacht.

Aber es gibt Momente im Leben, in denen alles davon abhängt, ja zu sagen; jedenfalls gilt das für jenes Leben, das sich außerhalb des Regierungsviertels abspielt. Manchmal muss man für seine Überzeugung einfach nur die Hand heben.

Sie haben sich beim Poker um die Quote als Polit-Strategin ohne Prinzipien erwiesen. Von allen, die die Spielregeln des

Politikbetriebs verinnerlicht haben, werden Sie dafür nun als sehr clever bewundert.

Ich aber schaue von außen und als Wählerin auf die Ereignisse. Ich messe der Frage nach Aufrichtigkeit einen Wert bei, auch wenn mir das den Vorwurf der Naivität einbringen kann. Die Tatsache, dass Sie im Bundestag gegen die Quote stimmten und dies nachher im Fernsehen auch noch routiniert kommentierten, hat für mich etwas verändert: Sollten Sie jemals als Bundeskanzlerin kandidieren – ich werde Sie nicht wählen.

Mit freundlichen Grüßen
Claudia Voigt

Es gibt Momente
im Leben, in denen alles davon
abhängt, ja zu sagen.



Ministerin von der Leyen am vorigen Donnerstag im Bundestag

SIMONE W. NEUMANN

stimmten, sah nur 20 Prozent Frauen in Aufsichtsräten vom Jahr 2018 an vor. Was die Zahlen angeht, war das eine lächerliche Forderung. Doch zum ersten Mal gab es die Chance, ein Gesetz zu verabschieden, das eine Quote vorgeschrieben hätte. Alle wesentlichen Fortschritte für Frauen sind in Deutschland über Gesetze oder Gesetzesänderung zustande gekommen, ob es die Möglichkeit zu legalem Schwangerschaftsabbruch und die Neuregelung des Paragraphen 218 war oder die Selbstbestimmung in Bezug auf die Berufstätigkeit von Ehefrauen 1977. Darüber hinaus hätte ein Quotengesetz uns endlich, endlich befreit von der Diskussion um das Quotengesetz.

Den digitalen SPIEGEL entdecken.

5 x den digitalen SPIEGEL mit über 50 % Ersparnis testen!



Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten.

**DER
SPIEGEL**

Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ 5 x den digitalen SPIEGEL für nur € 9,90, Sie sparen über 50 %
- ✓ Noch vor Erscheinen der Print-Ausgabe, immer schon sonntags ab 8 Uhr
- ✓ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ✓ Angebot sichern, kostenlose App **DER SPIEGEL** installieren, einmal anmelden und auf jedem Ihrer Geräte lesen, überall – auch offline
- ✓ Optimiert für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle, Blackberry 10 und PC/Mac



Einfach scannen und Testangebot sichern – Nutzen Sie unsere App **DER SPIEGEL** mit integriertem QR-Code-Scanner!

Jetzt bestellen: **040 3007-4848** oder
www.spiegel.de/digitalsp

BANDEN

Voll. Macht.

Er war ein Beispiel für gelungene Integration. Doch dann kam heraus, dass der Rapper Bushido sich einem dubiosen Clan ausgeliefert hat. Was sagt das über die Popkultur in Deutschland?

Das neue Gesicht des arabischen Clans ist unrasiert, seine Nase ist breit und etwas krumm, hohe Wangenknochen, breites Kinn, volle Lippen. Man könnte sagen, dass Bushido gut aussieht.

Ist er nun ein Schurke, der sein Leben, sein Geld, seine Ehre dem berüchtigten Abou-Chaker-Clan überschrieben hat? Oder doch nur ein Schlagerstar, der Frauen als „Fotzen“ bezeichnet? Jedenfalls ist Bushido jemand, der, so hat der „Stern“ vergangene Woche herausgefunden, seine bürgerliche Existenz in einer Generalvollmacht dem Clanmitglied Arafat Abou-Chaker notariell beglaubigt überantwortet hat.

Wieder einmal ist es die Popkultur, die einen Einblick in deutsche Realitäten ermöglicht, verdichtet und vergrößert. Und das ist ja ihre Stärke: Wirklichkeit aufzusaugen und sie kulturell zugänglich zu machen.

Im Fall des Rappers Bushido ist es die Wirklichkeit der Integration, verteilt auf die beiden Möglichkeiten, die die populäre Mythologie bereithält. Da gibt es Version eins, die Buschkowsky-Version, nach dem Neuköllner Bezirksbürgermeister: Du gehst zur Schule, hältst dich von Drogen fern und machst eine Lehre. Die Gesellschaft wird dich aufnehmen und belohnen.

Und es gibt die Version zwei, die Version „Der Pate“: Du lernst Freunde kennen, die haben mehr Geld und mehr Spaß, als du jemals für möglich gehalten hättest. Einmal Ausländer, immer Ausländer, die Mehrheit wird dich nie als gleichberechtigt akzeptieren.

Bushido, der eigentlich Anis Mohammed Youssef Ferchichi heißt und 34 Jahre alt ist, fing bei Buschkowsky an und landete beim „Paten“, so scheint es – die Geschichte einer erfolgreichen Integration, die im kriminellen Milieu endet.

Was ist passiert? Der „Stern“ hat Recherchen von

SPIEGEL TV weitergeführt: Lange schon war darüber berichtet worden, dass Bushido Verbindungen zur Berliner Unterwelt haben soll, er hat das in seiner Autobiografie und in Interviews auch nie bestritten, im Gegenteil. „Natürlich reden wir hier vom Mafia-Prinzip“, schrieb er, „klar, la Famiglia.“

Nun sind Dokumente aufgetaucht, die zeigen, dass Bushido dem vermeintlichen Chef des Abou-Chaker-Clans die Verfügungsgewalt über sein gesamtes Vermögen übertragen hat: Arafat Abou-Chaker, 37, der wohl beste Freund Bushidos. Seine Familie beschäftigt die Berliner Justiz, oft erfolglos, wegen Drogenhandels, Menschenhandels, Zuhälterei, Erpressung, Geldwäsche oder Körperverletzung.



Musiker Bushido: „Klar, la Famiglia“

Die beiden lernten sich kennen, als Bushido, das Kind einer alleinerziehenden deutschen Mutter und eines tunesischen Vaters, seinen ersten Erfolg hatte, sein Debütalbum im Jahr 2003 „Vom Bordstein bis zur Skyline“ – und sich von seiner Plattenfirma trennen wollte. Dabei halfen ihm Abou-Chakers Muskelmänner.

Aggro Berlin heißt das Plattenlabel, das sich damals aufgemacht hatte, den deutschen Pop umzukrempeln. Mit deutschem Gangsta-Rap, so etwas gab es vorher nicht. HipHop, sonst überall auf der Welt die Kunstform, in die die Migrantenkinder ihre Sehnsüchte nach Stärke und Reichtum gießen, ist ausgerechnet in Deutschland fest in der Hand der weißen, deutschstämmigen Mittelschicht.

Tatsächlich ist Deutschland um die Jahrtausendwende ja auch ein ganz anderes Land als heute. Auch damals leben schon Millionen Migranten hier, die meisten in der zweiten oder dritten Generation, aber sie haben keine Stimme, sind nicht sichtbar. Es ist kaum ein türkisch- oder tunesischstämmiger Spieler in der deutschen Nationalmannschaft.

Ausländer in den deutschen Medien damals, das ist wie in der „Lindenstraße“: Es gibt sie, aber sie sind vor allem Problemfälle und meist Opfer gesellschaftlicher Umstände. Das ist der Hintergrund, vor dem die Berliner Krawall-Rapper ab der Jahrtausendwende Millionen Euro machen.

Konkret vorgeworfen wird Bushido, Kool Savas, Sido, B-Tight, Eko Fresh, Fler und wie sie alle heißen allerdings etwas anderes: Ihre Texte seien gewaltverherrlichend, frauen- und schwulenfeindlich, manchmal auch rassistisch.

Aber das ist nur die eine Hälfte. Dass sich die Ausländer eigene Bilder ihrer Träume entwerfen und damit in deutschen Kinderzimmern Erfolg haben, ist genauso verstörend. Bislang war der Integrationsdiskurs ganz gut ohne sie ausgekommen.

Die Souveränität, mit der sie fordern, einer multikulturellen deutschen Unterschicht eine Stimme zu verleihen, ist ihre eigentliche Stärke. Bushido ist weder der begabteste Rapper dieser Szene noch der lustigste. Bestimmt ist er aber der, der am besten versteht, wie man in Deutschland nicht nur ein Star wird, sondern auch einer bleibt.

Er bringt Klamotten auf den Markt, schreibt ein Buch über sein Leben, geht in Talk-

WOLFGANG STÄHR / LAIF

shows und lässt sein Leben verfilmen, „Zeiten ändern dich“, heißt der Film.

Er ist jetzt einer der Helden jenes gesellschaftlichen Milieus, das in den nuller Jahren die kulturelle Hegemonie erobert, seine Öffentlichkeit bei Sendern wie RTL II hat, seine Freiheit über Tattoos definiert. Und das die Härte, mit der sie sich durch die Gesellschaft behandelt fühlen, mit Härte beantwortet.

Deshalb gibt es auch Proteste, als Bushido im November 2011 vom Burda-Verlag der „Bambi-Integrationspreis“ verliehen wird. Im Juni 2012 macht er dann ein Praktikum im Bundestagsbüro des Abgeordneten Christian von Stetten, des Vorsitzenden des Parlamentskreises Mittelstand der Unionsfraktion. Ein Freiherr, der, das ergaben Recherchen von SPIEGEL TV, einen hohen sechsstelligen Euro-Betrag von einem Geschäftsmann erhalten hatte, der später auf Bushidos Hochzeit mit den Abou-Chakers posierte.

Bushido ist angekommen, so sieht es aus. Er ist verheiratet mit Anna-Maria Lagerblom, der Ex-Freundin von Mesut Özil.

Für die WM 2010 in Südafrika schreibt Bushido der deutschen Mannschaft einen Song, „Fackeln im Wind“. Dem SPIEGEL sagte Bushido damals: „Ich bin unglaublich patriotisch.“ Als Bushido 2008 seine Autobiografie vorstellte, erschien er zum Interview in grauen Jogginghosen, einer Lederjacke, die Armbanduhr, sagte er, die sei sauteuer gewesen. Er war höflich.

Nur einmal regte er sich auf, als er von einer Reise erzählte. Er sei in die USA geflogen, ähnlich gekleidet, kaum Gepäck. Ein Deutscher mit arabischem Namen, dicker Uhr und Tattoos. Stundenlang hätten sie ihn festgehalten bei der Einreise, wie einen Verdächtigen.

Seit diesem Tag liebe er Deutschland noch mehr, sagte Bushido.

Jetzt schreibt er wieder ein Buch, Arbeitstitel: „Deutschland schafft das“, es soll eine Entgegnung auf Thilo Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ werden. Es soll in den nächsten Wochen erscheinen. In diesem Buch will er erklären, wie das mit der Integration wirklich läuft.

Vielleicht verstört der Fall Bushido ja deshalb so ungemein. Die Integrationsdebatte ist der wahrscheinlich wichtigste Selbstverständigungsdiskurs nach der Wiedervereinigung. Er handelt von Menschen, von Zugehörigkeit, von Identität, davon, zu wissen, woran man ist.

Und nun ist der Posterboy wieder der Bösewicht. Oder andersrum: Der Mann, der alle Vorurteile über kriminelle Ausländer zu bestätigen scheint, schreibt ein Buch über Integration. Verwirrend.

„Egal, wie asozial du bist“, sagte Bushido 2010, „du weißt in Deutschland immer noch, an welche Regeln du dich halten musst.“

GEORG DIEZ,
WIEBKE HOLLERSEN, TOBIAS RAPP

Mit dem digitalen SPIEGEL mehr erleben.



So einfach genießen Sie den SPIEGEL auf digitalen Endgeräten:

1. Installieren

Laden Sie die kostenlose App DER SPIEGEL für Ihr Tablet oder Smartphone aus dem entsprechenden App-Store.
Zum Lesen im Browser besuchen Sie magazin.spiegel.de.

2. Registrieren und anmelden

Registrieren Sie sich einmalig, und melden Sie sich mit Ihrer persönlichen SPIEGEL-ID in Ihrer App / Ihrem Browser an.

3. Heft kaufen oder Testangebot sichern

Lesen Sie Ihre gekauften Ausgaben auf jedem Ihrer Geräte, überall – auch offline.

Optimiert für alle Windows-8-Geräte, iPad, iPhone, Android, Kindle, Blackberry 10, sowie alle PCs/Macs.

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen.
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**



Einfach scannen und Testangebot sichern – Nutzen Sie unsere App DER SPIEGEL mit integriertem QR-Code-Scanner!

Mehr Infos unter:
www.spiegel.de/digital

**DER
SPIEGEL**



AUTOBIOGRAFIEN

Halt im Unhaltbaren

Er sieht aus wie ein Dandy und ist einer der größten Mathematiker der Welt. Jetzt hat Cedric Villani seine Memoiren geschrieben, ein Buch über den Rausch der Zahlen. *Von Georg Diez*

Es sind seltsame, es sind schöne Gewächse. Man kann sich durch sie hindurchtreiben lassen wie durch Wasserpflanzen, die im hellgrünen Meer wabern. Man kann sich an ihnen entlanghangeln wie an Lianen im Dschungel. Man kann sich in ihnen verheddern, sich wieder befreien, weiterlaufen und zurückschauen, staunend, auf diesen Haufen aus Zahlen, Strichen, Buchstaben und Zeichen, die von Seite zu Seite wachsen.

Verstehen wird man all das nie.

Die Boltzmann-Gleichung, die die „Entwicklung eines verdünnten Gases“ modelliert, „das aus Abermilliarden von Teilchen besteht“. Die Wlassow-Gleichung, die „mit ausgezeichneter Genauigkeit die statistischen Eigenschaften von Plasmen bestimmt“. Die „inkompressible Euler-Gleichung in Dimension 2, die nicht gleich null ist“.

Verstehen wird man all das nie.

Aber hinschauen kann man und sich an der Schönheit dieser abstrakten Worte erfreuen. Hinhören kann man und der Musik lauschen, die aus diesen Worten, Zahlen und Formeln zu dringen scheint.

„Musik bitte“, wie Cedric Villani sagt, „oder ich sterbe.“

Villani ist ein feiner, zarter Mann, er weht eher in den Raum, als dass er geht, er hat lange braune Haare, dunkle Augen, schmale Hände, er trägt einen grauen Anzug mit Weste und eine grüne Schleife, er könnte auch Dirigent sein oder Komponist oder Jongleur, er ist aber einer der besten Mathematiker unserer Zeit – und dass er nicht verrückt ist, macht einen Teil seiner Faszination aus.

So viele seiner Kollegen sind hinabgestiegen in die Dunkelheit, in der sie forschen, haben sich verloren in einer berausenden und fremden Welt, weil sie eben den Alltag weniger gut verstehen als die aberwitzigste Abstraktion.

Kurt Gödel, „der größte Logiker aller Zeiten“, so beschreibt ihn Villani, „wurde von einem Verfolgungswahn zerfressen und starb schließlich an Hunger, aus Angst, dass man ihn vergiften könnte“.

Oder Paul Erdős, „der sich in seinen abgetragenen Kleidern in der Welt herumtrieb, ohne Zuhause, ohne Familie, ohne Anstellung, nur mit seiner Tasche, seinem Koffer, seinem Notizbuch und seinem Genie“.

Oder John Nash, „mein Held in der Mathematik“, so nennt ihn Villani, „der in zehn Jahren mit drei Theoremen die Analysis und Geometrie revolutionierte, bevor auch er in Paranoia versank“.

Villani, 39, dagegen trägt zwar immer eine Spinne aus Metall am Revers seines Anzugs, über die er nichts sagen will. Sollen doch die Leute selbst darüber nachdenken, was das soll, „ich habe da meine eigene Theorie“, sagt er und lächelt sphärisch. Ansonsten scheint er aber so normal zu sein wie jeder Vater, der seine Frau

liebt und seine zwei Kinder und der vor Glück jubelt, wenn er sie schlafen sieht.

Einerseits.

Und andererseits ist Villani eben auch ein Genie. Er ist Direktor des berühmten Institut Henri Poincaré in Paris. Er hat 2010 die Fields-Medaille gewonnen, eine Art Nobelpreis der Mathematiker. Und er hat ein Buch darüber geschrieben*.

Über sein Rennen gegen die Zahlen und gegen die Zeit, weil man unter vierzig sein muss, um die Fields-Medaille zu bekommen.

Über seinen Job, rastlos zwischen Lyon und Kyoto, Princeton und Paris, zwischen Tag und Nacht, immer nur einen Gedanken im Kopf, immer nur die Formel. „Im Grunde stehe ich im Einklang mit der Jahreszeit“, schreibt er, „während die Kinder aufgeregt ihre Weihnachtsgeschenke auspacken, hänge ich Exponenten an die Funktionen wie Kugeln an Tannenbäume.“

Aber letztlich hat er über sich geschrieben: Wie er Manga in der Metro liest, für einen „kurzen und kostbaren Moment lang verschwindet die Außenwelt, um Platz zu machen für ein Universum voller übernatürlicher Chirurgen, die mit ihren geflickten Gesichtern übernatürlich geschickt sind, hartgesotterer Yakuza, die ihr Leben für ihre kleinen Mädchen mit den großen Rehaugen geben, grausamer Monster, die sich plötzlich in tragische Helden verwandeln, kleiner Jungen mit blonden Locken, die allmählich zu grausamen Monstern werden“.

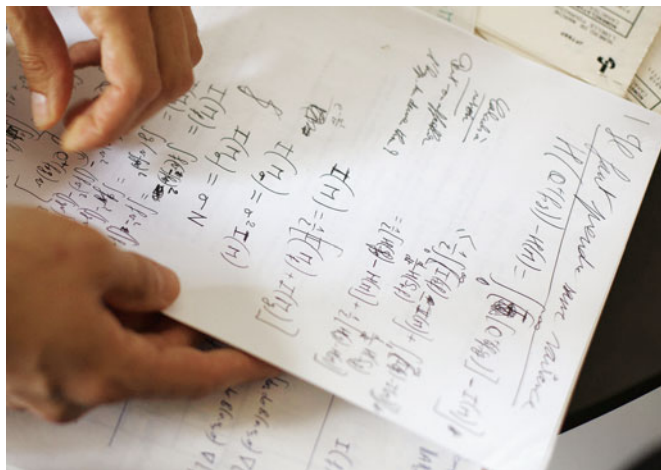
Wie er träumt, „ein kollektiver Selbstmord wurde beschlossen“, schreibt er, „ich gebe Claire einen letzten Kuss, wir sind sehr bewegt. Es geht auf fünf Uhr morgens zu, die ganze Familie ist versammelt, wir müssen wohl so etwas wie einen Straßendienst anrufen, die Stimme verstellen, erklären, dass wir Bomben brauchen und dass sie uns welche herschicken können“ – bis er aufwacht, es ist 5.35 Uhr, fünf Minuten nach dem geträumten Suizid.

Wie er arbeitet, „hhhhnnnn ... wie schwer doch das Aufwachen ist. Mit großer Mühe stehe ich auf und setze mich aufs Bett. Hah? In meinem Kopf sagt eine Stimme: Der zweite Term muss auf die andere Seite gestellt werden, dann muss man die Fourier-Transformation nehmen und in L^2 invertieren. Geht nicht! Ich kritzele einen Satz auf ein Stück Papier, halte den Kindern eine Standpauke, damit sie sich fertig machen, richte ihnen das Frühstück und bringe sie, durchs nasse Gras tapend, zur Schulbushaltestelle“.

* Cédric Villani: „Das lebendige Theorem“. Aus dem Französischen von Jürgen Schröder. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 304 Seiten; 19,99 Euro.

Wie er Musik hört, Chansons, vor allem „Catherine Ribeiro, Ribeiro, die in einer Endlosschleife läuft. Danielle Messia, die verlassene Tragische. Catherine Ribeiro, die Passionara. Mama Béa Tékielski, die Aufgekratzte mit dem herrlichen Kreiseln. Ribeiro, Ribeiro, Ribeiro. Die Musik, unabdingbare Gefährtin in Augenblicken einsamer Forschung“.

Über Seiten zieht sich die Beschreibung, Namen wie Chiffren, so rätselhaft und verheißungsvolle Buchstabenkombinationen wie die mathematischen Formeln, verbunden immer mit Erinnerungen: Francis Poulenc, Tom Waits, Brahms, Enfants terribles, Prokofjew, Beatles, Beach Boys, Dylan, Mozarts „Requiem“ und „Jour de Fête“ von Ribeiro, seiner Heldin, die für ihn „Stärke, Nüchternheit, Gefühl, Beschwörungskraft“ bedeutet.



Villani-Niederschrift von Formeln: Lianen im Dschungel

Ihr Bild hängt in seinem Arbeitszimmer, „ausgebreitete Arme wie der Aufständische auf Goyas Gemälde ‚Tres de Mayo‘ im Angesicht der Soldaten Napoleons oder wie die Nausicaä von Miyazaki im Angesicht der Soldaten von Pejite. Es ist ein Bild der Kraft, aber auch der Verlassenheit und der Verletzlichkeit. Auch das mag ich: Man macht kaum Fortschritte, wenn man nicht akzeptiert, sich einer Situation auszusetzen, in der man verwundbar ist“.

Das ist die Offenheit, die Leichtigkeit, die Assoziationskraft, die beiläufig wirkende Genauigkeit, mit der dieses Buch gebaut ist. Alltagsbeschreibungen, E-Mail-Wechsel mit seinem Forschungspartner, lange Zitate aus Liedern oder Literatur, Exkurse über legendäre Mathematiker, Begegnungen, Tagungen, Vorträge, es ist eine Soziologie des mathematischen Betriebs und gleichzeitig das Psychogramm dieses so freundlichen und heiteren Menschen, der Cédric Villani ist.

Er sitzt in der letzten Reihe eines kleinen Hörsaals im Institut Henri Poincaré, eigentlich hat er überhaupt keine Zeit, morgen geht es in die USA, dann ist da

noch dieses deutsche Fernseheteam. Er zieht seinen Kalender aus der Tasche und zeigt, hier, da ist der Termin für Europa-Nova, einen Think-Tank, für den er arbeitet, da ist der Termin für Musaiques, eine Organisation, die mit Autisten Musik macht und deren Präsident Villani ist, dann noch der Termin für das AIMS-Senegal, ein mathematisches Forschungsinstitut. Afrika, sagt er, liege ihm sehr am Herzen.

Ein wenig unheimlich ist er natürlich schon, dieser Mann, der in der Schule immer die höchste Punktzahl in Mathematik hatte, aber wenn man ihn fragt, wann er eigentlich sein spezielles Talent entdeckt habe, dann sagt er, alors, sehr spät, erst auf der Eliteuniversität ENS.

Es ist eine Parallelwelt, aus der er berichtet, er ist, auch mit seinem Buch, ein Botschafter aus diesem Universum, das vorgibt, unsere Welt zu sein, und doch so viel mehr und so viel anders ist als die, die wir kennen.

Es sind Abgründe des Unwahrscheinlichen, in die Menschen wie Villani täglich blicken, und es ist kein Wunder, wenn manche darüber verrückt werden. Villani, der entspannte Beau, dessen Großeltern aus Italien und Frankreich stammen, dessen Eltern in Algerien geboren wurden. Viele Lehrer waren in seiner Familie und auch ein paar Amateurmaler, wie er sagt – dieser Villani beschreibt das, was ihn antreibt und auch mit den anderen Mathematikern verbindet, für die er vor allem Verehrung hat, so: „Wir haben einen gemeinsamen Feind, und das ist das Unbekannte. Dieser Feind schweißt uns zusammen.“

Er findet eben Halt im Unhaltbaren, dieser Houdini, das ist sein Drahtseilakt, das ist die Schönheit, die auch in seinem Buch zu bestaunen ist, das dabei nicht frei ist von einer gewissen Eitelkeit, die ja auch Villanis Auftreten prägt. Der Anzug, die Taschenuhr, die Spinne, seit er zwanzig ist, läuft er so herum, „ich fand das einfach gut“, sagt er – eine Eitelkeit, die dabei nicht störend ist oder unangenehm, in Prosa und in Person, weil sie eingebunden wird von einem so wachen wie weisen Geist.

Was die Landau-Dämpfung genau bedeutet, wie man mit Hilfe einer Fourier-Transformation und der linearen verallgemeinerten Stabilitätsbedingung von Penrose die Konvergenzgeschwindigkeit der nichtlinearen Wlassow-Gleichung bestimmt?

Keine Ahnung.

Dafür schreibt Villani einen der schönsten Schlussätze der vergangenen Jahre: „Alle Abschätzungen, die in der nichtlinearen Aussage erscheinen, sind konstruktiv.“

Der Zauberlehrling aus Münster

Er ist der Impresario der deutschen Rave-Bewegung. Doch was macht ein DJ, wenn Techno tot ist? Westbam hat die Elite des Popgeschäfts eingeladen und ein brillantes Album aufgenommen. *Von Philipp Oehmke*

Als der DJ Westbam noch Maximilian Lenz hieß und bei den Eltern in Münster wohnte, vielleicht 15 Jahre alt, so um 1980, da hörte er die Stranglers, eine Punkband aus England – hörte, wie der Sänger Hugh Cornwell „No More Heroes“ sang, keine Helden mehr, und genau das fand auch Maximilian Lenz und entschied, dieser Cornwell sei fortan sein Held.

Da steht der Held nun, 33 Jahre später, in einem Pub in Nordlondon, und neben ihm steht Maximilian Lenz, der sich längst Westbam nennt und ein internationaler Star ist.

„Hier im Keller“, sagt Hugh Cornwell, inzwischen 63 Jahre alt, zu Westbam, „hatten wir mit den Stranglers unseren ersten Auftritt in London, aber es kam nur ein einziger Zuschauer.“

Das sind so die Geschichten, die erzählt werden von Star zu Star, in dem Moment, wo Pop – über ein halbes Jahrhundert nach seiner Erfindung – vor allem auch ein historisches Phänomen ist.

Im Sommer 1990, ein gutes halbes Jahr nach dem Mauerfall, spielten in der Wüste, die der Potsdamer Platz damals war, die Altherren von Pink Floyd. 500 Meter weiter fand in einem alten E-Werk ein illegaler Rave statt, es war wie eine Wachablösung. Techno sollte und würde den alten Rock verdrängen, und Westbam war ihr programmatischster und populärster Vertreter.

„No More Fucking Rock and Roll“ hieß ein Stück von ihm damals, doch auch das ist schon bald 23 Jahre her. Inzwischen ist Techno ebenfalls ein historisches Phänomen, vergangenes Jahr erschien bei Suhrkamp das erste Oral-History-Buch über diese Techno-Zeit: „Der Klang der Familie“.

Westbam ist vor einigen Wochen 48 geworden, er hat diese DJ-Bewegung maßgeblich miterfunden, geprägt, popularisiert, immer wieder erklärt und verteidigt, er war Mitbegründer und später Galionsfigur der Love Parade, stand oben an der Siegestsäule in Berlin, unter ihm 1,3 Millionen Menschen, die er mit seiner Musik dirigierte, wer würde da nicht irgendwann verrückt werden? Er wollte Techno zu einer Weltbewegung machen, die weit

über Musik hinausging, und forderte in einem Manifest die „ravende Gesellschaft“. „We'll Never Stop Living This Way“ hieß ein anderer Westbam-Track.

Er hatte eine Plattenfirma gegründet, die Low Spirit hieß, aber nur als „das Techno-Imperium“ bezeichnet wurde, und mit Low Spirit entdeckte er Figuren wie Marusha und Mark 'Oh, die bald Millionen Platten verkauften, wurde mächtig und reich, kaufte Wohnungen und ganze Häuser. Natürlich gab es einige Jahre lang kaum Schlaf, dafür Drogen, Freunde gingen verloren, erste Weggefährten stürzten ab, die Love Parade wurde zum Sauf- und Katastrophenfest, und die Bewegung endete, wo alle Jugendbewegungen irgendwann enden: der eine Teil im Kommerz, der andere Teil in der Entzugsklinik.

Auch Westbam befiel eine Sinnkrise, davon wird später noch zu reden sein. Er lernte Demut damals, sagt er heute, er reduzierte seine Aktivitäten, nahm weiterhin Musik auf, verkaufte viel, viel weniger, aber blieb Ikone und Vordenker.

Sein neues Album heißt „Götterstraße“. Deswegen ist er nun hier in London. Er hat elektronische Songs komponiert und sich überlegt, wer dazu den Gesang beisteuern könnte. Er hat zurückgedacht bis zu seiner Jugend in Münster, wo er damals, wie er sagt, „der erste Punk war“, und er kam auf New Order und deren Sänger Bernard Sumner, er kam auf den Psychedelic-Furs-Sänger Richard Butler und auf Iggy Pop, aber auch moderne HipHop-Künstler wie Kanye West oder Lil Wayne sind dabei – und eben Hugh Cornwell von den Stranglers, der Hero von damals.

Entstanden ist ein atemberaubendes Werk von großer Klarheit, weil die reduzierte Ordnung von Westbams Instrumentierung diesen großen Popstimmten einen Raum gibt, in dem sie krächzen und unperfekt sein können und so zu der sparsamen Elektronik Wärme beisteuern.

Eine Filmcrew von Arte ist nach London gekommen, sie hat einen wuchtigen Rolls-Royce mitgebracht und will den Rocker und den DJ dabei filmen, wie sie in London durch die Nacht fahren, in Plattenläden, Gitarrenshops und eine Picasso-Ausstellung gehen und sich dabei über ihr Leben und die Musik verständigen.

Die meisten Menschen tun sich schwer, vor einer laufenden Kamera ein interessantes Gespräch mit einem mehr oder minder Fremden zu führen. Nicht DJ Westbam. Er ist in der Lage, sich sofort über beinahe alles intelligent, präzise und schnell auszutauschen. Dieser Ruf ging ihm immer voraus: Er sei beispielsweise ein Spezialist für das Werk von Thomas Bernhard und kenne sich im deutschen Idealismus ebenso aus wie in der Bibel oder dem Koran. Man hat das nie so recht geglaubt. Die Geschichte klang zu gut. Und im Nachleben trifft man zu viele Idioten, als dass Westbam es dort lange ausgehalten hätte.

Als Erstes fällt seine Sprache auf. Westbam redet professoral und präzise, manchmal gibt er seiner Diktion durch den Einsatz großer, pathetischer Worte einen biblischen Sound.

Maximilian Lenz ist das Kind zweier Künstler. Die Eltern haben sich an der Kunstakademie in Düsseldorf kennengelernt, wo sie in eine Klasse mit Gerhard Richter und Sigmar Polke gingen. Von Polke, sagt Westbam, habe man vor einiger Zeit zu Hause noch ein paar Werke auf dem Dachboden gefunden. Die Eltern waren Hippies, die später auf einen Bauernhof zogen, den kleinen Westbam, sagt Westbam, müsse man sich mit langen Haaren auf Anti-Vietnam-Kriegs-Demonstrationen vorstellen. Der Vater wurde Professor für Kunstpädagogik, starb aber früh, die Mutter malt bis heute schwierige surrealistische Werke, auch die Schwester ist Malerin. Sein jüngerer Bruder Fabian ist Westbam ins Techno-Geschäft gefolgt, wurde bekannt als DJ Dick, war auch bei Low Spirit mit dabei, doch die Brüder überwarfen sich.

Am Tag nach dem Treffen mit Cornwell besucht der DJ die Tate Modern. Beim Gang durch das Museum spricht er über dieses antiautoritäre Kind, das er war; das, als es erwachsen wurde, zum Selfmade-Millionär aufstieg und ausgerechnet jene hedonistische Jugendbewegung prägte, die in vielerlei Hinsicht den Endpunkt von 68 markierte. Tanzen und Drogen, damit wären die 68er vermutlich noch klargekommen, aber keine Politik, kein Inhalt, kein Protest? Stattdessen



DJ Westbam in seinem Berliner Studio

Affirmation, weil Subversion öde und hohl geworden war, lieber mal dafür sein, Umarmung der Konsumkultur, das System melken, aber doch nicht bekämpfen.

Das alles ist ein Grauen für jeden 68er. Wie ist Westbams Mutter damit klargekommen, was ihr Sohn veranstaltete? Westbam denkt einen Moment darüber nach. Dann sagt er: „Auch als Hippie war sie natürlich erst mal froh, dass sie sich finanziell um die Kinder keine Sorgen mehr machen musste.“

Und gleichzeitig sei er natürlich Kind seiner Eltern, weil es ja auch eine Kontinuität zwischen der Hippie- und der Rave-Bewegung gab. Wo ist der wesentliche Unterschied zwischen Woodstock und der Love Parade? Und sein Versuch, dem Raven einen gedanklichen Überbau zu verschaffen, war immer das Bestreben eines Bildungsbürgerkinds, seinem Handeln eine Bedeutung zu geben.

Jeden Morgen fährt Westbam in sein Berliner Studio an der Spree, als wäre er bei einer Versicherung angestellt. An den Samstagen reist er meist in eine Stadt irgendwo in Europa und legt in irgendeinem Club bis in den Morgen Musik auf. Danach Hotel, Fahrer, Flughafen, Familie. Dann ist wieder Montag, und er geht in sein Studio. Das ist der Arbeitsalltag eines Mannes, der kein Geld mehr verdienen muss, aber er will es so.

Im Studio fängt er dann an, Musik aufzulegen, zuzuhören, Stücke übereinanderzulegen, einzelne Teile herauszuoperieren, sie mit anderen zu verbinden. Immer wieder ordnen, immer wieder reduzieren. So entsteht neue Musik. Für seine aktuelle Single zum Beispiel, das hymnisch melancholische „You Need the Drugs“, hat er Akkorde aus einer Händel-Konzertaufnahme herausgelöst und elektronisch moduliert.

An einem Samstag im März wartet um zehn Uhr abends ein Volvo-Geländewagen vor Westbams Haustür. Er wohnt mit Frau und Kindern in einer weitläufigen Dachgeschosswohnung im Prenzlauer Berg. Es soll nach Polen gehen, nach Stettin, zwei Stunden Autobahn, um zwei Uhr morgens soll Westbam da auf der Bühne stehen. Am Steuer des Volvos sitzt ein Mann, der Fische genannt wird, Elektrozigarette raucht und für Westbam als Fahrer und Assistent arbeitet, dabei ist auch sein Manager Schulz.

Als der DJ aus der Haustür kommt, hat er schlechte Laune. Er hat das Gefühl, sein Set für die Nacht nicht genügend vorbereitet zu haben. Außerdem waren seine Fußballtipps an diesem Samstag eher



Jugendlicher Westbam 1983: „Der erste Punk von Münster“

falsch als richtig. Das kann ihn doch jetzt nicht wirklich ärgern? Doch, flüstern Manager und Fahrer. Westbam ist ein Tipper und Wettspieler und kann nicht verlieren.

Als das Techno-Geld in den Neunzigern nur so floss für dieses Kind von Bauernhof-Hippie-Eltern, hat er mit Low Spirit für eine Million Mark ein ganzes Mietshaus im schönsten Prenzlauer Berg gekauft mit 30 Wohnungen. Außerdem hat er ungefähr zwei Dutzend Wohnungen in Bernau bei Berlin erworben und „ein bisschen was in Leipzig“ gemacht, wie er sagt. Ein paar hunderttausend Euro hält er heute stets im Fluss. Mit denen setzt er sich abends vor den Computer und schiebt sie herum zwischen verschiedenen Aktien und Fonds.

Für den Auftritt, mit dem er sich die heutige Nacht um die Ohren schlagen wird, bekommt er 3000 bis 5000 Euro, ganz genau weiß er es gerade nicht. Dafür ist das Wochenende weg, das er fast nie mit seiner Frau, die er vor Dritten stets nur „meine liebe Frau“ nennt, und seinen beiden Kinder verbringen könnte. Allein von den Mieteinnahmen der Wohnungen in Berlin könnte er gut leben, warum tut er sich das also an?

„Ich empfinde das auf gewisse Weise als meine Pflicht. Ich habe die Möglichkeit, dieses Geld zu verdienen. Die meisten anderen Menschen verdienen mit härterer Arbeit deutlich weniger. Ich würde es frevelhaft finden zu sagen: Nee, das habe ich nicht nötig. Es ist mein Beruf, und dem wird ordentlich nachgegangen.“

Der Volvo rauscht durch die verlassene Uckermark Richtung Polen. Und dann, kurz nach Mitternacht, ein grauslich-schönes polnisches Businesshotel: Westbam möchte sich, wie immer, eine Stunde in sein Zimmer zurückziehen und meditieren.

Treffpunkt kurz nach eins in der Lobby, dort ein Bier, dann: Wo sind die Taxis, wo ist der Club? 20 Minuten später, von polnischen Sicherheitsleuten abgeschirmt, wird Westbam Autogramme gebend durch die Menge geleitet. Um ihn herum eine Entourage mit folgenden Fragen: Wo ist der Backstage, wo die Getränke, wie ist die Anlage, gibt es vielleicht Drogen? Seit 30 Jahren geht das so, es sind wunderbare Nachtrituale.

Die Reise nach Polen ist auch eine Reise zurück in jene Zeit, als Techno noch Leitkultur war. Ein DJ namens Hardy Hard legt gerade auf, er war eines der ersten Techno-Kinder, das Westbam für Low Spirit verpflichtet hat, viele Jahre ist das her, und sogar Jürgen Laarmann ist gekommen. Er war

mal der Chef des Zentralorgans „Frontpage“ und damit so etwas wie das Sprachrohr der Bewegung. Doch Laarmann wurde immer dicker und größenwahnsinniger; in dem Oral-History-Buch wird die Geschichte erzählt, wie er am Ende die Geldscheine, durch die er sein Kokain zog, nach einmaligem Gebrauch in den Papierkorb warf. Das sind die Untergangsschichten. Westbam kennt sie alle.

Auch er konnte 1995 nicht mehr. Er war an seinem Ziel angekommen, Techno war Massenkultur. Doch sein Traum bekam etwas Alptraumhaftes, sagt er. Er hatte Freunde verloren, dann der ewige Zwist mit dem anderen Techno-Imperium aus Frankfurt, und auf die Raves kamen bald mehr Bundeswehrsoldaten als Raver. Westbam stand davor und dachte an den Zauberlehrling von Goethe. All die tanzenden Besen, die er in Bewegung gebracht hatte, sie ließen sich nicht mehr einfangen. Es hätte nicht so kommen müssen, denkt er in solchen Momenten. „Wäre zum Beispiel die Mauer nicht gefallen, hätte es Techno – und damit mich – so nie gegeben. Daran sich immer zu erinnern bedeutet Demut.“

All dieser historische Ballast schwingt mit in dieser Nacht und ist gleichzeitig bedeutungslos, als Westbam um 1.53 Uhr auf der Bühne hinter den noch auflegenden Hardy tritt und langsam anfängt, die Regler zu übernehmen, wippend, federnd, zuhörend, bald schwitzend: ein Star. „No More Heroes“ hat Hugh Cornwell gesungen. Das ist ja auch eine Befreiung. Westbam ist nun ein Bündel von ungebremster Energie.



Video:
Westbams Comeback

spiegel.de/app172013westbam
oder in der App DER SPIEGEL

RAUM FÜR CLIMATRONIC, KOMFORTSITZE UND JEDEN REISEWUNSCH.



**VERSICHERN KANN
SO SCHÖN SEIN.**

MIT DER NEUEN VOLKSWAGEN AUTOVERSICHERUNG.¹

Das Leben kann so schön sein. Der neue Touran LIFE.²

Der neue Touran LIFE verwandelt auch die kompliziertesten Urlaubspläne in eine einfache Sache. Schließlich präsentiert er sich mit seiner Ausstattung inklusive Climatronic, Radio RCD 310 und Parklenkassistent von seiner flexibelsten Seite. Und mithilfe seines Preisvorteils von bis zu 2.870 €³ in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“ bleibt sogar noch Geld für die Reisekasse übrig. Weitere Informationen bei Ihrem Volkswagen Partner und unter www.volkswagen-life.de

 facebook.com/VolkswagenDE



Das Auto.

¹Gemäß Bedingungen der Volkswagen Autoversicherung AG, Gifhorner Straße 57, 38112 Braunschweig. Für Privatkunden und gewerbliche Einzelabnehmer, optional. ²Kraftstoffverbrauch des neuen Touran LIFE in l/100 km: kombiniert 6,8–4,5, CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 159–119. ³Maximaler Preisvorteil von bis zu 2.870 € am Beispiel des LIFE Sondermodells Touran in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“ gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung des Herstellers für einen vergleichbar ausgestatteten Touran Trendline. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.



Britische Band The Staves: *Vertraut, verletzlich, cool*

REBECCA MILLER / WARNER MUSIC

MUSIK

Zu schön, um wahr zu sein

Biologisch jung,
kulturell alt: The Staves, drei
Schwestern aus
England, erfindet den Folk neu.

Es beginnt ganz leise, mit einem kleinen Einatmer. Dann kommen die Stimmen, eine führt, die zwei anderen begleiten, es sind drei Frauen. Keine Instrumente stören die ersten 75 Sekunden, dann setzt vorsichtig eine Orgel ein. Die drei singen ein melancholisches Lied über die Kraft von Gefühlen und die Unvergänglichkeit von Musik.

Aber der genaue Inhalt ist nicht weiter wichtig. Der Klang dieser Musik ist das, was einem ins Herz fährt. Ganz klar sind diese Stimmen, offensichtlich singen sie schon lange zusammen, sie wirken vertraut miteinander, verletzlich, aber cool. Auf eine bezaubernde Art klingen sie biologisch jung und kulturell alt.

The Staves heißt die Band, sie besteht aus den drei Schwestern Emily, Jessica und Camilla Staveley-Taylor. Alle zwischen Mitte zwanzig und dreißig. Sie kommen aus dem englischen Watford, einer Stadt im Nordwesten von London. Seit ihrer Kindheit singen sie zusammen, „Dead & Born & Grown“ ist ihr Debütalbum.

Irgendwie ist es Folkmusik. Und irgendwie auch nicht. Es gibt einen ganzen Schwung britischer Musiker, die gerade in diesem Feld wildern. Das Quartett Mumford & Sons hat mit seiner hemdsärmeligen Musik für den modernen Wan-

dersmann Millionen Alben verkauft. Die Sängerin Laura Marling versucht sich auch in diesem Genre, ihr neues Album erscheint Ende Mai. Und der mittlerweile 19-jährige Jake Bugg landete im vergangenen Herbst mit einem Album an der Spitze der britischen Charts, das klingt, als wäre es vom jungen Bob Dylan mit einem sehr britischen Akzent eingesungen worden.

Gibt es sie also wieder, die guten Sachen? Ist dies die Rückkehr der echten handgemachten Musik, die sich gegen den Plastikpop der Castingshows zu wehren beginnt?

Nicht wirklich, die Welt ist ein wenig komplizierter. Jake Bugg etwa entdeckte seinen ersten Folksong im Alter von zwölf Jahren – als das Lied in einer Episode der Zeichentrickserie „Die Simpsons“ auftauchte. Was ist da noch echt, was falsch?

Die drei Staves-Schwwestern werden im Netz mit einem Manifest des Filmemachers Jim Jarmusch in Verbindung gebracht. „Sucht euch zum Klauen die Sachen aus, die direkt zu eurer Seele spreche. Wenn ihr das macht, wird eure Arbeit (und der Diebstahl) authentisch sein“, heißt es da. „Verschlingt alte Filme, neue Filme, Musik, Bücher, Gemälde, Fotos, Gedichte, Träume, zufällige Gespräche, Architektur, Brücken, Straßenschilder, Bäume, Wolken, Gewässer, Licht und Schatten.“ Erlaubt ist also, was gefällt. Nur authentisch sollte es im Ergebnis sein.

Tatsächlich spielen die Songs der Staves ganz im Hier und Jetzt. Oft singt da eine starke Frauenfigur, die einem Mann gerade nicht hinterherrennt – und sich trotzdem grämt, allein zu sein.

Die Begleitung ist zurückhaltend, mal eine Orgel, mal eine Gitarre, dazu ein Schlagzeug.

Getragen werden die Songs von dem sorgfältig arrangierten, dreistimmigen Gesang, der den Eindruck erweckt, als käme er direkt aus einer abgelegenen

Bergregion, ganz so, als hätten diese Schwestern Zugang zu Traditionen, die alle anderen vergessen haben.

Und wahrscheinlich ist genau das der Trick dieser Band. Die Staves-Schwwestern sind die Königinnen des Als-ob.

Denn in Wirklichkeit klang der britische Folk anders, diese eigentümliche Musik, die in den Sechzigern und Siebziger den Feen und Elfen nachstellte, die Kraft von Stonehenge beschwor und sich in die Zeit vor der Industrialisierung zurücksehnte. Es war eine verrückte, mondsüchtige Musik. Und bei den amerikanischen Folkies ging es um eine ganz eigene Seelensuche. Um Freiheit, die offene Straße nach Westen und heldenhafte Verbrecher.

All diese Dinge gibt es bei den Staves nicht, auch wenn sie manchmal so klingen. Die drei Schwestern bedienen sich in diesem Klangreservoir, um etwas anderes zu machen. Dies ist Musik, die buchstäblich zu schön ist, um im alten Sinne wahr zu sein.

Und damit behandeln sie das Erbe im Grunde wie Walt Disney die grimmschen Märchen. Die Brüder hatten sie ja gesammelt, um der deutschen Kulturation eine Geschichte und ein Gedächtnis zu geben. Disney schließlich machte aus den Volksmärchen dann Pop. Entwurzelt und glänzend.

Ähnlich wie die Grimms gingen ja auch die ursprünglichen Liedersammler in England und den USA vor. Sie archivierten das kulturelle Erbe, weil sie es retten wollten. Die Liedermacher und Bands des Folkrevivals der Fünfziger und Sechziger lebten von diesem Schatz – aber immer getrieben von der Idee, ihn nicht zu verfälschen.

Die Musik der Staves klingt noch so. Aber sie kommt nicht mehr aus der Tiefe der Geschichte, sondern aus den Musikdateien auf dem Computer.

Vielleicht wohnt die Volksseele heute ohnehin nur noch dort.

TOBIAS RAPP

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
 - 2 (2) **Dora Heldt**
Herzlichen Glückwunsch, Sie haben gewonnen!
dtv; 17,90 Euro
 - 3 (3) **Volker Klüpfel / Michael Kobr**
Herzblut
Droemer; 19,99 Euro
 - 4 (4) **Sabine Ebert**
1813 – Kriegsfeuer
Knaur; 24,99 Euro
 - 5 (9) **Anne Gesthuysen**
Wir sind doch Schwestern
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
 - 6 (7) **Jussi Adler-Olsen**
Das Washington-Dekret
dtv; 19,90 Euro
 - 7 (5) **Kerstin Gier**
Saphirblau – Liebe geht durch alle Zeiten
Arena; 16,95 Euro
 - 8 (6) **Kerstin Gier**
Smaragdgrün – Liebe geht durch alle Zeiten
Arena; 18,95 Euro
 - 9 (12) **Paulo Coelho**
Die Schriften von Accra
Diogenes; 17,90 Euro
 - 10 (-) **Kerstin Gier**
Rubinrot – Liebe geht durch alle Zeiten
Arena; 14,95 Euro
 - 11 (14) **Jörg Maurer**
Unterholz
Fischer Scherz; 16,99 Euro
 - 12 (8) **Josephine Angelini**
Göttlich verliebt
Dressler; 19,95 Euro
 - 13 (13) **David Wagner**
Leben
Rowohlt; 19,95 Euro
 - 14 (17) **Nele Neuhaus**
Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro
 - 15 (-) **Eva Menasse**
Quasikristalle
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
 - 16 (16) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
 - 17 (19) **Andrea Sawatzki**
Ein allzu braves Mädchen
Piper; 16,99 Euro
- Starkes Debüt der beliebten Schauspielerin: spannendes Porträt einer seelisch verwundeten Frau**


- 18 (11) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Oetinger; 17,95 Euro
 - 19 (-) **Ken Follett**
Winter der Welt
Bastei Lübbe; 29,99 Euro
 - 20 (10) **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro

Sachbücher

- 1 (1) **Dieter Nuhr**
Das Geheimnis des perfekten Tages
Bastei Lübbe; 14,99 Euro
 - 2 (4) **Meike Winnemuth**
Das große Los
Knaus; 19,99 Euro
 - 3 (3) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
 - 4 (2) **Michail Gorbatschow**
Alles zu seiner Zeit
Hoffmann und Campe; 24,99 Euro
 - 5 (10) **Eben Alexander**
Blick in die Ewigkeit
Ansata; 19,99 Euro
 - 6 (6) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
 - 7 (5) **Frank Schirrmacher**
Ego – Das Spiel des Lebens
Blessing; 19,99 Euro
 - 8 (14) **Robert Skidelsky / Edward Skidelsky**
Wie viel ist genug?
Kunstmann; 19,95 Euro
 - 9 (11) **Bronnie Ware**
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen
Arkana; 19,99 Euro
 - 10 (8) **Gerald Hüther / Uli Hauser**
Jedes Kind ist hoch begabt
Knaus; 19,99 Euro
 - 11 (7) **Michael Tsokos**
Die Klaviatur des Todes
Droemer; 19,99 Euro
 - 12 (9) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
 - 13 (19) **Gerd Gigerenzer**
Risiko – Wie man die richtigen Entscheidungen trifft
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
 - 14 (13) **Egon Bahr**
„Das musst du erzählen“ – Erinnerungen an Willy Brandt
Propyläen; 19,99 Euro
 - 15 (-) **Jürgen Roth**
Spinnennetz der Macht
Econ; 19,99 Euro
 - 16 (18) **Harald Welzer**
Selbst denken – Eine Anleitung zum Widerstand
S. Fischer; 19,99 Euro
 - 17 (-) **Daron Acemoglu / James A. Robinson**
Warum Nationen scheitern
S. Fischer; 24,99 Euro
 - 18 (-) **Waldemar Hartmann**
Dritte Halbzeit – Eine Bilanz
Heyne; 19,99 Euro
- Ehrlich, derb und unterhaltsam: die schönsten Anekdoten aus einer langen Karriere als Sportreporter**

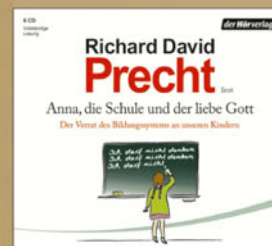

- 19 (-) **Manfred Spitzer**
Digitale Demenz
Droemer; 19,99 Euro
 - 20 (12) **Peter Ames Carlin**
Bruce
Edel: Books; 24,95 Euro

„Wir brauchen eine
BILDUNGS-
REVOLUTION!“

R. D. PRECHT

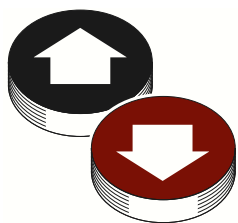


352 Seiten
€ 19,99 (D)
ISBN 978-3-442-31261-0
Auch als E-Book erhältlich



8 CDs
€ 19,99 (D)
978-3-8445-0983-0
der Hörverlag
WWW.HOERVERLAG.DE

www.goldmann-verlag.de/precht
www.facebook.com/goldmannverlag



Der Geheimdienst erzählt

LITERATURKRITIK: Der amerikanische Schriftsteller William T. Vollmann wagt sich mit „Europe Central“ an ein Gewaltpanorama des 20. Jahrhunderts.

Ein Weg zu diesem Roman führt durch die Hintertür. In der deutschen Ausgabe von „Europe Central“ sind knapp 90 der mehr als 1000 Seiten einem Anhang vorbehalten: gut und gern 750 Fußnoten mit Anmerkungen, Quellenangaben und Kommentaren, dazu Danksagungen und eine Erklärung des Autors zu seinen Hauptfiguren.

Der 53-jährige William T. Vollmann, in Los Angeles geboren, ist einer der produktivsten und ehrgeizigsten Schriftsteller der Gegenwart, ein Amerikaner, der gern mit deutschen Vorfahren und seiner „deutschen Seite“ kokettiert.

Der penible Anhang, den man auf den ersten Blick für eine Parodie auf akademische Pingeligkeit halten könnte, eignet sich bestens zur Kontaktaufnahme mit diesem Romanungetüm. Hier lässt sich der Schriftsteller in die Karten gucken, nicht ohne Autoren- und Forscherstolz.

Vollmann legt offen, welche Dialoge und Äußerungen im Roman verbürgt sind, woher Zitate und Daten stammen, wie er sich historische Fotos und Porträts beschaffen ließ, was überhaupt auf dem Studium von Fachlektüre, Briefen und Biografien beruht, und schließlich auch, an welchen Stellen er bewusst von den Fakten abweicht.

Eines allerdings verrät Vollmann nicht: wie er in der Lage war, diese Masse an Quellenmaterial zu verarbeiten und seinem Roman einzuverleiben. Hätte er damit ein Vierteljahrhundert zugebracht, wie sein Kollege William H. Gass mit dem vergleichbaren Großroman „Der Tunnel“, wäre es kein Wunder.

Vollmann aber ist nicht nur Romancier, sondern auch ein Reporter, der sich in Kriegs- und Krisengebieten umgetan und sich vor zwei Jahren in die Nähe der zerstörten japanischen Atomreaktoren getraut hat („Sperrzone Fukushima“), außerdem Autor eines mehrbändigen Werks

über die Geschichte der amerikanischen Ureinwohner und einer großangelegten Darstellung menschlicher Gewalt.

Und so, wie er sich den niedergemetzelten Indianern, den afghanischen Mudschahidin, den amerikanischen Trainhoppeln („Hobo Blues“) und den Prostituierten („Huren für Gloria“) widmete, so stürzt er sich jetzt auf die Blutbäder in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

„Europe Central“ ist ein Monsterroman, allein schon wegen der darin gezeigten Monstrositäten aus den Weltkriegen und Terrorregimes. Und wegen jener Menschenmonster, die das anrichteten: Massenmörder, die per Telefon ihre Befehle gaben, KZ- und KGB-Schergen, Folterer

Grossman und dessen postum publizierten Roman „Leben und Schicksal“. Und in einem der Interviews, die er jetzt anlässlich der deutschen Übersetzung gegeben hat, erklärte Vollmann: „Wir könnten sagen, Hitler war schlimmer, weil er für die Schoah verantwortlich ist. Wir könnten auch Stalin für den Schlimmeren halten, weil er länger gelebt und mehr Menschen vernichtet hat.“

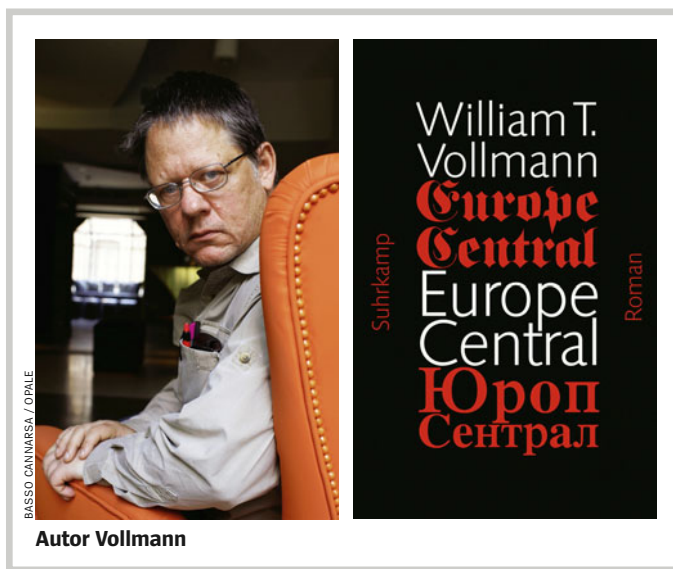
Europa zwischen Hitler und Stalin: Es wird jedenfalls in diesem Roman nichts ausgelassen, nicht Guernica, nicht Katyn, nicht Stalingrad, nicht Auschwitz, nicht Dresden. Von der deutschen Belagerung Leningrads und den Vergewaltigungen durch Sowjet-Soldaten wird ebenso erzählt wie von der Entnazifizierung.

Der Roman umfasst die Jahre zwischen 1906 und 1975: die Lebensdaten des russischen Komponisten Dmitrij Schostakowitsch, einer der Hauptfiguren. Und es ist seine Musik, die dem schwindelerregenden Panorama ein Gegengewicht gibt. Am besten, es kommt noch die Liebe hinzu, wie im Fall des Komponisten und seiner Geliebten Elena Konstantinowskaja. Vollmann traut sich, gewisse Takte der Cello-sonate in d-Moll (op. 40) mit den Beischlafgewohnheiten Elenas kurzzuschließen, versteckt sich dabei allerdings hinter dem Geheimdienstlerzähler. „Anspielungen auf eher bizarre

Sexualpraktiken sind eine Erfindung meines Erzählers, des Genossen Alexandrow“, schreibt er im Anhang (bezogen auf die Dichterin Anna Achmatowa).

Die durchgängige Spielerei mit dubiosen fiktiven Erzähler-Ichs ist die formale Schwäche des Romans: eine unergiebigere Irritation des Lesers, eine Fehlentscheidung von William T. Vollmann, die seinen beeindruckenden Roman beschädigt.

Dennoch: „Europe Central“ zeigt einmal mehr, was die Romanfiktion vermag und aushält. Es ist vielleicht kein Zufall, dass es gerade ein Autor mit großen Verdiensten im Nonfiction-Genre ist, der das vorführt und großartig ausreizt. VOLKER HAGE



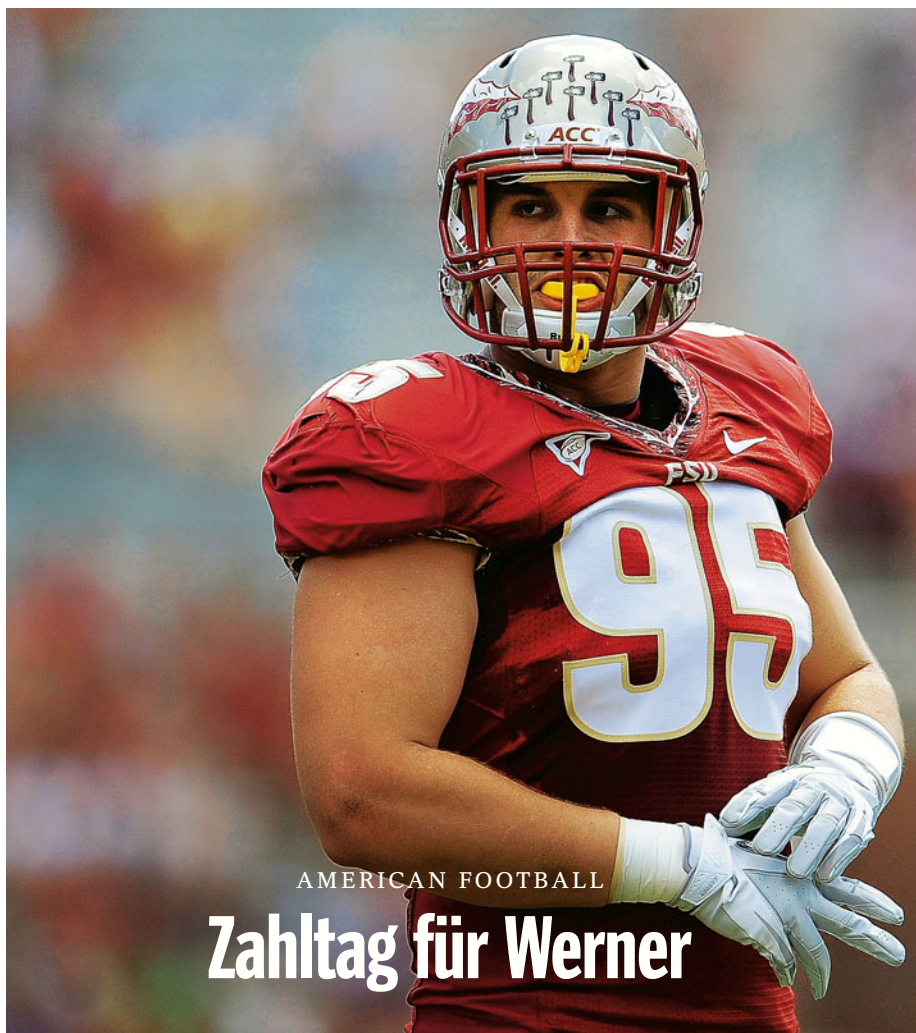
BASSO GANIMUSA / LOPALE

Autor Vollmann

und Geheimdienstler. Zum großen Teil übernimmt einer der Überwacher die Erzählung – darin dem Roman „Die Wohlgesinnten“ des französischen Schriftstellers Jonathan Littell verwandt.

So reiht sich „Europe Central“ in die neueren Romanversuche ein, von den Nazi-Verbrechen aus ungewohntem Blickwinkel zu erzählen – auch die historische Studie „Bloodlands“ des US-Autors Timothy Snyder gehört in dieses Umfeld. Ist eine „moralische Gleichsetzung von Stalinismus und Hitlertum“, wie es im Anhang von „Europe Central“ heißt, statthaft? Vollmann beruft sich auf das Beispiel des russischen Schriftstellers Wassilij

William T. Vollmann: „Europe Central“. Aus dem amerikanischen Englisch von Robin Detje. Suhrkamp Verlag, Berlin; 1028 Seiten; 39,95 Euro.



AMERICAN FOOTBALL

Zahltag für Werner

STACY REVERE / GETTY IMAGES

Björn Werner, 22, wird wohl an diesem Donnerstag als armer Student aufwachen und als Millionär wieder einschlafen. Seit drei Jahren spielt der gebürtige Berliner Football für die Florida State University und lebt von 950 Dollar im Monat. Mit seiner Frau Denise und zwei weiteren Spielern teilt er sich ein kleines Haus in Tallahassee. Nun aber wird sich sein Leben radikal ändern: Werner, 120 Kilo schwer und 1,92 Meter groß, wird Footballprofi. Bei der diesjährigen Draft, einer Art Verkaufsbörse der amerikanischen Liga NFL, gilt der deutsche Defensivspezialist als einer der begehrtesten Collegespieler. Laut Experten wird Werner wahrscheinlich gleich in der ersten Runde von einem der 32 NFL-Clubs verpflichtet werden, er wäre damit der erste Deutsche, der so schnell unterkommt. Von Donnerstag bis Samstag werden in der Radio City Music Hall von New York die besten Talente von den Profiteams eingekauft – in einer Verkaufshow, die in Amerika live übertragen wird. Alle Spieler erhalten Vierjahres-

verträge, die Clubs dürfen sich in sieben Runden jeweils einmal bedienen. Wer als Erster aus dem Pool gezogen wird, kann damit rechnen, bereits bei Unterschrift 15 Millionen Dollar zu kassieren, plus 25 Millionen Gehalt bis 2017. Sogar der Letzte der ersten Runde wird voraussichtlich mehr als 10 Millionen Dollar in den kommenden Jahren verdienen, davon über 3 Millionen zahlbar bei Vertragsabschluss. Werner wird, sobald sich ein Team für ihn entschieden hat, auf die Bühne gerufen, Trikot und Mütze überreicht bekommen, ein paar Fragen beantworten und dann wahrscheinlich zum Flughafen abreisen. Wohin es geht, wo er in den kommenden Jahren leben und spielen wird, das erfährt er erst in dem Moment, da der Sprecher der Draft verkündet, welcher Club sich ihn geschnappt hat. Werner selbst hat keinen Einfluss darauf, wer ihn verpflichtet, und muss dorthin gehen, wo sein Team ist. Er kann ziemlich sicher sein, abends reich ins Bett zu gehen, hat aber morgens noch keine Ahnung, wo.

MEDIZIN

Starke Krebsmittel

Der Fall des brasilianischen Fußballprofis Carlos Alberto belegt, wie sehr sich Doping mit hochwirksamen Krebsmitteln ausbreitet. Im Urin des ehemaligen Spielers von Werder Bremen waren im März bei einer Probe Spuren von Tamoxifen festgestellt worden. Tamoxifen ist ein weitverbreitetes Medikament für Frauen mit Brustkrebs; es wird auch eingesetzt zur Krebsvorbeugung bei Risikopatientinnen. Das Präparat beeinflusst den Hormonhaushalt im Körper. In diesem Fall wird die Wirkung des weiblichen Sexualhormons Östrogen teilweise unterdrückt und die Produktion des männlichen Sexualhormons Testosteron beim Mann gesteigert. In der Untergrundliteratur für Kraftsportler wird das Mittel gepriesen – wegen seiner angeblich 300-mal stärkeren Wirkung als klassische Anabolika. In der Leichtathletik wurden bereits mehrere Sportlerinnen erwischt, darunter die russische Hammerwerferin Tatjana Lysenko, Olympiasiegerin von 2012. Das Mittel wirkt auch bei Männern, Carlos Alberto, 28, ist der erste überführte Sportler. Sein Arzt behauptet, der positive Befund sei Folge einer „orthomolekularen Medizin“, der Einnahme von Mineralstoffen und Nahrungsergänzungsmitteln. Tamoxifen ist für Dopinganalytiker relativ einfach zu finden. Die hohe Zahl ähnlich wirkender Krebsmittel auf dem Pharmamarkt erschwert jedoch die exakte Bestimmung.



Carlos Alberto

BUDA MENDES / LATINCONTENT / GETTY IMAGES

ZAHL DER WOCHE

944

 Rennpferde

sind in den vergangenen sechs Jahren in Großbritannien tödlich verunglückt oder verletzt sich so schwer, dass sie eingeschlafert werden mussten. Die Todesquote allerdings ist gering: Bei 571 962 Startern in 58 438 Rennen liegt sie bei 0,17 Prozent.



Barcelona-Trainer Vilanova, Spieler

JOSE JORDAN / AFP

FUSSBALL

Auf Autopilot

Nachdem Tito Vilanova den Job Pep Guardiolas übernommen hatte, spielte der FC Barcelona besser denn je. Dann wurde der Coach krebserkrank. Die Monate ohne ihn haben seine Stars verwundbar gemacht.

Wenn Mitte voriger Woche beim FC Barcelona nicht der Mann mit der dunkelblauen Kappe auf dem Trainingsplatz gestanden hätte, es wäre alles wie immer in dieser Rückrunde. Gerard Piqué knipst beim Laufen sein Breitbandgrinsen an, Andrés Iniesta legt Dribblings hin, die etwas von Ausdruckstanz mit Ball haben, und Kapitän Xavi findet Räume, die wohl nur Gott errahnt, oder wie er in Barcelona genannt wird: Messi.

Aber es ist nicht wie immer. Überhaupt nicht. Wegen des Mannes mit der dunklen Kappe. Tito Vilanova, der Cheftrainer des FC Barcelona, ist bei seiner Mannschaft und gibt Anweisungen. Gut zwei Wochen ist es jetzt erst her, dass Vilanova zum ersten Mal seit knapp drei Monaten bei einem Pflichtspiel der Primera División an der Seitenlinie stand. Barcelona gewann das Heimspiel gegen Mallorca 5:0, und Vilanova konnte es im Camp Nou erleben. Er sah blass und etwas mit-

genommen aus, aber er hatte sein Leben zurück.

Obwohl Vilanova seit fast einem Jahr Cheftrainer einer der besten Vereinskmannschaften aller Zeiten ist, kennt man von ihm bisher eigentlich nur zwei Geschichten. Die eine handelt davon, dass Real-Trainer José Mourinho ihm, der damals noch der Assistent von Pep Guardiola war, bei einem hektischen Clásico im August 2011 einen Finger ins Auge bohrte. Die andere handelt von seinem

Schicksal. Innerhalb kurzer Zeit ist Vilanova zweimal an Krebs erkrankt.

Vilanovas erste Operation wegen Ohrspeicheldrüsenkrebs liegt knapp anderthalb Jahre zurück. Einige Wochen nach dem Eingriff war er wieder bei der Mannschaft. Der Vereinsarzt vermeldete im Mai 2012, kurz vor Vilanovas Amtsantritt als Cheftrainer, die „komplette Genesung“. Doch der Arzt irrte sich. Der Krebs kam wieder. Vor vier Monaten wurde Vilanova erneut in Barcelona operiert. Im Januar folgte eine Strahlen- und Chemotherapie bis Ende März im Memorial Sloan-Kettering Cancer Center in Manhattan. Der Leiter ist Josep Baselga, ein Katalane.

Es soll, das ist die Hoffnung, Vilanovas letzte Behandlung sein. In Barcelona gibt es vier Sportzeitungen, die sich fast ausschließlich um den FC Barcelona kümmern. Die Frage, wie es um die Gesundheit Vilanovas wirklich steht, wird nicht gestellt. Aus Respekt, heißt es. Vielleicht auch, weil es keiner wirklich weiß.

Tito Vilanova ist 44 Jahre alt, hat ein kantiges Gesicht, und sein katalanischer Akzent ist nicht zu überhören, wenn er Spanisch spricht. Das Dorf, in dem er geboren wurde, heißt Bellcaire d'Empordà. Es liegt nördlich von Barcelona, in der Provinz Girona. Sie grenzt an Frankreich, und wenn man den Menschen dort freistellen würde, sich von Spanien loszusagen und in einem unabhängigen Katalonien zu leben, sie würden es wohl tun.

Vilanova gilt als zurückhaltender, fleißiger und eher wortkarger Mensch, und wer ihn eine Weile beobachtet, bekommt irgendwann den Eindruck, dass Exzentrik ihm ungefähr so zu eigen ist wie Matthias Sammer der Wunsch nach einer Hochsteckfrisur. Vilanovas Auftreten ist korrekt, sein Charisma ausbaufähig, und seine Anzüge sind deutlich schlechter geschnitten als die maßgefertigten seines Vorgängers Guardiola. Des erfolgreichsten Trainers der Vereinsgeschichte. Jenes Mannes, an dem Vilanova immer gemessen werden wird.

Nach Guardiolas emotionalem Abgang gab es nicht wenige im Umfeld von Barça, die mit Vilanova als Nachfolger das Schlimmste befürchteten. Vilanova brachte bei seiner Vorstellung ein Blatt mit und las seine Dankesrede vor.

Das ist deutlich besser geworden. Doch bis heute sind seine Antworten kurz, eher vage, stets höflich und mit wenigen Ausnahmen praktisch nichtsagend. Francesc Canale ist einer der wenigen Journalisten, die eine emotionale Antwort aus ihm herauskitzelten. Canale – ein im Verein sehr beliebter Italiener, da er fließend Katalanisch spricht – fragte Vilanova, wie er mit den

ständigen Guardiola-Vergleichen umgehe. „Gar nicht“, antwortete Vilanova, „ich würde sie alle verlieren.“

Pep Guardiola ist ein großer Trainer und ein großer Redner. Bevor er bei den Bayern anfängt, wird er in diesem Frühling eine Vortragsreihe durch Südamerika machen. Bis zu umgerechnet 175 Euro zahlen die Menschen, um ihn sprechen zu hören. Er hat die Gabe, lächerliche Dinge so zu sagen, dass sie erhaben klingen. Kürzlich antwortete er etwa auf die Frage, warum er den FC Barcelona liebe: „Das ist wie mich zu fragen, warum ich meine Eltern liebe.“

Vilanova würde so etwas wohl nicht über die Lippen kommen. Es passt nicht zu ihm. Dafür passt aber das Motto des FC Barcelona: *Més que un club*, mehr als ein Club. Genau dies ist Barça für Vilanova.



Superstar Messi: An Selbstgewissheit verloren

Während Barcelona für Guardiola der Ort war, an dem sich selbstverständlich alles in Gold verwandelte, was er anfasste, war der FC Barcelona für Vilanova lange Jahre in erster Linie ein Ort der Niederlage. Nicht mehr als ein Club, sondern zu viel. Der Beweis, dass der liebe Gott ihn nicht mit genug Talent gesegnet hatte, um hier als Profi zu spielen.

Guardiola und Vilanova kennen sich seit ihrer Jugend. Beide lernten das Fußballspiel in der Masía, der Jugendakademie des FC Barcelona. Es war 1989, beide waren Barça-Fans, und beide hatten das Glück, dass der Niederländer Johan Cruyff die erste Mannschaft trainierte und den gesamten Verein dazu verdonnerte, ein einziges System spielen zu lassen. Bis zur Jugend hinunter wurde ein offensives 4-3-3 gepredigt, basierend auf technisch starken Spielern und der Überzeugung, dass Ballbesitz ein Wert an sich ist.

Jahre später, in der Gegenwart, schlägt der FC Barcelona im Schnitt 800 Pässe pro Spiel, seit fünf Jahren hat er keine Partie beendet, ohne mehr Ballbesitz ge-

habt zu haben als der Gegner. In über 300 Spielen. Guardiola und Vilanova verliebten sich beide Ende der achtziger Jahre in diese Vision.

Vilanovas Traum von der ersten Mannschaft währte nur kurz. Ein paar Freundschaftsspiele durfte er machen. Das erste im Mai 1989. Cruyff wechselte ihn in der zweiten Halbzeit für Guardiola ein, der an diesem Tag ebenfalls sein erstes Spiel für die erste Mannschaft machte. Drei Jahre später gewann Guardiola den Europapokal der Landesmeister. Vilanova verließ Barcelona.

Er wechselte in die zweite Liga zum UE Figueres, später, obwohl er deutlich bessere Angebote hatte, ging er zum Erstliga-Aufsteiger Celta de Vigo. Es war der einzige Verein, der ihm einen Vertrag mit einer Ausstiegsklausel anbot, falls Barça sich meldete. Vilanova wollte nie den Traum aufgeben, dass sie ihn als Spieler zurückholen würden. Doch es passierte nicht.

Er wurde ein eher mäßiger Zweit- und Drittliga-Spieler. Ab und an telefonierte er mit seinem Jugendfreund Guardiola, der auf einem anderen Planeten zu leben schien. Gegen Ende seiner Karriere, im März 1998, traf Vilanova, der mittlerweile für den FC Lleida spielte, im katalanischen Pokal auf den FC Barcelona. Er wurde eingewechselt und erzielte kurz vor Ende das 1:2. Barcelona wurde zu jener Zeit von Louis van Gaal trainiert, der einige Spiele in diesem sportlich belanglosen Wettbewerb von José Mourinho leiten ließ, seinem damaligen Assistenten.

Mourinho setzte an diesem Tag übrigens einen talentierten Nachwuchsspieler zum ersten Mal für Barcelona ein: Xavi.

Vilanova beschloss, nach der Profi-Karriere Trainer zu werden. Er arbeitete für kleinere Vereine und bekam tatsächlich die Möglichkeit, als Jugendtrainer zum FC Barcelona zu wechseln. Gut zwei Jahre durfte er bleiben. Als der aktuelle Präsident Sandro Rosell 2003 in die Vereinsführung aufstieg, wurde der Jugendbereich umgebaut und Vilanova entlassen.

Erst 2007, als ihn Guardiola bat, mit ihm in die dritte Liga zu gehen und die Reservemannschaft Barças zu trainieren, kehrte er zurück. Dafür musste Vilanova den Posten des technischen Direktors beim Drittligisten Terrassa verlassen. Er tat es gern.

2008 wurde er neben Guardiola Co-Trainer der ersten Mannschaft und übernahm eine ähnliche Rolle wie Joachim Löw unter dem früheren Bundestrainer Jürgen Klinsmann. Er war der Tüftler im Hintergrund.

Ein magischer Sog entstand. Guardiola gewann 14 von 19 möglichen Titeln in

vier Jahren, und Barcelona verwandelte sich in einen etwas wunderlichen Verein, der mittlerweile davon überzeugt ist, dass nicht ein Spieler, die Mannschaft oder der Trainer der Star ist, sondern die Idee. Die Idee ist so stark, dass sie auch ohne Trainer funktioniert.

Das würde erklären, warum die Krebs-erkrankung Vilanovas den Verein zu einem der seltsamsten Experimente im modernen Fußball verleitet hat: die Spieler während der Saison sich selbst zu überlassen.

Was, wenn etwa beim FC Bayern Jupp Heynckes die halbe Saison ausgefallen wäre und sein Co-Trainer Peter Hermann die Mannschaft geführt hätte? Hermann ist ein sehr erfahrener Mann, der seit Jahrzehnten im Profi-Bereich trainiert. Jordi Roura indes, der für Vilanova einspringen musste, war bis vor kurzem Spielbeobachter. Ein bulliger Typ, der einen einzigen Cheftrainer-Posten aus dem Jahr 2007 vorzuweisen hat: wenige Monate beim Drittligisten L'Hospitalet, ehe er am Ende der Spielzeit in die vierte Liga abstieg.

Der FC Barcelona hat in den vergangenen Monaten versucht, Fans und Presse zu beruhigen, indem er mitteilen ließ, dass Vilanova „ganz nah“ an der Mannschaft sei. Sowohl die Spiele als auch die Trainingseinheiten des Teams wurden per Live-Übertragung nach New York übermittelt. Während der Begegnungen telefonierte Vilanova mit Roura und gab Anweisungen.

Das Ergebnis des Experiments ist unübersehbar: Der FC Barcelona, die beste Mannschaft der Gegenwart, stellte auf Autopilot und verlor allmählich an Selbstgewissheit. Plötzlich wirkt das Team verwundbar. Anders als noch vor einigen Monaten für denkbar gehalten, ist beim Champions-League-Halbfinale für viele nicht mehr Barça Favorit, sondern der FC Bayern München.

Tito Vilanova hat bis zu seiner Therapie in New York die erfolgreichste Hinrunde eines Trainers in der Geschichte des FC Barcelona hingelegt. Die Mannschaft verlor kein einziges Spiel und entschied die Liga praktisch schon nach der Halbserie. Er hatte etwas geschafft, womit kaum jemand rechnete: Er hatte den perfekt wirkenden FC Barcelona verbessert und war endlich aus dem Schatten von Pep Guardiola herausgetreten.

Damals wirkte er wie ein Mann, der seinen Lebenstraum in Erfüllung gehen sah. Wenn sein Team gegen München rausfliegt, werden sich einige fragen, ob er nicht hätte zurücktreten sollen, um Barça nicht mehrere Monate ohne Cheftrainer spielen zu lassen. Barcelona wäre wieder mehr als ein Club für ihn gewesen, zu viel. Vermutlich konnte das niemand von ihm verlangen.

JUAN MORENO

Kletterer Stangl auf dem Mount Logan in Kanada 2010



EXTREMBERGSTEIGEN

Vater Morgana

Christian Stangl will als erster Mensch die drei höchsten Berge jedes Kontinents erklimmen. Ein erbitterter Streit um alpinistische Bestleistungen und ihre Vermarktung begleitet seine Expedition.

Südöstlich von Sofia, in Fahrtrichtung Schwarzmeerküste, radelt ein Mann auf der Autobahn. Bepackt mit Satteltaschen und Skiern quält er sich unter der bulgarischen Frühlingssonne voran.

Christian Stangl, 46, Mitte März gestartet in der Steiermark, ist unterwegs ins kaukasische Hochgebirge. Bis Juni will er auf seiner Expedition 6000 Kilometer mit dem Rad bewältigen – und Tausende Höhenmeter zu Fuß.

Der Österreicher gilt unter Extrembergsteigern als „Skyrunner“ und Mann für Gewalttore. Er bezwang die höchsten Gipfel sämtlicher Kontinente in Weltrekordzeit, einmal erledigte er in den Anden vier Sechstausender an einem Tag. Vom Indischen Ozean aus radelte er 2011 nach Nepal, um auf den Kangchendzönga zu klettern, den dritthöchsten Berg der Erde – ein Erlebnis, das er anschließend in nackten Zahlen verbuchte: „von null auf 8586 Meter in 76 Tagen“.

Mit der laufenden Expedition nun will Stangl Alpingeschichte schreiben. Auf die Gefahr hin, so sagt er es abends bei Bier und bulgarischer Joghurtsuppe in Plovdiv, dass „99,8 Prozent der Weltbevölkerung“ nicht gleich begriffen, was da passiere.

Stangl steigt seit Jahren vor allem auf die drei höchsten Gipfel aller sieben Kontinente. Auf jedem dieser insgesamt

21 Berge waren vor ihm schon andere Kletterer. Aber: Noch keiner war auf allen.

Weil es vor Stangl keiner versucht hat. Das Projekt „Triple Seven Summits“ ist seine Idee. Er selbst nennt es seine „Mission“. Als erster Mensch auf all diesen Bergen zu stehen und auch noch den Beweis zu liefern, dass es die richtigen, die wirklich höchsten sind – darum, so sagt er, gehe es ihm. Deshalb zieht er Nasa-Messungen und Google-Earth-Peildaten zu Rate, prüft Prominenz und orometrische Dominanz von Felsgebilden und studiert Tabellen, in denen unstrittige genauso wie strittige Besteigungen akribisch verzeichnet sind.

Für Laien ist das Ganze entschieden weniger sexy als etwa der freie Fall seines Landsmannes Felix Baumgartner aus der Stratosphäre; und für Stangl ein Nachteil in puncto Vermarktung. „Aber allein wegen des Kontostands“, sagt er, „mach ich's ja nicht.“

Einmal unterwegs, ist Stangl schwer zu bremsen. Zumal jetzt, da ihm nur noch ein Gipfel fehlt: der Schchara im Norden Georgiens, im Kaukasus-Hauptkamm, 5193 Meter über dem Meer. Auf den will er rauf, spätestens Ende April; den braucht er als letztes Stück seiner Raritätensammlung. Wer heute vom Bergstei-

gen leben wolle, sagt Stangl, „für den zählt nur noch der Superlativ“.

Tatsächlich treibt der Wettlauf der weltbesten Alpinisten um Aufmerksamkeit inzwischen exotische Blüten. Wenn das so weitergehe, spottete ein Alpinistenmagazin, drohe demnächst womöglich die Jagd auf die „Seven Seventieth Summits“, gekoppelt an ein Zeitlimit von 70 Stunden.

Ob Skyrunning oder Speedklettern, Bouldern am Fels oder Buildern an Wolkenkratzer-Wänden: Bergsteigen allein genügt längst nicht mehr. Sponsoren und Extremsport-Vermarkter setzen auf das nie Dagewesene. Zunehmend in Nischen tobt deshalb der Kampf um neue Höchstleistungen – und um ein kleines Stück vom Kuchen.

Denn die wirklich großen Brocken, aus Bergsteiger-Sicht, sind abgeräumt. 1953 bestieg Edmund Hillary den Mount Everest; Dick Bass meisterte 1985 als Erster die höchsten Gipfel aller sieben Kontinente – die seither sogenannten Seven Summits; Reinhold Messner bezwang ein Jahr später ohne Flaschensauerstoff den letzten seiner 14 Achttausender.

Höher geht's seither nicht mehr, weil die Geografie „leider begrenzt ist“, wie Stangl das nennt. Allenfalls schneller und weiter geht's noch. Oder abseitiger. Und so kommt es, dass Männer, die auf Achttausendern schon alles erlebt haben, nun in Indonesiens Dschungel, in arktischen Eiswüsten oder patagonischen Felswänden um Bestmarken kämpfen.

Stangl ist dabei schon ganz Großen begegnet – dem langjährigen Messner-Gefährten Hans Kammerlander zum Beispiel. Der Kletterer aus dem Südtiroler Ahrntal zählt unter den aktiven Bergsteigern zu den Bestverdienenden. In Büchern wie Vorträgen berichtet er über Abenteuer „in der Todeszone“ und Kameradschaft unter „grimmigen Nordwandgesichtern“. Von Frost und Gletschersonne gegerbt, wirkt er selbst inzwischen auf beeindruckende Art verwildert. Sein Wort hat in der Branche Gewicht.

Kammerlander war 2012 mit Stangl in der Antarktis. Beide hatten sie damals den Mount Tyree auf dem Zettel, den zweithöchsten Berg am südlichen Polarkreis: er, der Südtiroler, für sein Projekt der „Seven Second Summits“; Stangl wiederum sammelte für seine „Triple Seven Summits“. Hätte er damals geahnt, sagt Kammerlander heute, worauf er sich einließ, er wäre nie mit Stangl ins Seil gegangen: „Das ist einer, der versucht, andere Bergsteiger in die Tinte zu tauchen.“

Und dann schäumt es, schlagartig, aus dem sonst eher sanften Kammerlander hervor wie Giftbrühe aus einem geborstenen Kessel: Was der sich eigentlich einbilde, dieser Stangl samt „seinem lächerlichen Alpingequassel“, dieser „mittelmäßige Kletterer, der da jetzt rumeiern will

wegen ein paar Bergen, auf die du locker mit Gummistiefeln steigen und dabei noch ein Schaf hochtreiben kannst“.

Alpingequassel?

Stangl beschuldigt Kammerlander. Der habe 2011 in Indonesien den falschen, also nicht den zweithöchsten Berg Ozeaniens bestiegen und auch in Nordamerika schon einmal kilometerweit das gesteckte Ziel verfehlt. Dies alles sei bekannt und aktenkundig. Soll heißen: Kammerlander, einer der weltbesten Alpinisten, betrüge wissentlich – indem er seine „Seven Second Summits“ als Buch und in „Highlight-Show“ genannten Vorträgen („Die Zweiten als Erster“) versilbert.

An diesem Punkt wird es zwischen den früheren Bergkameraden ernst; denn da geht's ums Geld. Kammerlander hält bis zu 60 Vorträge jährlich, für Honorare zwischen 3000 und 5000 Euro. Vor und nach den Veranstaltungen, dazu in der Pause, verkauft und signiert er: seine „Seven Second Summits“-Bücher zu 23 Euro; dazu passende T-Shirts und Mützen, das Stück à 20 beziehungsweise 15 Euro.

Je lauter Stangl in die Öffentlichkeit posaunt, Kammerlander sei gar nicht auf den „wahren Seven Second Summits“ gewesen, desto mehr ist nicht nur dessen Selbstvermarktung, sondern der Ruf an sich in Gefahr. Unter anderem stehen Sponsorenverträge mit der Telecom Italia und dem Land Südtirol auf dem Spiel.

Bei diesem Gezänk um ein paar Höhenmeter hin oder her schäme er sich ja fast, „Alpinist zu sein“, sagt Kammerlander. Und stellt, fürs Protokoll, unmissver-



Kameraden Kammerlander, Messner um 1985
„Lächerliches Alpingequassel“

ständig klar, dass er sich nicht von Stangl übers Bergsteigen belehren lassen will – von „einem serienmäßigen Lügner“.

Stangl weiß, wohin der Vorwurf zielt: auf seine wunde Stelle. Auf die Geschichte mit dem K2. Am 12. August 2010, nach jahrelangem erfolglosem Anrennen auf den heikelsten Berg im Himalaja, hatte er, Stangl, damals die Welt über Satellitentelefon wissen lassen, er sei nun endlich oben am Gipfel gewesen. Ein selbstgeknipstes Belegbild folgte. Es gab Glückwünsche. Und alsbald Getuschel.

Vier Wochen vergingen, ehe Stangl gestand, er habe sich in einem offenkundig „tranceartigen Bewusstseinszustand“ den Gipfelsturm nur eingebildet. Er erntete Schlagzeilen weltweit. Von der „peinlichsten Bergsteigerlüge des 21. Jahrhunderts“ war die Rede. Als aus seiner Hinterlassenschaft im Basislager noch ein Buch mit dem Titel „Vater Morgana“ geborgen wurde, war die Pointe perfekt – Stangl hatte für den Spott nicht mehr zu sorgen.

Kammerlander, der zähe Gipfelsammler, sei ihm beim Rattenrennen ums Rampenlicht halt schon „damals im G'nack g'sessn“, sagt der Mann aus der Steiermark heute; wohl deshalb habe er den K2 mit Gewalt bezwingen wollen. Und sich dabei überschätzt, wiewohl er wusste: „So a Achttausender is kaa Lercherl-schas“ – keine Kleinigkeit.

Auf Lüge und Geständnis folgte Ächtung. Branchenkollegen brachen den Stab über Stangl. Sponsoren kündigten ihre Zuwendungen. Die Nachfrage nach Vorträgen auf Management-Seminaren und Symposien schwand. Für einen, der allein in vier Antarktis-Expeditionen 120 000 Euro investierte, kann so ein Einbruch an die Existenz gehen.

Stangl jedoch hat sich wieder aufgerappelt. Er hat sogar, diesmal lückenlos dokumentiert und unwidersprochen, im vergangenen Juli doch noch den K2 bestiegen. Gleichzeitig verfolgt er, wie wenig es einen Kammerlander kümmert, ob der tatsächlich auf den richtigen Second Summits war. Da stelle sich, sagt Stangl, natürlich die Frage: „Hätt ich vielleicht einfach beinahart weiterlügen sollen?“

Er leidet ja weiterhin unter seinem Makel. Er muss zur Kenntnis nehmen, dass der mächtige Reinhold Messner ihm „nicht einmal eine Fußnote in der alpinen Geschichte“ zubilligen will und sich auch im laufenden Streit gegen ihn stellt: Kammerlander sei über Zweifel erhaben und verdiene „diese Neid-Diskussion“ nicht.

Stangl aber, das Feuer des Bekehrten und die Wut des gebrannten Kindes in sich, knickt nicht ein. Der K2 war sein Damaskus-Erlebnis. Seither wirbt er als Gerechtigkeitsapostel um sauberen Wettkampf beim Höhenbergsteigen – einem Sport, bei dem die Spieler gleichzeitig Schiedsrichter sind.

WALTER MAYR

GEHEIMPAPIERE Die wilden Pläne der Samwer-Brüder

MANAGEMENT Albtraum Indien

EXKLUSIV Der große Kunstkompass 2013

WIRTSCHAFT AUS ERSTER HAND

5/2013 DE 8,50 EUR

manager magazin

GEHEIMPAPIERE
Die wilden Pläne
der Samwer-Brüder

MANAGEMENT
Albtraum
Indien

EXKLUSIV
Der große
Kunstkompass 2013

DIE QUANDT-ERBIN TRITT AUS DEM
SCHATTEN

DER KAMPF DER SUSANNE KLATTEN



Jetzt auch digital
für iPad und PC/Mac.
www.manager-magazin.de/mm-digital

Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im Handel ++ Jetzt im

VERLAGE

Stellenabbau bei „Berliner Zeitung“

Den Mitarbeitern der „Berliner Zeitung“ wurde vorige Woche der lange befürchtete erneute Abbau von Arbeitsplätzen verkündet. Von 131 Vollzeitstellen sollen 34 gestrichen werden, etwa zehn Mitarbeiter haben bereits einer Abfindung zugestimmt. Zwei Drittel dieser Stellen fallen weg, weil die Redaktionsgemeinschaft aus „Berliner Zeitung“ (Berliner Verlag) und „Frankfurter Rundschau“ (früher M. DuMont Schauberg) Ende Mai aufgelöst wird; Letztere erscheint nach ihrer Insolvenz jetzt in einer unter anderem von der „Frankfurter Allgemeinen“ getragenen GmbH. Brigitte Fehrle, Chefredakteurin der „Berliner Zeitung“, versichert: „Wir wollen so sparen, dass für den Leser kein Qualitätsverlust entsteht.“ Da auch Stellen im Layout gestrichen werden, sollen die Redakteure künftig die meisten Seiten selbst entwerfen. Ressortleiter und leitende Redakteure sollen vom Jobabbau verschont bleiben. Für Verärgerung sorgen im Verlag die nur einen Tag vorher präsentierten Vorschläge für eine Image-Kampagne, die das Blatt als „gewitzt und bissig“ und als „die urbane Tageszeitung für die Hauptstadt“ bewerben.



TEICH / CARO / ULLSTEIN BILD

KARRIEREN

Kerner vor ZDF-Comeback

Eine Rückkehr von Johannes B. Kerner zum ZDF schien lange undenkbar, das Verhältnis zwischen Moderator und Senderspitze galt als zerrüttet. Nun jedoch steht Kerner laut Senderkreisen vor seinem Comeback im Zweiten. Der 48-Jährige, der zuletzt erfolglos bei Sat.1 gewirkt hatte, ist seit Monaten mit seinem einstigen Haussender in Kontakt. Konkret geht es um eine Handvoll einzelner Abendshows. Der Bedarf an Showmastern ist in Mainz gerade groß: Nachdem Joko und Klaas nun ausschließlich bei ProSieben scherzen und

Jörg Pilawa seine Rückkehr zur ARD angekündigt hat, bleiben für die große Bühne nur „Wetten, dass ..?“-Gastgeber Markus Lanz und Carmen Nebel, die seit voriger Woche jedoch nicht mehr exklusiv ans Zweite gebunden ist. Kerners Zusammenarbeit mit dem ZDF endete 2009 nach gescheiterten Vertragsverhandlungen im Unfrieden. Bis dahin hatte er Sportsendungen und eine werktägliche Talkshow moderiert. Auf Kerners Kompetenzen als Fußballexperte und Talker will das Zweite vorerst wohl nicht wieder zurückgreifen.

MEDIENPOLITIK

„Aus den Bunkern in die Schützengräben“



Johannes Beermann, 52, CDU-Medienspolitiker und Chef der sächsischen Staatskanzlei, kritisiert die Zögerlichkeit von ARD und ZDF beim Streit um die Digitalkanäle.

SPIEGEL: Herr Beermann, Ende April sollten ARD und ZDF eigentlich ein Konzept vorlegen, wie sie bei ihren Digitalkanälen in Zukunft sparen wol-

len. Aber sie können sich offenbar nicht einigen.

Beermann: Mit dem Frühjahr hat bei ARD und ZDF in dieser Frage das Tauwetter eingesetzt. Tröpfchenweise wächst bei ihnen die Erkenntnis, dass man sparen kann. Aber weit sind sie nicht gekommen. Die Sender sind gerade mal aus den Bunkern in die Schützengräben gerobbt, wo sie sich jetzt einbuddeln.

SPIEGEL: Die ARD will bei den Sendern kooperieren. Das ZDF will die Aufgaben aufteilen. Was finden Sie besser?

Beermann: Beides kann funktionieren. Aber es muss am Ende auch eine Ersparnis stehen. Wir geben jährlich 90 Millionen Euro für Kanäle aus, von

denen jeder einzelne an 99 Prozent der Bevölkerung vorbeisendet.

SPIEGEL: Warum macht die Medienpolitik sie nicht komplett dicht?

Beermann: Jugend-, Kinder-, Nachrichten- und Kulturkanäle passen eigentlich gut zum Rundfunkauftrag. Es ist bloß Unsinn, dass beide Anstalten alles selbst machen wollen.

SPIEGEL: Dann müssten sie aber auch 3sat und Arte zusammenlegen.

Beermann: Ich wäre froh, wenn es erst einmal eine Einigung bei den Digitalkanälen gäbe. Aber natürlich kann das eine Blaupause sein für weitergehende Konzepte. ARD und ZDF sollten sich von Doppelstrukturen verabschieden, wo immer es geht.

SPIEGEL: Frau Sandberg, Facebook hat mehr als eine Milliarde Nutzer. Sie herrschen also über das drittgrößte Gemeinwesen der Erde, nach China und Indien.

Sandberg: Wir selbst sehen Facebook nicht als Staat oder Land, wir haben keinen Präsidenten, kein Militär, und wir verlangen keine Steuern. Wir bieten den Menschen eine Plattform, um sich miteinander zu verbinden und auszutauschen, mehr nicht.

SPIEGEL: Das klingt unschuldig, aber es ist eine machtvolle Plattform, eine neue Form der internationalen Öffentlichkeit.

Sandberg: Unsere Technologie ist machtvoll, da gebe ich Ihnen recht. Aber wir sind neutral, wir treffen beispielsweise anders als Sie keine redaktionellen Entscheidungen. Medien transportieren ihre eigene Meinung, und sie entscheiden darüber, was ihre Leser zu sehen bekommen. Wir nicht. Es gibt keine Seite, auf der wir die Meinung von Facebook verbreiten. Was Sie an Neuigkeiten zu sehen bekommen, ist das, was Ihre Freunde Ihnen mitteilen – individuell auf Sie zugeschnitten, jeder Newsfeed ist also anders.

SPIEGEL: Über die Zusammenstellung entscheiden Sie eben doch.

Sandberg: Der Algorithmus entscheidet danach, mit wem die Nutzer besonders häufig interagieren, wessen Beiträge sie beispielsweise besonders häufig „ liken “. Also sind es am Ende unsere Nutzer, die über ihre Inhalte entscheiden. Wir veröffentlichen nichts, und wir nehmen keinen Einfluss.

SPIEGEL: Sie selbst nutzen Facebook doch gerade, um ein politisches und gesellschaftliches Thema zu befördern – nämlich mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen.

Sandberg: Ich nutze Facebook mit den Möglichkeiten, die jeder andere auch hat. Bis mein Buch erschien, hatte ich nicht einmal eine Fan-Seite, nur mein ganz normales Profil. Und auch jetzt gibt es keinen geheimen Algorithmus, der meiner Seite mehr Fans verschaffen würde. Das gilt übrigens auch für Mark Zuckerberg selbst. Er hat eine Seite für seinen Hund, Beast. Eine Kollegin von uns betreibt eine für ihren Hund, Boo – und der hat Beast längst abgehängt. Mark hat eine Zeitlang alles gegeben, Beast zum populärsten Hund auf Facebook zu machen, ohne Erfolg.

SPIEGEL: Sie entscheiden als Unternehmen, bestimmte Inhalte aus Facebook zu entfernen, man könnte das auch „ Zensur “ nennen.

Sandberg: Wir sind äußerst tolerant, was die freie Meinungsäußerung angeht. Wenn Sie bei uns zu Gewalt aufrufen oder Hass predigen, ist die Grenze allerdings eindeutig überschritten. Zudem beachten wir natürlich die regionalen Gesetze. In der Türkei etwa ist verboten, den Staatsgründer Atatürk zu beleidigen. Das sperren wir – aber eben nur für Nutzer in der Türkei.

SPIEGEL: Sind mit solchen Fragen Algorithmen nicht überfordert? Sie haben weltweit immer noch weniger als 5000 Mitarbeiter. Die können unmöglich alles im Auge haben, was sich auf Facebook abspielt.

Sandberg: Unser Ansatz ist eine möglichst intelligente Verbindung von Menschen und Maschinen. Sie brauchen ein sehr erfahrenes Team, das die Regeln festlegt. Es sollte nicht zu groß sein, denn je mehr Leute beteiligt sind, desto inkonsistenter werden die Entscheidungen. Umgesetzt werden diese Regeln dann von Maschinen, Computern und Menschen gemeinsam. Das geht gar nicht anders. Bei der Vielzahl von Inhalten, die mehr als eine Milliarde Menschen erstellen, könnten wir niemals genug Leute einstellen, um alles manuell zu prüfen.

SPIEGEL: Mit Ihrem neuen Mobilangebot machen Sie klar, welchen Stellenwert Facebook im Leben seiner Nutzer einnehmen will, es heißt „ Home “, also Heimat.

Sandberg: Haben Sie es schon gesehen (*zieht ihr Handy hervor*)? Hier sehen Sie meinen Newsfeed als Startbildschirm, ich hoffe, da erscheint gerade nichts Peinliches ... Mit einem Tastendruck können Sie alles kommentieren. Ziemlich cool, oder?

SPIEGEL: Die ersten Reaktionen und Bewertungen fielen nicht gerade freundlich aus. Viele empfinden es als aufdringlich, dass Facebook sich über alle anderen Apps legt.

Sandberg: Interessant, dass Sie das so sehen, wir bei Facebook empfinden die Reaktionen bislang eher als positiv. Wer immer Home haben will, muss entweder ein Handy erwerben, auf dem es angeboten wird, oder es zumindest herunterladen. Das heißt, man muss sich aktiv dafür entscheiden. Es ist ja wirklich nicht unsere erste Neuerung, und wir haben gegenüber früheren Produkteinführungen eine Menge gelernt. Wir hören heute viel genauer auf das, was unsere Nutzer sagen und tun wollen. Es wird dennoch immer so sein, dass Veränderungen auch etwas schmerzen, aber wir werden damit nicht aufhören – denn Sie werden mich sicherlich noch fragen, wie wir relevant blei-

ben und einen ähnlichen Abstieg wie den von MySpace verhindern wollen. Nun, unter anderem durch Innovationen wie Home.

SPIEGEL: Ihr Geschäftskalkül dahinter ist der direkte Werbekanal in jede Hosentasche, ein ständig aktiviertes Facebook- und Werbe-Schaufensterchen?

Sandberg: In erster Linie wollen wir unseren Nutzern ermöglichen, sich so einfach wie möglich mitzuteilen, egal wo sie sind. Früher dachten wir, was die Leute aktiv auf unserer Plattform hält, sei ein Mindestmaß an Freunden. Mittlerweile wissen wir aus unseren Daten, dass vor

allem das Feedback auf eigene Postings wichtig ist. Wenn keine Antwort zurückkommt, ist das ein bisschen traurig, und sie lassen es irgendwann. Hätte ich eigentlich auch selbst drauf kommen können, denn es geht mir ja auch so.

SPIEGEL: Das Problem dürfen Sie nicht mehr haben.

Sandberg: Ich schaue trotzdem immer genau hin. Am Valentinstag habe ich Spaßhalber gepostet, ich sei die Ehefrau des Jahrzehnts, weil ich mir freiwillig mit meinem Mann den neuen Tarantino-Film „ Django Unchained “ angetan habe. Das brachte mir so viele Kommentare wie nichts anderes zuvor, und ich hatte einen tollen Tag. Mit Home müssen Sie dafür keine App starten, es kann sofort losgehen, leichter geht es nicht.

SPIEGEL: Bringt Ihnen Home auch weitere, zusätzliche Daten über die Nutzer, beispielsweise Ortsangaben oder Informationen über die Apps, die sie auf dem Handy nutzen?

Sandberg: Wir erfahren ein bisschen mehr darüber, welche Apps sie nutzen, aber das war es auch.

SPIEGEL: Im kommenden Jahr wird Facebook zehn Jahre alt. Der größte Misserfolg der Firmengeschichte war – ausgerechnet – der Börsengang vor fast genau einem Jahr. Wird die Hoffnung auf Mobilumsätze den Kurs wieder in die Nähe des Ausgabepreises bringen können?

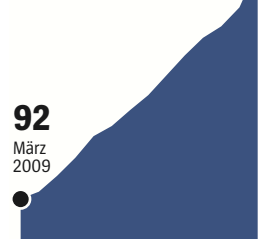
Sandberg: Sicher war der Mobilmarkt eine unserer großen Herausforderungen. Man kann diesen Markt und seine Wachstumsdynamik gar nicht überschätzen. Mark hat

Facebook Das Milliarden-Netz

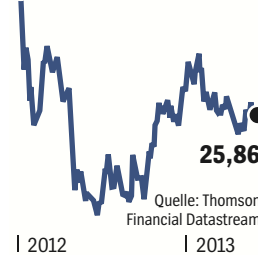
25 Mio.

Menschen nutzen Facebook in Deutschland, 14 Mio. davon schauen täglich vorbei

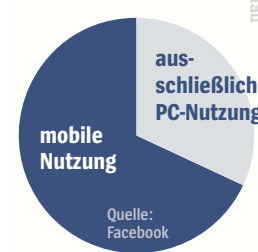
Facebook-Nutzer täglich weltweit, in Millionen



Aktienkurs in Dollar



Facebook-Nutzer weltweit Dez. 2012 ca. 1 Mrd.



es gerade als „unseren bisher vielleicht größten Fehler“ bezeichnet, dass wir uns zu lange auf das stationäre Internet konzentriert und alle Neuerungen zuerst dafür gebaut haben. Aus heutiger Sicht, sagt er dazu immer, hätten wir eigentlich gleich als Mobilfirma starten müssen. Es war wirklich eine Riesenanstrengung, uns vom Desktop in Richtung Mobile und Tablet zu entwickeln. Noch Anfang 2012 hatten wir null mobile Umsätze. Keine Anzeigen, zero. In unserem letzten Quartalsbericht macht der Mobilbereich schon 23 Prozent des gesamten Werbeumsatzes aus.

SPiegel: Sie wollen Ihren Werbekunden künftig noch zielgenauere Botschaften anbieten. Haben Sie keine Angst, damit Nutzer zu verprellen?

Sandberg: Im Gegenteil, wir wollen ihnen ja gerade möglichst relevante Werbung zeigen, Dinge, von denen wir wissen, dass sie für sie interessant sind. Das ist ein Bereich, in dem wir besser werden müssen. Die Voraussetzungen dafür sind gut, denn wir wissen ja sehr viel über unsere Nutzer, den Namen, das Geschlecht, in vielen Fällen auch das Alter und die Region. Und über die „Likes“ erfahren wir, welche Filme oder Produkte sie mögen. Es gibt inzwischen die verrücktesten Geschichten, auch und gerade von kleineren, regionalen Unternehmen, die mit Facebook-Werbung immens gewachsen sind. Mir fällt ein Paar ein, das Cupcakes herstellt und gar kein physisches Geschäft hat, sondern das über Facebook kommuniziert, wo sein Wagen gerade steht und welche Kuchen es heute gibt. Inzwischen hat es fünf große Trucks als mobile Verkaufsstellen. In München gibt es einen Trachtenladen, der seine Dirndl und Loden jetzt in die ganze Welt verkauft.

SPiegel: Damit werden Sie große Werbetreibende wahrscheinlich nicht überzeugen. General Motors hat voriges Jahr seine Facebook-Werbung gestoppt ...

Sandberg: ... und ist inzwischen wieder zurückgekommen. Und wenn Sie nach den großen Namen fragen: Nestlé hat gerade Maggi Fix über uns beworben. Obwohl sie nur acht Prozent des Werbebudgets für Facebook ausgegeben haben, waren später 19 Prozent der Umsätze auf Facebook-Anzeigen zurückzuführen.

SPiegel: Die Unternehmen leben allerdings mit dem Risiko, dass ihre Nutzer die Produkte in den Kommentarspalten verreißen.

Sandberg: Natürlich. Und meine Antwort darauf ist: Macht einfach gute Produkte! Vor Jahren hat mir ein Bekannter aus dem Filmbusiness vorgeworfen, dass wir der Industrie schaden. Vor Facebook habe man bei einem schlechten Film zumindest das gesamte erste Wochenende

sicher gehabt. Inzwischen breche das Geschäft teils schon nach der ersten Vorstellung am Samstag ein – weil dann über Facebook bereits Bewertungen laufen. Auch ihm habe ich gesagt: Dann macht bessere Filme.

SPiegel: In Europa sieht man Ihr Geschäftsmodell sehr kritisch, die EU-Kommission will Sie mit ihrer neuen Datenschutzverordnung stärker regulieren – was Ihnen offenbar genauso wenig behagt wie Google & Co.

Sandberg: Das ist ein Riesenthema für alle, die in Europa im Technologiebereich investieren. Die Grundidee, das Recht zu modernisieren und einen einheitlichen Rahmen zu schaffen, finden wir großartig. Aber die aktuelle Debatte darum muss zu einem vernünftigen Ergebnis kommen, sonst wird sich das unmittelbar auf die Investitionen auswirken. Es ist eine Entweder-oder-Entscheidung für Europa.

SPiegel: Konkret gibt es zum Beispiel Streit um das „Recht auf Vergessenwerden“, das die Kommission einführen will.

Sandberg: Ich habe für dieses Thema unsere Spezialistin mitgebracht, weil hier auch die Details entscheidend sind: Marne Levine, sie hat früher für die US-Regierung gearbeitet und leitet bei uns den Bereich Global Policy. Marne, kannst du das übernehmen?

Levine: Wir verstehen, dass es in Europa und insbesondere in Deutschland auch historisch bedingt eine andere Perspektive auf den Datenschutz gibt als in den USA. Auch gegen ein Recht auf Vergessenwerden spricht aus unserer Perspektive erst einmal gar nichts. Es entspricht unserer Auffassung, dass die Nutzer volle Kontrolle über ihre Daten haben sollen. Die Frage ist nur, wie man diese Idee umsetzt, und da steckt der Teufel im Detail und in den Formulierungen.

SPiegel: Der Wunsch nach Transparenz und Regulierung erklärt sich doch aber auch über Ihre Reichweite. Eigentlich müsste Facebook doch eine öffentliche Infrastruktur sein. Wenn beispielsweise die Uno auf einen Schlag möglichst viele Weltbürger erreichen wollte ...

Sandberg: (lacht) ... dann wird sie eine Pressemitteilung verschicken. An uns würde man dort frühestens in fünf Jahren denken. Aber da sind wir wieder an dem Punkt von Macht und Einfluss. Wir eb-



Sandberg beim SPIEGEL-Gespräch*
„Eine Quote allein wird nichts ändern“

* Mit den Redakteuren Marcel Rosenbach, Susanne Amann und Klaus Brinkbäumer in Hamburg.



Facebook-Gründer Zuckerberg
Mehr Frauen in die Führung

nen als Plattform traditionelle Hierarchien ein, bei uns sind alle gleich. Auch die Uno wäre bei uns nur eine Stimme von vielen. Denken Sie an Ägypten: Dort hat unsere Technologie Wael Ghonim, dem jungen Organisator des Protests, eine erstaunliche Macht verliehen, nicht der Regierung.

SPiegel: Auch dort hat Facebook also de facto eine Entscheidung getroffen. Das Unternehmen steht also doch auch für politische, im Zweifel patriotisch-amerikanische Werte.

Sandberg: (überlegt) Spontan würde ich das bestreiten. Andererseits: Ist das Recht auf freie Meinungsäußerung ein amerikanischer Wert, oder gilt er nicht in der gesamten westlichen Welt? Beim Thema Ägypten kann man natürlich argumentieren, dass wir uns indirekt auf die Seite der Protestbewegung gestellt haben – schon weil wir die Server nicht abgestellt haben. Die damalige ägyptische Regierung wird das jedenfalls so gesehen haben.

SPiegel: Also ist Facebook eben doch auch ein politischer Machtfaktor, gerade in Zeiten, in denen der Einfluss der USA als Großmacht zunehmend schwindet?

Sandberg: Ich habe ja selbst für die Regierung gearbeitet, und für mich gibt es da überhaupt keinen Vergleich, es ist nicht dieselbe Art Macht – wenn wir welche haben, ist sie viel flüchtiger. Unser Geschäft funktioniert nur so lange, wie die Menschen zu uns kommen und unsere Angebote nutzen. Wenn sie eines Tages nur noch twittern wollten, wäre das unser Aus. Wir stellen uns immer wieder die Frage, ob es uns in zehn Jahren noch geben wird und ob wir noch relevant sein werden – und das geht Apple, Google und anderen genauso. Wäre ich Apple, würde ich mir diese Frage gerade jeden Morgen stellen.

SPiegel: Was ist das größte Risiko für die Weltmacht Facebook? Die Auswanderung von Nutzern in andere Dienste? Harte Datenschutzaufgaben aus Brüssel? Oder die Rolle Mark Zuckerbergs, wie es in einem Analystenbericht jüngst hieß?

Sandberg: Nichts von alledem. Wir brauchen vor allem schnell mehr Fachkräfte

im Technologiebereich. Überall auf der Welt fehlen gute Ingenieure und Programmierer. Mehr Frauen würden übrigens auch hier helfen. Sie stellen nur ein Drittel, in den Ausbildungsgängen schrumpft ihr Anteil sogar. Wenn wir es schaffen, mehr Frauen in diese Bereiche zu locken, können wir auch dieses Problem zumindest teilweise lösen.

SPIEGEL: Frauen Mut zu machen, sich einzumischen und Karriereschritte zu wagen, da sind wir wieder bei Ihrem Buch, Ihrer „Lean in“-Kampagne. Finden Sie es nicht ironisch, dass Sie das als Facebook-Managerin anstoßen – wo die Grundidee des Netzwerks doch auf ein paar Jungs zurückgeht, die darauf Bilder von Kommilitoninnen verglichen, um abzustimmen, wer besonders „heiß“ sei?

Sandberg: Ach Gott, das war lange vor Facebook, wie wir es heute kennen. Wir legen sehr viel Wert auf die Teilhabe von Frauen, auch Mark Zuckerberg setzt sich sehr dafür ein. Eine feste Zielsetzung in Prozent haben wir uns nicht gesetzt. Aber unser Ziel ist klar, wir wollen nicht nur mehr Frauen, sondern wir wollen sie in den Führungspositionen. Deshalb haben wir neben mir eine Welt-Vertriebschefin, das Design leitet eine Frau, und eben Marne hier verantwortet Global Policy.

SPIEGEL: Wir führen in Deutschland eine erbitterte Diskussion um eine gesetzlich vorgeschriebene Frauenquote. Was halten Sie davon?

Sandberg: Eine Quote allein wird an den Problemen nichts ändern. Es geht darum, mit hartnäckigen Vorurteilen aufzuräumen. Ist Ihnen als Mann schon mal gesagt worden, dass Sie im Job zu aggressiv auftreten? Das passiert drei Vierteln aller Frauen, aber so gut wie keinem Mann. Umgekehrt wird kaum ein Mann mit Kindern gefragt, warum er eigentlich arbeitet. Dagegen kennt so gut wie jede berufstätige Frau mit Kindern diese Frage. Nach wie vor gilt in fast allen Ländern: Männer sollen führen, Frauen sollen versorgen. Erst wenn wir es schaffen, diese Haltung zu verändern, werden es Frauen auch an die Spitze schaffen.

SPIEGEL: Sie waren Stabschefin im US-Finanzministerium, mit Ihrem Buch „Lean in“ stehen Sie jetzt auch persönlich für ein politisches Anliegen. Würden Sie in die Politik zurückkehren, um es voranzubringen? Als Präsidentschaftskandidatin vielleicht?

Sandberg: (lacht) Wieso? Ich bin doch schon Regierungschefin von Facebook.

SPIEGEL: Frau Sandberg, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Video: Von Harvard an die Facebook-Spitze

spiegel.de/app172013sandberg
oder in der App DER SPIEGEL

Nur für Studenten: 12 x den SPIEGEL testen + Geschenk sichern!



Lieferung ohne iPod

Sinus-SoundTube

Klangwunder mit Steckplatz für Ihren iPod nano/shuffle! Mit Auto-scan-Radio, Aluminiumkorpus, Anschlusskabel für alle anderen iPods, MP3- und CD-Player. Maße (BxHxT): ca. 18,5x4,8x4,8 cm.

Komplett für nur
€ 19,90
Über 60% gespart!

Kaffee-Express-Maschine

Handliche Maschine für leckeren Kaffee! Mit Dauerfilter und extra Heißwasserdüse für Tee. Füllt auf Wunsch zwei Tassen gleichzeitig. Lieferung erfolgt ohne Tassen. Maße (BxHxT): ca. 16,5x23x12,5 cm.



B&F - Borken



Jetzt auch für Windows 8

Inkl. 12x den digitalen SPIEGEL



UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL gratis!

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

Mein Wunschgeschenk: Sinus-SoundTube (2622)  Kaffee-Express-Maschine (2203) 

Frau
 Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum (TT.MM.JJ)


Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag oder die manager magazin Verlagsgesellschaft künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich zahle bequem per Bankeinzug
BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift  SP13-860



Ein einziger Reporter k Menschen die Augen ö

Wir haben 500 Reporter und ein einziges Versprechen



**kann Millionen
öffnen.**

en: Wir holen alles für Sie raus.

Bild

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.), Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Konstantin von Hammerstein, Christiane Hoffmann (stellv.), René Pfister (stellv.), *Redaktion Politik:* Dr. Melanie Amann, Ralf Beste, Horand Knaup, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Cornelia Schmergal, Gerald Trauffetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND *Leitung:* Alfrid Weinzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühnl, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Maximilian Popp, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darmstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro *Leitung:* Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Degeberich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Jörg Schindler, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT *Leitung:* Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klavitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND *Leitung:* Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Daniel Steinwirth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK *Leitung:* Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thaddeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

KULTUR *Leitung:* Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbien (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Elke Schmitter, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT *Leitung:* Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Dr. Stefan Willeke, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardehaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Jonathan Stock, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Maik Großekathöfer, Detlef Haecke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN *Leitung:* Dietmar Paeper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterberg, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü, Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lügen (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Huneckuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred Petersen, Fred Schlöterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jezawitz, Claus-Dieter Schmidt; Sabine Dötting, Susanne Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. *E-Mail:* bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unsel (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Fabian Eschkötter, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuhe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm
Besondere Aufgaben: Michael Rabanus
Sonderhefte: Rainer Sennewald

TITELBILD Suze Barrett, Arne Vogt; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalzenberg
Besondere Aufgaben: Stefan Kiefer

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 88668-100, Fax 88668-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 88668-200, Fax 88668-222

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLDG spiegel.de/spiegelblog

TWITTER @derspiegel

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße 8, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolctzyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45,

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P.O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Tel. (002721) 4261191

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FF, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 30265258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 67977680

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, P.O. Box 330119, San Francisco, CA 94133, Tel. (001212) 2217583; Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Wasyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Eitzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Högl, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kirk Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussak, Jessica Kenschik, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öflner, Thorsten Olmer, Dr. Vassilios Papadopoulos, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerber, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 67 vom 1. Januar 2013
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qq.de
Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00
Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden / Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffé



DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel-versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de
Telefon: (0228) 9296984

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.
Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Österreich: zwölf Monate € 234,00
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 262,60
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60
Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070,
www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

für € 4,00 pro Ausgabe

für € 3,80 pro digitale Ausgabe

für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter:
www.spiegel.de/widerrufsrecht

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP13-001
SD13-006
SD13-008 (Upgrade)

MONTAG, 22. 4., 23.00 – 23.30 UHR | SAT.1

SPIEGEL TV REPORTAGE

**Mensch Harry!
Der wilde englische Prinz**

Er ist der Popstar unter den Royals. Regelmäßig sorgt Prinz Harry mit Skandalen für Aufsehen, aber seiner Popularität tut das keinen Abbruch. Denn er hat den Wow-Faktor: Von allen Mitgliedern des Königshauses ähnelt er seiner Mutter Diana am meisten. Der 28-Jährige gilt als der begehrteste Junggeselle der Welt – und „Harry Hunting“ ist zum beliebtesten Freizeitvergnügen royalter Groupies gewor-



JOHN STILLWELL / PICTURE ALLIANCE / EMPICS

Prinz Harry in einer Schule in Lesotho

den. SPIEGEL-TV-Autorin Jutta Lang zeigt den Prinzen als wilden Rebellen und als charmanten Botschafter des britischen Königshauses.

SONNTAG, 28. 4., 22.35 – 23.20 UHR | RTL

SPIEGEL TV MAGAZIN

Verzockt – Aufstieg und Fall zweier Immobilienmillionäre; **Tierische Liebe in Zeiten der Krise** – Wertanlage Koi-Karpfen; **Unterwegs in der Provinz** – Wahlkampf mit Peer.

MITTWOCH, 24. 4., 21.05 – 22.00 UHR | SKY

SPIEGEL GESCHICHTE

Die Regenbogenkrieger

Die Greenpeace-Geschichte begann Ende der sechziger Jahre im kanadischen Vancouver. Gegründet von einer Handvoll Nukleartestgegnern, machte die Umweltschutzorganisation bald mit spektakulären Aktionen weltweit von sich reden. Sie setzt sich für Wale ein, für den tropischen Regenwald, oder sie kämpft gegen die globale Erwärmung. Greenpeace hat inzwischen gut drei Millionen Mitglieder und verfügt über ein Budget von rund 150 Millionen US-Dollar.

GESTORBEN

Sir Colin Davis, 85. Weltweit schätzten Musikfreunde die Vielseitigkeit und Forscherlust des Dirigenten. Fast im Alleingang verhalf er beispielsweise den Bühnen- und Orchesterwerken von Hector Berlioz zu nachhaltiger Renaissance; auch Jean Sibelius brachte er neu zu Ehren. Dabei hatte der zurückhaltende, aber schlagfertige Brite sich anfangs als Klarinetist verdienen müssen und das Dirigieren nur aus Büchern gelernt. Nach erfolgreichem Einspringen für die Giganten



HRONUK ITO / GETTY IMAGES

Otto Klemperer und Thomas Beecham war dann der Weg ans Pult für ihn frei. Dort blieb er: Von 1967 an war Davis Chefdirigent der BBC, seit 1971 auch musikalischer Leiter des Opernhauses Covent Garden. Als Orchesterchef beim Bayerischen Rundfunk (1983 bis 1992) überzeugte er das deutsche Publikum; die Sächsische Staatskapelle Dresden ernannte ihn zum Ehrendirigenten. Sir Colin Davis, für den Mozart „das Leben selbst“ bedeutete, starb am 14. April in London.

Hilary Koprowski, 96. Der Virologe entwickelte den ersten oralen Impfstoff gegen die gefürchtete Kinderlähmung (Poliomyelitis), die heute nahezu ausgerottet ist. Nach dem Medizinstudium in Warschau war der polnische Jude vor den Nazis nach Brasilien geflohen und emigrierte 1944 in die USA. Um die Welt von seinem Impfstoff zu überzeugen, schluckte Koprowski ihn selbst: einen Cocktail aus Hirngewebe von Ratten und abgeschwächten Polio-Viren. Koprowski blieb immer im Schatten der US-amerikanischen Wissenschaftler Jonas Salk und Albert Sabin, die zur selben Zeit ebenfalls Polio-Impfstoffe entwickelten und berühmt wurden. Der auch als Musiker ausgebildete Koprowski war darüber nicht unbedingt unglücklich, nur so konnte er ungestört weiterforschen. Er leitete über 30 Jahre lang das Wistar-Institut in Philadelphia, war Berater der Weltgesundheitsorganisation, und trug zur Entwicklung weiterer Impfstoffe gegen Röteln und Tollwut bei. Hilary Koprowski starb am 11. April in Wynnewood, Pennsylvania.

Maria Tallchief, 88.

Die in Oklahoma geborene Tochter eines Indianers, der durch Ölfunde auf seinem Land wohlhabend geworden war, gehörte in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren zu den großen Ballerinen der Welt. Sie nahm Unterricht bei Bronislava Nijinska, der Schwester von Tänzerlegende Vaslav Nijinsky, bevor sie 19-jährig beim Ballet Russe de Monte Carlo dem exilrussischen Tänzer-Choreografen George Balanchine begegnete. 1946 heirateten die beiden. „Leidenschaft und Romantik spielten keine große Rolle in unserer Ehe. Wir haben unsere Gefühle für die Bühne aufgehoben“, schrieb Tallchief später in ihrer Autobiografie „America’s Prima Ballerina“ über diese Zeit. Auch nach der Trennung blieb sie seine Muse und inspirierte Balanchine zu auf sie zugeschnittenen Partien. Tallchief wurde eine Startänzerin des New York City Ballet, sie war der erste Feuervogel und die erste Schwanenkönigin in den USA. Als Primaballerina tanzte sie beim American Ballet Theatre an der Seite von Rudolf Nurejew. 1966 zog sie sich von der Bühne zurück und gründete später das Chicago City Ballet. Maria Tallchief starb am 11. April in Chicago.



EVERETT COLLECTION/PICTURE ALLIANCE/DPA

Georg Hüssler, 91. Was er im Zweiten Weltkrieg als Sanitäter erlebte, ließ den jungen Saarländer vom Medizin- zum Theologiestudium wechseln. Nach der Priesterweihe arbeitete er als Vikar, bevor er bei der Caritas anfang, der Hilfsorganisation der katholischen Kirche. Er war Assistent, dann Generalsekretär und ab 1969 Caritas-Präsident. In seiner über 30-jährigen Amtszeit revolutionierte er die Organisation, die zu den größten Wohlfahrtsverbänden in der Welt zählt: Die Caritas hatte sich bis dahin hauptsächlich auf ehrenamtliche Helfer gestützt, Hüssler baute eine Mannschaft mit Hunderttausenden Beschäftigten auf. Als Präsident des internationalen Caritasverbandes reiste er in viele Not- und Elendsgebiete und stärkte damit das Caritas-Engagement weltweit. Trotz dieser Tätigkeiten habe er sich nie als „Top-Manager sozialer Notlagen“ verstanden, Sozialarbeit habe für ihn immer eine geistliche Seite gehabt, sagte Hüssler. Georg Hüssler starb am 14. April in Freiburg im Breisgau.



ROLF HÄNDL / DPA

So gut kann Mann aussehen.

CHARLIE SHEEN ÜBER ABSTÜRZE UND SEIN COMEBACK

NEU!

InStyle

MEN

JETZT KAUFEN!

- ✓ STREIFEN-SHIRTS
- ✓ BIKER-JACKEN
- ✓ VINTAGE-JEANS
- ✓ ROTE PARKAS

NEUER ANZUG? DER PASST!
Alle Fakten zum Thema Anzug-Kauf

GUT & GÜNSTIG
Komplette Outfits zu unglaublichen Preisen

DIE COOLSTEN SOMMER-SCHUHE
Weiße Sneakers, blaue Slipper, derbe Boots

PERFEKTE ZÄHNE
Veneers zum Testen

RYAN REYNOLDS
ENTSPANNTER TYP, TOP SCHAUSPIELER
WIE DER KANADIER MIT CHARME, EHRlichkeit UND SELBSTIRONIE HOLLYWOOD BEGEISTERT

Die neue InStyle MEN ist da!

© 2011 InStyle Media Group. Alle Rechte vorbehalten. InStyle ist eine Marke der InStyle Media Group. InStyle ist eine Marke der InStyle Media Group. InStyle ist eine Marke der InStyle Media Group.

Jetzt im Handel.

InStyle. Der Stil der Stars.

www.InStyle.de



MUSTANG-WANTED.COM

Gut verpackt

Die französische Ministerin für die Beziehungen zu frankophonen Ländern, **Yamina Benguigui**, 56, ist viel unterwegs. Da kann es schon mal passieren, dass etwas zurückbleibt. So wie beim Tunesienbesuch im November. Mehrere hochwertige Büstenhalter waren Opfer ihrer Vergesslichkeit geworden. Bekannt wurde das Faible der ehemaligen Filmregisseurin für schöne Wäsche nun durch das bürokratische *Procédure*, dem die intimen Textilien unterworfen wurden: Bedienstete der französischen Botschaft in Tunis packten die BHs ein, das Paket wurde versiegelt und als Diplomatengepäck nach Paris befördert. Der zuständige Gendarm musste die „staatsfraulichen Dessous“, wie die satirische Wochenzeitung „Le Canard enchaîné“ zu berichten wusste, schließlich im Sekretariat der Politikerin im Außenministerium zur Identifizierung vorlegen. Sichtlich verlegen fragte er: „Können Sie bitte die Sachen anschauen und bestätigen, dass sie der Ministerin gehören?“



PHILIPPE STERC / RESERVOIRPHOTO

Der echte Spider-Man

Die Frage, ob Tobey Maguire oder Andrew Garfield der bessere Spider-Man ist, stellt sich nicht mehr. Der wahre Superheld kommt nicht aus Hollywood, sondern aus der Ukraine. **Mustang Wanted** nennt er sich, ist 26 Jahre alt und braucht keinen Stuntman. Er krabbelt auf Brücken, Kräne, Türme und Hochhäuser, balanciert in 260 Meter Höhe über fußbreite Geländer, hängt an der Dachkante eines Wolkenkratzers – und hält sich dabei mit nur einer Hand fest. Angst existiere für ihn nicht, sagt Mustang Wanted, der Tod sei nicht das Schlimmste. „Wenn man vor allem Angst hat, muss man in einem sterilen Labor leben.“ Bilder und Videos seiner todesmutigen Kletterausflüge stellt er ins Netz, betitelt mit saloppen Weisheiten wie: „Bewahre die Ruhe und mach, was dir Spaß macht.“ Bei Facebook gefällt das über 13 000 Leuten. Die Polizei gehört nicht zu ihnen, daher hält Mustang Wanted seine Identität geheim. Er verrät aber, dass er Philosophie studiert hat, an Gott glaubt, Dostojewski liest und Klassik hört; potentiellen Nachahmern rät er von seinem Tun allerdings dringend ab.



RAINER MERKEL / JAZZ ARCHIV / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Freiheitstrommler

Seit der iranische Filmemacher Jafar Panahi im Dezember 2010 wegen seiner regimekritischen Haltung zu 6 Jahren Haft und 20 Jahren Reise- und Berufsverbot verurteilt wurde, haben sich Künstler aus aller Welt für seine Rehabilitation eingesetzt. Jetzt hat sich sein Landsmann **Mohammad Reza Mortazavi**, 34, seit elf Jahren in Deutschland lebender Musiker, eine originelle Art des Protests ausgedacht: Er bat Panahi, der seine Haftstrafe bisher nicht antreten musste, seine Herzöne mit einem medizinischen Spezialgerät aufzunehmen. Auf der Grundlage dieser Aufzeichnung schuf Mortazavi ein 20-minütiges Trommelstück – 20 Minuten für 20 Jahre Berufsverbot. Der Iraner gilt als einer der besten Tombak-Spieler der Welt, kaum jemand schlägt diese Trommel so virtuos wie er. Das Stück kann auf der Website www.project-20.org gehört werden.



ANNIE COLLINGE

Bedröhte Literatin

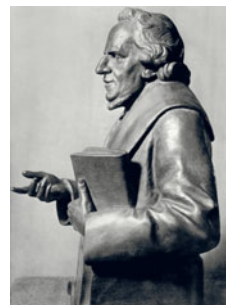
Im Sommer vergangenen Jahres ordneten ihre Chefs an, sie müsse eine Entzugsklinik aufsuchen. Damals arbeitete sie für ein Online-Magazin als Kosmetikkolumnistin. **Cat Marnell**, 30, amerikanische Bloggerin und bekennende Drogenkonsumentin, reagierte mit einem offenen Brief. Die „New York Post“ veröffentlichte Marnells Kündigungsschreiben, die dünne Blondine wurde über Nacht zum Stadtgespräch. Ihre Fangemeinde vervielfachte sich, und Marnell begann eine neue Kolumne im Internet, die den schönen Titel „Amphetamine Logic“ trägt. Die Tochter eines Psychiaters und einer

Psychotherapeutin versprach, sie werde „die glatzköpfige Britney Spears der Literatur“ werden. Im „Rolling Stone“ wurde sie als „Hot Bukowski“ gefeiert. Nach dem Aufenthalt in einer Entzugsklinik, diversen Rückfällen und dem Konsum ungezählter Psychopillen aller Art hat Marnell nun einen Buchvertrag in der Tasche, der ihr 500 000 Dollar Vorschuss gebracht hat. Sie soll über ihr Leben mit den Drogen schreiben. Bisher habe sie aber noch keine Zeile zustande gebracht, sagt sie. Sie befindet sich in einem schier unlösbaren Dilemma: „Ich weiß, dass Drogen die Produktivität einschränken. Aber ich traue meinem Hirn nicht zu, nüchtern kreativ zu sein.“

Joachim Gauck, 73, Bundespräsident, wird sich bei der Grundsteinlegung für das Berliner Stadtschloss vornehm zurückhalten. Nach wochenlangem Gezerre heißt es nun, Gauck werde am 12. Juni zwar anwesend sein, jedoch nur „stille Teilnahme“ praktizieren: Er wird symbolisch auf den Grundstein hämmern, aber weder eine Rede halten noch an der Podiumsdiskussion teilnehmen. Bundeskanzlerin Angela Merkel hatte zuvor ihr Erscheinen mit Verweis auf einen möglichen Auftritt von Gauck abgelehnt. Der ist Schirmherr des aktuell größten kulturpolitischen Projekts Deutschlands. Merkels Zurückhaltung wird damit erklärt, dass sie im beginnenden Wahlkampf nicht den Startschuss für einen 600 Millionen Euro teuren Schlossbau geben wolle. Zudem seien Auftritte auf Berliner Baustellen nach dem Flughafen-Desaster eher unpopulär. Für ein wenig Feierlichkeit soll die Berliner Staatskapelle sorgen: Von Baukränen aus werden Fanfaren erschallen. Zwischendurch, so der Plan, ertönt ein Gong, der aus dem Ethnologischen Museum stammt.

Philosoph im Quotenstreit

Der 1786 gestorbene Philosoph **Moses Mendelssohn** steht im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg im Mittelpunkt einer Gender-Debatte. Es besteht die Gefahr, dass der Aufklärer postum Opfer der Frauenquote für die Benennung von Straßen und Plätzen wird, die das Bezirksparlament 2005 beschlossen hat. Das in Kreuzberg gelegene Jüdische Museum wünscht sich Mendelssohn – Symbollfigur für das moderne Judentum – als Namensgeber für einen Platz, auf dem gerade ein internationales jüdisches Bildungszentrum entsteht. Weil der berühmte Berliner aber keine Frau war, sitzen die Kreuzberger Lokalpolitiker (Grüne, Linke, Piraten und SPD) in der Quotenfalle. Bei der Schlussabstimmung am kommenden Mittwoch könnte der Schlamassel salomonisch gelöst werden – mit Hilfe von Fromet, der Ehefrau des Philosophen. Ihr Name könnte, so ein Vorschlag zur Gender-Güte, mit auf dem Straßenschild stehen.



ULLSTEIN BILD

Aus der „Badischen Zeitung“: „Die etwa 4000 französischen Soldaten in Mali sollen bis Juli halbiert werden.“

Papst beruft Rat der Waisen

Aus der „Saarbrücker Zeitung“

Aus der „Braunschweiger Zeitung“: „Er rief Autofahrer dazu auf, in Krötenwanderungsgebieten das Tempo zu drosseln und Tieren auszuweichen: „Schon das Fahren über eine Kröte kann wegen der Druckunterschiede zu tödlichen inneren Verletzungen führen.““



Aus der „Auto Bild“

Aus der „Augsburger Allgemeinen“: „Wie die Autobahnpolizei Fürstenfeldbruck mitteilt, wurde im Wrack des BMW auch eine angetrunkene Wodkaflasche gefunden.“

Fulminantes Orgelkonzert verbeugt sich vor großen Komponisten

Aus der „Rheinischen Post“

Aus dem „Hamburger Abendblatt“: „Der Bremer Bürgermeister hob in seiner launischen Gastrede die Gemeinsamkeiten der beiden Hansestädte hervor.“

Aus der „Lüneburger Landeszeitung“: „In einem Spiel ist alles möglich. Das ist uns bewusst, und das werden wir versuchen zu verhindern“, sagt Heynckes.“

SEIT 35 JAHREN OHNE FÜHRERSCHEIN Betrunkener verursacht Unfall

Bremerhaven. Jahrelang ist ein 35 Jahre alter Mann ohne Führerschein unterwegs ge-

Aus dem „Weser-Kurier“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Vollmann hört mit freundlicher Ungerührtheit zu, wie ihm sein Gesprächspartner auf den Knien seines Herzens rutschend huldigt.“



■ VERTRIEB

Wann es sich lohnt, das Geschäftsmodell von Ebay zu kopieren

■ NACHHALTIGKEIT

Was wir von Vorreitern in Schwellenländern lernen können

■ INTERVIEW

Facebook-COO Sheryl Sandberg über Frauen im Management

Die digitale Ausgabe

- Einmal online heruntergeladen, jederzeit offline lesen

- Für Tablet und PC/Mac



www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital



Harvard Business manager

DAS WISSEN DER BESTEN

Zitate

Die „New York Times“ über den SPIEGEL-Titel „Die Armutslüge“ (Nr. 16/2013):

Viele Deutsche, angestachelt von deutschen Medien, sind aufgebracht über die Schlüsse der Studie – egal wie irreführend –, dass sie zu den ärmsten Völkern in Europa zählen, mit weniger Vermögen als die geretteten Griechen und die handaufhaltenden Zypriern. Diese Woche hat DER SPIEGEL, ein einflussreiches deutsches Nachrichten-Magazin, das zunehmende Gefühl der Empörung zusammengefasst. Das Titelbild zeigte einen Mann, vermutlich einen Griechen, auf einem Esel mit Körben, prall gefüllt mit Euros. ... Wahr ist, dass viele Deutsche wirtschaftlich zu kämpfen haben. Die Zentralbank stellte das Stereotyp der reichen Deutschen in Frage, die die Autobahn im Mercedes-Benz entlangdonnern. Obwohl extreme Armut selten ist, leben Millionen Menschen in tristen Betonblöcken, fahren U-Bahn und kaufen bei der allgegenwärtigen Discounter-Kette Aldi ein.

Die „tageszeitung“ über das neue Buch von SPIEGEL-Autor Thomas Darnstädt:

„Der Richter und sein Opfer. Wenn die Justiz sich irrt“ heißt ein aktuelles Buch des SPIEGEL-Journalisten Thomas Darnstädt, in dem er fünfzehn Fälle spannend aufbereitet und dabei schildert, wie Fehlurteile zustande kommen können. Ausgangspunkt seien oft einseitige Ermittlungen der Polizei, so Darnstädt, die sich frühzeitig auf eine bestimmte Hypothese festlegen ... „Die Justiz ist das einzige Großunternehmen, das es sich erlauben kann, aus seinen Fehlern nicht zu lernen“, kritisiert Darnstädt. Doch sein Gesamtbild der Justiz, die „im Blindflug“ agiere und nur eine „große Wahrheitsshow“ produziere, ist zu negativ.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 31/2012 „Panzer statt Soldaten“ über das Interesse der Regierung in Katar an deutschen „Leopard“-Panzern. Das Volumen des Geschäfts mit den Scheichs könne bis zu zwei Milliarden Euro erreichen. Es sei bereits eine Delegation von Krauss-Maffei Wegmann nach Katar gereist, um über das Vorhaben zu sprechen.

Am Donnerstag teilte Krauss-Maffei Wegmann mit, dass die Regierung in Katar 62 Panzer vom Typ „Leopard 2“ sowie Panzerhaubitzen für 1,9 Milliarden Euro kaufen werde. Alle Exportgenehmigungen der Bundesregierung seien erteilt.

KENNER  TRINKEN
WÜRTEMBERGER

DAS SCHÖNE AN MEINEM WEIN:
Er lässt sich nicht zähmen.



Karlheinz Hofmann, 47
Weingärtner und Pferdezüchter

Karlheinz Hofmann ist einer von über 15.000 Württemberger Weingärtnern, die mit ihrem Wissen, ihrer Liebe und Erfahrung die typischen Württemberger Weine machen. Wie zum Beispiel diesen Trollinger. Mit seiner ziegelroten Farbe, seinem intensiven Duft nach süßen Kirschen und roten Beeren passt dieser harmonische Wein genauso gut zu einem gegrillten Lachssteak, wie zu feinen Nudelgerichten. Sein fruchtiges Aromenspiel macht ihn aber auch solo und leicht gekühlt zu einem Genuss.



Entdecken Sie Ihren Lieblings-Württemberger! Württembergische Weingärtner-Zentralgenossenschaft e. G.
Raiffeisenstraße 2 · 71696 Möglingen · Telefon 0 71 41 / 48 66-0 · www.wzg-weine.de · info@wzg-weine.de

1&1 ALL-NET-FLAT

D-NETZ QUALITÄT ZUM BESTEN PREIS!



NEU!

Samsung
GALAXY S4

- ✓ **FLAT** FESTNETZ
- ✓ **FLAT** ALLE HANDY-NETZE
- ✓ **FLAT** INTERNET

19,99 / ~~29,99~~ €/Monat*

D-NETZ



1und1.de
0 26 02 / 96 96

* Angebot mit 10,- €/Monat Preisvorteil: 1&1 All-Net-Flat Basic in den ersten 24 Monaten für 19,99 €/Monat, danach 29,99 €/Monat. Ein Smartphone gibt es auf Wunsch dazu, z. B. Samsung Galaxy S4 für einmalig 349,99 €. Dann entfällt dieser Preisvorteil. Alternativ ist das Samsung Galaxy S4 für 0,- € im Tarif 1&1 All-Net-Flat Pro für 49,99 €/Monat erhältlich. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit.